Die deutsche Kulturzeitschrift der Gegenwart

Eine Schilderung anhand der Reichs- und Gauorgane der NS.-Kulturgemeinde

Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität zu München, vorgelegt von

Gerhard Soehle aus Hirschberg (Riesengeb.)

1938

Druck von Albert Heine, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, KG., Cottbus

Referent: Professor Dr. Karl d'Ester

Korreferent: Professor Dr. Arthur Kutscher

Tag der mündlichen Prüfung 21. XII. 1937

Plan der Arbeit

Vorbemerkung

Zwei Angriffen muß diese Arbeit trotzen:

einmal, daß sie eine Gruppe von Zeitschriften zusammenfaßt, die nur lose verbunden sind, demgegenüber aber im einzelnen unterschiedliche Eigenwerte aufweisen;

das andere Mal, daß sie Erscheinungen des Zeitschriftenwesens behandelt, deren Entwicklung noch nicht voll abgeschlossen ist.

Dazu muß gesagt werden:

Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde, die die vorliegende Arbeit behandelt, bilden sehr wohl eine Einheit, die nicht allein durch den Namen der tragenden Organisation gekennzeichnet ist. Die NS.-Kulturgemeinde, die eng mit dem Amt für Kunstpflege beim Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. und der NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude zusammenarbeitet, gibt den ausgewählten Organen eine einheitliche gedankliche Ausrichtung. Damit ist ein gemeinsames und bindendes Ziel gewiesen. Allein der publizistische Weg, den nun die einzelnen Zeitschriften gehen, ist bedingt verschieden. Die NS.-Kulturgemeinde setzt ihre Organe in zwei großen Schichten ein: als Fachorgane für das gesamte Reichsgebiet und als stofflich umfassende Zeitschriften für die einzelnen Gaue. Daraus haben sich auch zwei verschiedene Formen der Kulturzeitschrift entwickelt, die im Teil III,C,1 der Arbeit ausführlich gewürdigt werden.

Innerhalb dieser beiden großen Gattungen haben die Zeitschriften, die jeder davon angehören, jedoch wiederum reichlich Gemeinsamkeiten aufzuweisen. Und selbst über die Gattungen hinweg werden die Organe durch bestimmte Merkmale, die in der Arbeit zusammenhängend geschildert sind, verbunden. Aus diesen Gründen bilden die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde eine geschlossene Einsatzfront kultureller Organe, die unter Ausrichtung auf das gleiche weltanschauliche Ziel eine nahe Verwandtschaft untereinander besitzen. Vor allem zeigen sich die Gemeinsamkeiten überall da, wo von den behandelten Organen neue Wege in der Gestaltung beschritten werden. Der Leser wird feststellen müssen, daß jeder der drei Hauptteile dieser Arbeit in sich abgerundet ist und nicht aus einer Zusammenstellung verschiedenartiger Einzelfälle besteht. Und gerade, daß diese Einheit am klarsten dort zutage tritt, wo die Zeitschrift zu einer kommenden Entwicklung hinführt, ist der beste Beweis für die Richtigkeit der Themenstellung und der Behandlungsform. Neue Ziele erfordern auch neue Wege, Wege, die ihnen wesensgerecht und gemäß sind. Da aber alle behandelten Zeitschriften auf ein einziges Ziel hinsteuern, nämlich die Durchsetzung nationalsozialistischen Gedankenguts innerhalb der Kultur, so müssen auch die Wege, auf denen dieses Ziel erreicht werden soll, starke gegenseitige Ent-

sprechungen aufweisen. Eins in ihrem Wollen, sind die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde vereint auch im Ausdruck dieses Wollens.

Damit ist aber auch der zweite Angriff haltlos geworden, die behandelten Organe seien in ihrer jetzigen Form noch zu jung, um den Stoff für eine wissenschaftliche Untersuchung abgeben zu können. Das Leben bietet in dem vorliegenden Thema der Wissenschaft die Möglichkeit, sich mit der Praxis zu verbinden und so zum gegenseitigen Antrieb zu kommen. Die Darstellung über die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde zeichnet die Strecke des Weges auf, die die wirkliche Entwicklung bereits gegangen ist und trägt, indem sie eine vergleichende Zusammenfassung gibt, sowohl die Rechtfertigung des Geleisteten als auch die Verpflichtung zu Kommendem in sich.

Da unsere Wissenschaft für das Gebiet der Zeitschrift jedoch erst wenige Untersuchungen aufweist, mußte außer der zusammenfassenden Betrachtung noch der Versuch gemacht werden, im Teil III,C,1 auf die behandelten Zeitschriften als Einzelerscheinungen einzugehen. Da die verbindenden Merkmale bereits im übrigen Text dargestellt sind, war in diesem Teil nur ein kurzer Überblick über die Geschichte und ein ebenso knapper Hinweis auf die auszeichnenden Sonderheiten notwendig. Es konnte niemals die Aufgabe dieses Teils sein, umfassende Monographien zu liefern; dazu wäre der vorhandene Raum zu eng gewesen, außerdem hätte sich eine Reihe von Wiederholungen ergeben.

Aus den jeweiligen Anführungen in den verschiedenen Teilen der Arbeit ergibt sich zum Schluß auch ein Gesamtbild der einzelnen Organe. Sie gehen gemeinsam durch die Behandlung der erörterten Fragen hindurch; am Ende aber hat neben dem Ergebnis des Gesamtthemas auch jede einzelne Zeitschrift Auskunft über sich selbst gegeben.

Die Stoffsammlung wurde mit dem Juni 1937 abgeschlossen.

So soll diese Arbeit ein Baustein für den weiteren Gebrauch der Zeitungswissenschaft, in gleichem Maße aber auch ein Baustein für die Gestalter unserer Kulturzeitschriften sein.

Das Verhältnis von Kulturgut und Zeitschrift

„Die Zeitschrift ist das weltanschauliche Schulungsmittel, das gerade in diesen Zeiten, wo der Durchbruch einer siegreichen weltanschaulichen Haltung erst im Beginn steht, eine grundsätzliche Bedeutung erlangt hat." (Heinrich Hansen: „Die deutsche Volkszeitschrift im Kampf um die Erziehung" in „Der Zeitschriften-Verleger" vom 27. Januar 1937.)

Die Frage nach dem Verhältnis von Kulturgut und Zeitschrift stellen heißt nicht nur, ein einzelnes Fachgebiet untersuchen; sondern diese Frage rührt zugleich an die gesamte geistige Werteordnung des Volkes. Kulturgut und Zeitschrift bilden nur die eine Seite der Beziehungen, die sich zwischen Volk und Kultur ergeben. Will man aber die Stellung der einen Größe Zeitschrift klarlegen, so muß dieses Unternehmen auf der Kenntnis auch der anderen und ihrer gegenseitigen Zuordnung fußen.

Die Darstellung darf nicht von der Zeitschrift als Gegebenem ausgehen, auch nicht von einem leeren Begriffe der Kultur, sondern von dem Entschluß des Volkes, sich in jeder möglichen Form den kulturellen Schöpfungen zu nähern und sie auf sich wirken zu lassen.

Die Aufgabe, die bei dieser Begegnung die Zeitschrift zu erfüllen hat, wird von zwei verschiedenen Standpunkten aus falsch gesehen.

Es kann niemals Absicht der Zeitschrift und der Presse ganz allgemein sein, kulturelle Leistungen in ihrer ursprünglichen Gestalt möglichst getreu abzukonterfeien und auf den Beschauer wirken zu lassen.

„Der Kritiker versuche, eine Stellung, ein gehörtes Wort, einen Schrei, einen Seufzer zu rekonstruieren!"[1])

Eine andere Auslegung der Pressearbeit kulturpolitischer Art ist ebenfalls zu widerlegen. Es ist wahr und geradezu ein Kennzeichen für die Echtheit von Kulturgütern, daß sie ohne fremde Unterstützung allein aus sich zu sprechen und zu wirken vermögen. Bekannt ist das Wort des Führers:

„Nichts ist mehr geeignet, den kleinen Nörgler zum Schweigen zu bringen, als die ewige Sprache der großen Kunst." „Bauten müssen für sich sprechen. Man baut nicht, um den Anlaß für eine literarische Abhandlung zu erhalten, so wenig als dann durch eine solche weitschweifende Redseligkeit ein schlechter Bau in einen guten verwandelt werden kann."[2])

Es zeugt aber von wenig Verständnis gerade dieser Gedanken, wenn man aus ihnen die Leugnung jeden Mittlertums der Kulturgüter ableiten will. Es soll zunächst noch nicht auf das vermittelnde Wort, sondern erst auf die Tätigkeit des Menschen als Mittler eingegangen werden. Das sinnfällige Beispiel der Bühne soll uns näher an den Kern der Betrachtung führen.

Die Werke unserer großen Dichter besitzen wir nicht in den säuberlich gedruckten Dramenbänden; zum Erlebnis können sie erst mit der lebendigen Schau auf der Bühne werden. Nicht wenn wir tote Worte lesen, konservierte Wirklichkeit, sondern wenn

redende und handelnde Menschen vor uns stehen, die denselben Raum und dasselbe Licht mit uns teilen, die die gleiche Luft atmen wie wir, dann springt der lebendige Schaffensfunke vom Dichter, durch den Schauspieler auf den Zuschauer über und verbindet sie zu einer tatsächlichen Einheit. Und erst sie verdient den Namen des Dramas recht.[3—4])

Eng verwandt mit der Stellung des Bühnendarstellers ist auch die des musikalischen Interpreten, der, als Geiger oder Sänger etwa, den Noten und Intervallen Leben einzuhauchen vermag. Auch Dichtung übt ihre tiefste Wirkung aus, wenn sie vorgelesen wird, am besten sogar durch den Dichter selbst. Nicht anders ist es mit dem Tanz und allen Kunstgattungen, die der Bewegung des menschlichen Körpers bedürfen, um überhaupt sichtbar zu werden. Auch Spiele, Sitten und Bräuche und mit ihnen das ganze große Gebiet der Volkskunst und des Volkstums brauchen die lebendige Darstellung. Hier tritt diese Rolle vielleicht am stärksten in den Vordergrund, da der Aufnehmende zugleich auch Ausübender ist; man denke nur an die Form der Kreisspiele. Hier allein ist die engste Verbindung von Volk und Kultur, aber ohne die Verlebendigung durch den Menschen kann auch sie nicht bestehen.

Am ehesten scheint noch die bildende Kunst durch sich selbst, durch Mauern und gegossene Bronze, wirken zu können. Daß aber Kunst nur durch den Stoff lebendig ist, hat die hinter uns liegende Verfallszeit zur Genüge widerlegt. Niemals strahlt ein Dom seine besten Kräfte aus, wenn er als eine Art kunstgeschichtlichen Museums „besichtigt" wird; und erst zu den großen Feierstunden der Nation erleben wir den tiefsten Ausdruck des Königlichen Platzes in München. Unter diesen Gedanken beugen sich aber auch die übrigen Gattungen der bildenden Kunst, die erst langsam wieder aus ihrer Vereinzelung heraustreten können.

Solche Art des Mittlertums, wie es uns im Schauspieler und Musiker entgegentritt, ist naturgegeben. Wo aber liegen die Aufgaben der Presse, und der Zeitschrift im besonderen, der Kultur gegenüber? Läßt sie sich als gleichwertig in diese Reihe einschalten, oder weist sie Rang- oder auch Artunterschiede gegen diese auf?

Auch die Zeitschrift erfüllt ein Mittleramt zwischen Kunst und Volk; auch sie ist ein Werkzeug im Dienste der Kultur. Wenn aber Kultur ohne die geschilderte Gruppe von Mittlern tot bliebe, so hat die Zeitschrift ganz andere als kulturtragende Aufgaben. Sie hat eine doppelte Bedeutung, die, zeitlich gesehen, einmal vor und das andere Mal nach der persönlichen Berührung mit der kulturellen Leistung steht. Die Zeitschrift ist der Pionier der Kultur; sie bereitet den Angriff vor, und sie befestigt das gewonnene Gelände.

Wie im Kriege alle Waffengattungen zum geschlossenen Einsatz gebracht werden, und wie zwischen ihnen nicht Rang-, sondern Artunterschiede bestehen, so müssen auf dem kulturellen Abschnitt auch alle Mittel zusammenarbeiten. Das entscheidende ist aber die persönliche Berührung mit dem Kulturgut.[5])

Zwischen der vorbereitenden und der vertiefenden Aufgabe der Zeitschrift besteht kein grundsätzlicher Unterschied. Beide können mit den gleichen Mitteln, demselben Aufsatz etwa, durchgeführt werden. Eine Trennung in zwei verschiedene taktische Einsatzmöglichkeiten ist nur durch psychologische Untersuchungen möglich, die sich jedoch stets auf den einzelnen Leser erstrecken. Sie rührt aber nicht an die grundsätzliche Erscheinung der Kulturzeitschrift.

Die Zeitschriftenform als erzieherische Macht hat sich folgerichtig mit dem Anwachsen der aufnehmenden Gemeinde herausgebildet.

> „Die Form der erzieherischen Arbeit richtet sich auch nach der Zahl der Teilnehmer. Wird diese so groß, daß nicht mehr alle gut sehen und hören können, so wird man die Betrachtung der Kunstwerke selbst vorbereiten in Lichtbildvorträgen, die die Verständigung sichern.[6])

Hier ist bereits der erste Schritt geschildert, der von der unmittelbaren Anschauung des Kunstwerkes zur Wiedergabe im Lichtbild führt. Die Übertragung erstreckt sich

also auf das Gebiet des Auges. Andererseits kann aber auch der Fall eintreten, daß das betrachtete Werk der Größe nach von vielen gleichzeitig gesehen werden kann, daß aber die Verständigung durch das Wort unter der Entfernung im Raume leidet. Hier müßte dann innerhalb der Welt des Ohres ein Hilfsmittel gefunden werden, das sich in der Übertragung auf funkischem Wege etwa bietet.

Theoretisch könnte man so den Zuhörerkreis ins Unermeßliche steigern, praktisch sind dem aber bald Grenzen gesetzt, selbst wenn bildliche und sprachliche Übertragung zusammentreffen. Große Bilder sind entweder aus geringer Entfernung nicht übersehbar, oder sie verlieren in großer Weite an Einzelheiten. An dieser Stelle liegt die Geburt zunächst der Kunstzeitschrift, mit kleinen Abwandlungen, die durch das Fachliche bedingt sind, aber auch der umfassenden Kulturzeitschrift.

Trotz der räumlichen Entfernung des eigentlichen Gegenstandes vom Beschauer, oder gerade in verstärkter Weise aus diesem Grunde, muß der Erzieher selbst das, worüber er schreibt, aus eigener Anschauung gründlich kennen.[6]) Wünschenswert und in vielen Fällen erst fruchtbringend ist aber, daß der Leser auf dem gleichen Erlebnis aufbauen kann.

Der Kulturpolitiker wird aber nicht immer vor der Tatsache stehen, zu einer Gemeinde von Tausenden sprechen und sich der Zeitschrift bedienen zu müssen. Neben diesem einen Wege haben sich auch alle früher gültigen weiter erhalten und bilden erst in ihrer Gesamtheit die Grundlage zu eindringlicher Arbeit. Sehr deutlich drückt sich diese Tatsache in der Schrifttumspflege der NS.-Kulturgemeinde aus. Dort finden wir Dichterlesungen als lebendigste Form der Vermittlung neben der „Deutschen Kulturbuchreihe", einer Sammlung wertvoller Werke dieser Dichter in Buchform, die noch von der eigenen Zeitschrift „Ich lese" begleitet wird. So erfährt das einmalige Erlebnis der Begegnung mit dem Dichter „Dauer und Vertiefung".[7]) Das gleiche Verhältnis spiegelt sich im Abdruck von Dramen und Dramenausschnitten. Die „Monatshefte für Mecklenburg" geben zum Beispiel im November 1936 einen Auszug aus dem „Frankenburger Würfelspiel", das im Sommer desselben Jahres auf der Dietrich-Eckart-Bühne in Berlin uraufgeführt wurde. Sie stellen es vor mit den Worten:

> „Tausende haben es gesehen und sind davon ergriffen worden, so mag denn hier wenigstens ein Stück zum besinnlichen Lesen dargeboten werden."

Auf dem Gebiete der Heimatforschung wird ebenfalls in breiter Front gearbeitet. Vorträge (auch mit Lichtbildern), Bücher und Hefte und die Neubelebung bestimmter Sitten ergänzen einander.[8]) In den Dienst der bildenden Kunst haben sich Zeitschrift, Kunstausstellung, vorbildliche Bildwiedergabe und Originalwerk gestellt.[9])

Die Klarstellungen über den Platz der Zeitschrift innerhalb der kulturellen Ordnung des Volkes zeigen die Aufgaben, die sich durch die Publizistik erfüllen lassen. Es ist auch ersichtlich, daß kein anderes Mittel der Volksführung durch Wort und Bild die gleiche dauerhafte Wirkung erzielen kann. Damit ist aber noch nicht die letzte Entscheidung darüber gefallen, ob die Arbeit der Zeitschrift nicht doch überflüssig, ja sogar hinderlich ist. Die Tatsache, daß ein Erzieher da ist, beweist noch nicht, auch wenn er beste Arbeit zu leisten gewillt ist, daß er unabänderlich notwendig ist.

In dieser Frage soll an erster Stelle ein Wort Alfred Rosenbergs gehört werden, das aus seinem Aufruf zur Bildung des „Kampfbundes für Deutsche Kultur", der heutigen NS.-Kulturgemeinde, genommen ist. Er spricht dort von einer „Erweiterung der Arbeit", die sich nach Bildung des Bundes „von selbst ergeben" wird, und sieht sie mit in der „Heranziehung bestehender artbewußter Zeitungen und Zeitschriften". „In öffentlichen Veranstaltungen und in jeder anderen sich bietenden Form" soll der Kampf um die deutsche Kultur aufgenommen werden.

> „Rassenforscher, bildende Künstler, Gelehrte aller Fachgebiete usw. sollen diese Grunderkenntnis im Kampf gegen die Bastardideen der alles Echte zersetzenden

Internationale durch Wort und Schrift vertreten, während Schriftsteller, Publizisten, Männer des öffentlichen Lebens berufen sind, die noch immer mangelhaft unterrichteten Schichten der nationalen deutschen Intelligenz über den wahren Zustand unserer Theater, unseres gesamten Schrifttums aufzuklären und zum Kampf zu sammeln."[10])

Diese Aufklärungsarbeit der Presse wird man nicht unterschätzen können. Aber diese Sätze sind im Mai 1928 veröffentlicht worden, als eine fremde Kulturauffassung ihre zersetzende Wirkung noch ausüben konnte. Doch heute? Da muß zunächst einmal darauf hingewiesen werden, daß auch heute noch gerade im kulturellen Leben gegnerische Kräfte, die weiter nichts als getarnten Internationalismus und verkrochene Reaktion darstellen, recht rege am Werke sind. Es ist das Verdienst des Gaukulturwartes der Saarpfalz, gerade auf diese Erscheinungen eindringlich hingewiesen zu haben.[11])

Aber die Zeitschrift vermag ja nicht nur kämpferisch gegen fremde Mächte zu wirken; sie kann in demselben Maße auch erzieherisch für den gesunden Aufbau eintreten. Walter Stang, der Amtsleiter der NS.-Kulturgemeinde, hat sich erst in jüngster Zeit dafür eingesetzt.[12]) Auch Rudolf Ramlow, der Leiter der Presseabteilung in der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde, ist von dem „Wert eines tätigen Einsatzes der Presse" vollkommen überzeugt, da durch ihn „unser Volk auch zur Kulturgesinnung des Nationalsozialismus erzogen" wird.[13]) Dazu stellt der „Zeitschriften-Verleger", das Organ des Reichsverbandes der deutschen Zeitschriften-Verleger, gerade für unsere Zeit des Aufbaues fest:

„Die nationalsozialistische Revolution hat die deutsche Zeitschrift zu einer Geistesmacht werden lassen, wie sie es in den Jahrzehnten vorher niemals gewesen ist.[14])

Gegenüber diesen Grundtatsachen muß zum Schluß aber noch als gewichtige Größe die geschichtliche Lage unserer Generation in Betracht gezogen werden. Wir sind heute vom „Handelnden" zum „Betrachter" geworden, und unsere Aufgabe ist es, wieder zum Handeln zu gelangen.[15]) In Fortführung dieses Gedankens fällt es nicht schwer, zu behaupten, daß auch die Kunstzeitschrift ein Kind dieser „Betrachtung" ist und mit dem aufkommenden Willen zur Tat verschwinden muß. Es kann hier nicht untersucht werden, ob eine neue tatkräftige und lebensvolle Zeit unserer Geschichte auf technische Leistungen einer reifen und verblühenden Epoche, in der die Wiege unserer Presse stand, verzichten muß, um wieder natürliche Frische und Ungebrochenheit zu erhalten. Unsere Generation teilt diese Meinung nicht und sieht die Lösung vielmehr in einer Umwertung, der zu einem bescheidenen Teil hier nachgespürt werden soll.

Diese Erkenntnis findet sich in vielen Äußerungen innerhalb der behandelten Zeitschriften und der maßgeblichen Fachpresse. Daß unsere Zeit aber nicht an einer Überlastung gerade mit kulturellen Zeitschriften krankt, weist für das Gebiet der bildenden Kunst Robert Scholz nach, der frühere Schriftleiter der „Völkischen Kunst":

„Die Zahl der Kunstzeitschriften und ihrer Leser ist verschwindend klein gegenüber der Bevölkerungszahl und im Verhältnis zu der Zahl der Mode- und Sportzeitschriften, sowie der technischen, literarischen und wissenschaftlichen Zeitschriften."[18])

Unsere Zeit hat eine Verfallsepoche abgelöst und stellt einen Umbruch auf allen Lebensgebieten aus dem Grunde der Weltanschauung dar. Wir haben uns entschlossen, das Vergangene restlos abzutun und nur noch als abschreckendes Beispiel zeitweilig zu zeigen. Die neuen Leistungen der Kultur wachsen aber langsam und reichen bei weitem noch nicht aus, ein großes Volk nur durch ihre unmittelbare Wirkung allein erziehen zu lassen.

„Da ein nationalsozialistischer Weltanschauung tiefinnerlich entsprechendes Kunst- und Kulturleben heute sich erst zu entwickeln beginnt, wäre es eine

ungeheure Gefahr, das Veranstaltungswesen zu übersteigern. Es kommt auch nicht darauf an, überall und immer wieder neue Kunst unserer Art zu zeigen. Da sie eben noch nicht vorhanden ist, besteht die Gefahr, daß man bei einer Übersteigerung des Veranstaltungswesens notwendig Kunst zeigt, die entweder unecht, aus Konjunkturgründen angefertigt ist oder die überlebten, bereits zum Absterben verurteilten Ausdrucksformen vergangener Jahrzehnte, die mit dem Nationalsozialismus nicht das geringste zu tun haben, künstlich noch einige Zeit am Leben erhält.[12])

In diese Bresche vermag die Zeitschrift zu springen. Sie kann auf manche Art und Weise dem kulturellen Leben Richtung und Antrieb geben, ohne es auf eine papieren-trockene Ebene zu verführen. Ihre Aufgaben als „unentbehrlicher Mittler zum Übertäglichen", als „Ruferin zur Sammlung auf die gemeinsamen . . . kulturellen Ziele" sollen nun im einzelnen besonders umrissen werden.[17])

Die kulturdeutende Aufgabe

Kulturpflege im nationalsozialistischen Staat geht nicht von Urteilen überreizten Geschmackes und erlösgierigen Geschäftes aus, sondern gründet sich auf den festen Bau der Weltanschauung. Sie muß daher, bevor sie sich an Einzelwertungen begibt, eine kulturpolitische Zielsetzung vollendet haben. Schultze-Naumburg drückt es einmal so aus:

„Bevor ein Werk zur Tat wird, muß sein Wesen im Geiste geschaut sein."[18])

Und das „Schwarze Korps" bestätigt:

„Es kommt nicht darauf an, daß man überhaupt in Kultur macht, sondern der Blick auf das Ziel ist maßgebend."[19])

Um diese Ziele im einzelnen zu formulieren und auszuarbeiten, hat sich der „Bund der Verschworenen" zusammengefunden. Er fühlt sich nach Worten des Abteilungsleiters für Volkstum und Heimat in der NS.-Kulturgemeinde, Heinrich Guthmann, „als Träger und Vollzugsorgan, als Handlanger und Wegbereiter".[20]) Der „Bund der Verschworenen" ist unter diesem Namen zunächst eine rein ideelle Auslese; man wird aber nicht fehlgehen, die führenden Kräfte der NS.-Kulturgemeinde als eine Gemeinschaft zu bezeichnen, die diesem Begriffe Inhalt verleihen kann. In dieser Erkenntnis werden auch Guthmanns Worte verständlich und klar:

„Aus der Menge der Fühlenden und Mitfühlenden wächst die Schicht derer, die die Entschlüsse fassen und diesen Entschlüssen Taten folgen lassen. Aus der Reihe der Unzähligen, deren Seele vor dem Gestalt werdenden Mythus in die Knie sinkt, ersteht der Kreis aller derjenigen, die darüber wachen, daß der praktische Wiederaufbau des Reiches der Idee des Mythus entspricht."[20])

Wenn diese richtungweisende Arbeit, die den kulturellen Weg zu dem ganzheitlich politischen Ziele weist, von der NS.-Kulturgemeinde geleistet wird, so muß sie sich auch in allen den Zeitschriften durchsetzen, die mit ihr in Verbindung stehen. Es ist ja der Zweck des Organes einer Organisation, ihre Zielsetzung zu verkünden. Aus diesem Grunde finden wir auch an vielen Stellen der behandelten Zeitschriften entsprechende Hinweise und Benennungen.

Gleichermaßen richtungweisend sind auch die ersten Hefte der Zeitschrift „Bausteine zum deutschen Nationaltheater". Zumal der Aufsatz Walter Stangs in Heft 1 gibt die Ausrichtung für das gesamte Unterfangen der Zeitschrift. Hier wird besonders die politisch-weltanschauliche Grundlage aller Kulturarbeit offenbar, denn das Programm der „Bausteine" ist nichts anderes als das Programm des Nationalsozialismus.

Man kann aber Richtlinien und Parolen nur ausgeben, wenn man zuvor ihre stofflichen Grundlagen erkannt hat.

„Nur wer erkennt, kann führen".[21—22])

Dieser Pflicht unterwerfen sich die Zeitschriften in mannigfachen Einzeluntersuchungen und zusammenfassenden Darstellungen. Wie aber eine fruchtbare Betätigung nicht in der zerlegenden Analyse allein gefunden werden kann, so beschränken sich die Zeitschriften auch nicht auf die Tatsache der Erkenntnis. Diese bildet ihnen lediglich die Grundlage zur Deutung und Wertung des Kulturgutes.[23]) Die Ausdeutung des Werkes ist auch die erzieherische Aufgabe, von der zu Beginn der Darstellung bereits gesprochen wurde. Die fruchtbaren Wertmaße des Mittlers für die Kulturdeutung sollen in einem besonderen Abschnitt später zusammengefaßt dargestellt werden. An dieser Stelle kommt es nur darauf an, die innere Verwandtschaft der Wegweisung, des Erkennens und des Deutens aufzuzeigen.

Wenn Zeitschriften Wege zum Neuaufbau unserer Kultur weisen wollen, so ist das nicht so zu verstehen, daß sie äußere Formen, und erst recht nicht in Einzelheiten, vorausbestimmen könnten, „denn das hieße, die lebendige Entwicklung zugunsten einer theoretischen Dogmatik vorwegnehmen". Entscheidend ist, die fruchtbaren und die verderblichen Kräfte zu kennen und zu nennen und den zukunftweisenden den Weg zu ebnen.[16])

Die Stofferschließung

Es kommt einer in die Breite des Volkes ausstrahlenden Kulturpflege nicht darauf an, nur für ausgewählte Stellen Erkenntnisse zu sammeln. Die Möglichkeit, an Hand von Beispielen sich selbst ein Urteil über den Gehalt kultureller Schöpfungen zu bilden, muß jedem Volksgenossen offen stehen.[24]) Zu diesem Zwecke muß ihm aber die Beschäftigung mit dem Stoff ermöglicht, muß ihm der Stoff vorgestellt werden. Die Zeitschrift kann auf diesem Gebiete nur beschränkt mithelfen, da sie stets stark mittelbar bleiben muß und ursprüngliche Werte stark verfärben kann. Lediglich auf dem Gebiete des Wortes ist diese Gefahr erloschen.

In verstärktem Maße gilt die Aufgabe der Stofferschließung durch die Publizistik für die Wissenschaft und ihre Forschungen. Gerade auf diesem Gebiete hat die Zeitschrift eine wertvolle Sendung zu erfüllen, indem sie viele Ergebnisse der neuen Forschung wesentlich beschleunigt und in manchen Fällen überhaupt ermöglicht hat.

Die Stofferschließung erstreckt sich auf zwei verschiedene Wirkungskreise, in deren Behandlung aber keinerlei Unterschiede eintreten.

Alte, bekannte und bearbeitete Fachgebiete werden durch Veröffentlichungen der Zeitschrift bereichert und erweitert. Neue Gebiete, die durch die Entwicklung zum Dritten Reich in den Vordergrund getreten sind und noch keine oder unbedeutende und andersbestimmte Literatur aufzuweisen hatten, werden in den Spalten der Zeitschrift zum erstenmal überhaupt oder zum ersten Male unter neuen, weltanschaulichen Gesichtspunkten durchforscht. Unter ihnen stehen an erster Stelle Vorgeschichte, Rassenkunde, Volkskunde, Bauerntum, Heimatkunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum.

Bisher unbenutzte Quellen werden untersucht, alte, vergessene Überlieferungen, Bräuche und Kunstwerke erstehen in neuem Lichte, unzugängliche Dokumente in Privatbesitz werden vorgestellt, neue Funde und Arbeitsergebnisse werden dem Wissenschaftler zur Verfügung gestellt. Auch ganze Bibliographien fehlen nicht.[25]) Daneben tritt noch eine wichtige Tätigkeit. Zeitschriften können in ihrem abgestimmten Leserkreis gerade der Forschung einen wertvollen Stab von Mitarbeitern stellen. Nicht selten gehen Fragebogen wissenschaftlich arbeitender, darunter auch amtlicher, Stellen an die Leser, und sogar maßgebliche ausländische Persönlichkeiten wenden sich über die Schriftleitung an die Leser der Zeitschrift, um sie zur Mithilfe an ihren Forschungen zu veranlassen.[26])

Die Überbrückung des Raumes

Die Zeitschrift ist ihrem Wesen nach vorzüglich geeignet, zusammenfassend zu wirken. Diese Fähigkeit übt sie in drei Richtungen aus: auf den Stoff, auf die Mitarbeiter und auf die Leser.

Die freie Möglichkeit, den Stoff zusammenzuführen, zu lösen und wieder in neue Zusammenhänge zu stellen; das Manövrieren zur Schlagfertigkeit in kürzester Zeit, und die überraschenden Angriffe auf immer derselben Front - gegen das fehlende Wissen und die sich erst festigende Haltung des Lesers nämlich - lassen die Zeitschrift zu einer „Kulturtat ersten Ranges" werden. [27])

Wie den Stoff, so faßt sie auch die Mitarbeiter streng zusammen. Es ist hier nicht nur an den bleibenden Stab der Verfasser gedacht, die in ständiger Fühlung leben; sondern neben ihnen klingt auch die Stimme unbekannter, ferne wohnender Volksgenossen. Dieser Vorteil ist für die Zeitschrift mit entscheidend gegenüber dem Buch. Nicht ein einziger Verfasser steht vor uns, sondern ein ganzer Kreis in lebhafter Wechselrede, und auch unsere eigene Meinung bleibt nicht ungehört. Während das Buch stets ein Soloinstrument bleiben muß, das nur von einem gespielt wird, tönt aus der Zeitschrift in Heft und Jahrgang die Weite eines ganzen Orchesters. Mit diesem Vergleich liegen Unterschiede und Gefahren gleich offen vor uns. Das Einzelspiel kann durch die Persönlichkeit des Meisters größte Tiefe erlangen, während die einzelne Stimme des gesamten Klangkörpers diese Überzeugungskraft und Vollendung nicht immer haben wird. In den meisten Fällen aber wird die Gemeinschaftsleistung vor der im einzelnen möglichen Übersteigerung zur Virtuosität bewahren.

Die Vereinigung vieler Verfasser hebt die Zeitschrift zugleich gegenüber einem anderen vordringlichen Mittel unserer Zeit ab, gegen die Rede. Bedeutende Reden müssen ihrem Wesen nach ohne Trübung durch ihre einheitliche Kraft wirken. Die organisatorische Umrahmung ist daher, außer bei Feierstunden - und da eher durch künstlerische Darbietungen -, sehr knapp gehalten. Auch an diesem Punkte kann die Zeitschrift ergänzend eingreifen.

Nicht zuletzt ist aber die Überwindung der räumlichen Entfernung von Erzieher und Leser eine wichtige Sendung der Zeitschrift.[28]) Bereits eingangs wurde dieser Gesichtspunkt in seinen Grundzügen dargelegt. Die kulturpolitische Willensvermittlung zwischen Führung und Volk ist die allgemein anerkannte Fähigkeit der Presse. Bestärkend wirkt noch, daß die Übermittlung nicht an einen bestimmten Zeitpunkt wie beim gesprochenen Wort, das sogleich wieder verhallt, gebunden ist und daher wiederholt wirken kann, und daß weiter die Gemeinde nicht eine geschlossene Versammlung bildet, sondern daß jeder einzelne Volksgenosse in seinen eigenen vier Wänden aufgesucht werden kann. Diese Leistung in doppelter Richtung hat der Presse ihre Bedeutung auch neben dem Funk erhalten können.

Es ist notwendig zu wissen, daß die Verbindung von der führenden Mitte über die Stadt, den Gau, das Reich bis zu den Auslandsdeutschen und in die Kolonien geht, um sie recht würdigen zu können. Gerade unseren Landsleuten draußen in der Welt ist sie oft der einzige Bote der Heimat. Sie zieht wie ein „Magnet" die „Gedanken an und weist sie auf die Heimat". Sie kann mitunter durch ihre Reichhaltigkeit, Gediegenheit und Willenskraft wertvoller sein als Freundesbriefe.[29])

Die Auslösung der kulturellen Tat

Die Anregung zu lebendigem Wirken kann an den Einzelnen als Schöpfer und an die Gemeinschaft als Erlebende gerichtet sein.

Der Kulturpolitiker kann unmittelbare Aufträge an den Künstler nur in wenigen Fällen und in kleinem Maßstabe geben. Es wird sich immer darum handeln, im

Rahmen einer für die Zeitschrift verwendbaren Technik bestimmte Gedankenkreise, die in Aufsätzen behandelt werden sollen, mit künstlerischem Gestaltungswillen auszudrücken. Einmal kommt dabei die Dichtung in Frage,[30]) das andere Mal die bildende Kunst, im besonderen Maße durch Schwarz=Weiß=Darstellungen. Kunstwerke anderer Gattungen, monumentale Bronzen etwa, kann der Kulturpolitiker in der Zeitschrift natürlich nicht in Auftrag geben, da ihm der Zweck jeglichen Auftrages, die Verwendung, im Rahmen seines Organes fehlt. Er kann aber die „Behandlung bestimmter Stoffe und Konflikte anregen". Diese Fähigkeit stellt jedoch eine „Spitzenmöglichkeit des Mittlers" dar.[23])

Das Wesen der Presse und damit auch der Zeitschrift ist - nach einem Wort des Führers - nicht, selbst ein Zweck zu sein, sondern nur ein Mittel zu einem solchen. Die Kulturzeitschrift liefert daher das „Rüstzeug" für die praktische Arbeit; wiederholt taucht diese Bezeichnung wörtlich auf. Rüstzeug kann aber auf verschiedenem Wege gegeben werden. Der Hinweis, der die weiteste eigene Behandlung zuläßt, ist die allgemeine gedankliche Anregung zu bestimmtem Tun. Sie kann in einem Satz der Abhandlung angedeutet werden; sie kann einen Aufsatz als Aufruf abschließen, und sie kann durch die Gesamtheit eines Artikels gebildet werden. In allen Fällen aber kommt sie in der Zeitschrift selten vor; ein Beispiel und Vorbild wird in den meisten Fällen die Ausführungen stützen.

Aber auch bei dem Herausstellen von Einzelfällen gibt es keine Norm. Der Gesamtaufbau traditioneller und neu zu bildender Feierstunden kann geschildert werden - etwa zum Tag der Nationalen Arbeit oder bei Werkfeiern. Einzelne Darbietungen oder Sitten verlangen ebenfalls eine Anleitung zu ihrer Erlernung, denn „Fahnenschwingen", „Kreuzpolka" und der „Odenwälder Dreher" müssen unter Zuhilfenahme von Noten und schematischen Darstellungen der Grundfiguren erst neu erfaßt werden. Endlich aber muß jeder kulturellen Handlung ein wertvoller Stoff zugrunde liegen, den auch die Zeitschrift zu vermitteln hat; Spiele, Sprechchöre, Lieder und Ansprachen sollen nur als ein Auszug genannt sein.

Dabei ist all der Äußerungen noch nicht gedacht worden, die ohne ausgesprochenen Hinweis ins praktische Leben weiterwirken. Berichte aus der Tätigkeit rufen zur Beherzigung auf; Schilderungen alter Bräuche veranlassen an vielen Stellen die Neubelebung; Berichte über kulturelle Erziehungsweisen in der Schule werden auch in anderen Teilen des Landes aufgegriffen werden; Verherrlichungen der Heimat in der Kunst wecken das Verlangen, selbst einmal diese Landschaft zu durchwandern; in diesem Jahre Geschildertes wird im nächsten Jahre vielleicht hier und dort lebendig sein.

> „Die Leser sollen mehr zu einem in der praktischen Volkstumsarbeit wirkenden Arbeitskreis zusammengeschlossen werden."[31])

Ein Blick über die Reichsgrenzen soll die einführenden Betrachtungen anschließen. Der Inhalt unserer Kulturzeitschriften, den wir in der Heimat manchmal zu gern als „nur Literatur" ansehen möchten, erwacht in den deutschen Volkstumsinseln der Welt zu ursprünglichstem Leben: Eltern lesen den Kindern nach Feierabend aus dem Geiste der Heimat vor, und in der Bukowina hat die Geschichte von der „Bärenjagd" aus der Zeitschrift „Unsere Heimat" durch den Mund einer Deutschen eine Gemeinde von fünfzig Frauen gefesselt.

> „Der Eindruck war mehr als großartig.[32])

Die Zeitschrift hat also auch heute, da die aktiven Kräfte der Zeit die unmittelbare Sprache des Kulturgutes verlangen, ihre eigene Aufgabe. Sie kann neben die kulturtragende Bedeutung des vermittelnden Sängers, Schauspielers, Tänzers den Wert der kulturellen Erziehung und Volksbildung stellen.

Die Zeitschriftensteuerung durch die NS.-Kulturgemeinde

Die treibenden geistigen Kräfte einer Zeitschrift sind: Herausgeber, Verleger, Schriftleiter und Mitarbeiter. Die NS.-Kulturgemeinde wird darauf verzichten, durch weitgehende Hereinnahme wirtschaftlicher Sorgen ihre Arbeit zu gefährden. Sie hat deshalb alle ihre Zeitschriften leistungsfähigen Privatverlagen anvertraut und stützt dadurch zugleich die deutsche Wirtschaft. Nur die Gaudienststelle Schleswig-Holstein gibt ihre Zeitschrift im eigenen Verlage heraus.

Die eindeutigste Form der Zeitschrift, die von einer Organisation bestimmt wird, ist das amtliche Organ. Es ist damit kein Zweifel über die Ziele gelassen, die die Veröffentlichung verfolgt. Die NS.-Kulturgemeinde gibt folgende amtliche Organe heraus:

1. „Kunst und Volk" - Amtliches Organ der NS.-Kulturgemeinde,
2. „Die Musik" - Amtliches Organ der NS.-Kulturgemeinde,
3. „Ich lese" - Monatsschrift der „Deutschen Kulturbuchreihe",
4. „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" - Organ der NS.-Kulturgemeinde,
5. „Der junge Osten" - Herausgegeben in Verbindung mit der NS.-Kulturgemeinde, Gaudienststelle Ostpreußen,
6. „Das Bollwerk" - Amtliches Gauorgan der NS.-Kulturgemeinde,
7. „Monatshefte für Mecklenburg" - Amtliche Mitteilungen des Heimatdienstes Gau Mecklenburg e. V. in der NS.-Kulturgemeinde,
8. „Die Heimat" - Herausgegeben von der Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde,
9. „Niedersachsen" - Organ der NS.-Kulturgemeinde Gau Südhannover-Braunschweig,
10. „Rheinische Blätter der NS.-Kulturgemeinde" (bis März 1937),
11. „Schwabenland" - Herausgegeben von der NS.-Kulturgemeinde Gau Schwaben.

Zu diesen gesellen sich die Organe der Verbände, die ihre Arbeit innerhalb der NS.-Kulturgemeinde leisten; darunter sind zu nennen:

1. „Der Oberschlesier" - Organ des Bundes Deutscher Osten und der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde (in der NS.-Kulturgemeinde, Abteilung Volkstum und Heimat),
2. „Volk und Scholle" - Zeitschrift des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat Gau Hessen-Nassau e. V.,
3. „Unsere Heimat" - Mitteilungsblatt der Abteilung Volkstum und Heimat in der NS.-Kulturgemeinde.

Die Bezeichnung „amtliches Organ" ist nicht gleichbedeutend mit der Ausübung der Herausgeberschaft durch die NS.-Kulturgemeinde. Bei „Kunst und Volk", „Ich

lese" und den „Bausteinen" zeichnet Walter Stang; da er aber der Amtsleiter der NS.-Kulturgemeinde ist, wird die Verbindung ohne weiteres deutlich. Ähnlich ist es bei den Organen der angeschlossenen Verbände, die zum Teil von den Leitern dieser Organisationen herausgegeben werden („Volk und Scholle"); auch hier ist die innere Ausrichtung gewährleistet.

Bisher haben noch nicht alle Gaue eigene Zeitschriften durch die NS.-Kulturgemeinde erhalten. In einigen von ihnen sind aber rührige Ortsverbände am Werk, die besondere Organe herausgeben. Die Bedeutung dieser Zeitschriften besteht darin, daß sie von der Programmbekanntgabe des Monats zu kulturpolitischem Inhalt übergehen und ihren Geltungsbereich nicht nur auf den Ortsverband beschränken, sondern bis auf den ganzen Gau ausdehnen; zum Teil liegt das an den örtlichen Raumverhältnissen, wie etwa in Hamburg.

Als führend sind unter den gezeichneten Erscheinungen hervorzuheben:

1. „Monatsschrift für Kunst und Theater - Gau München-Oberbayern" - Herausgegeben von der NS.-Kulturgemeinde Ortsverband München,
2. „Meine Heimat" - Amtliches Organ der NS.-Kulturgemeinde Ortsverband Wuppertal und der Einzelkammern der Reichskulturkammer Gau Düsseldorf,
3. Blätter für Kunst und Kultur" - Organ der NS.-Kulturgemeinde Ortsverband Hamburg e. V.

Nicht von einem Ortsverband, sondern von der Gaudienststelle wurde das „Thüringer Theater - Kulturdienst für Theater, Kunst und Literatur" herausgegeben, das aber eingestellt worden ist.

Die zweite Form der Einflußnahme auf die Gestaltung von Zeitschriften besteht darin, daß Amtsträger der NS.-Kulturgemeinde zu gleicher Zeit für die Schriftleitung verantwortlich sind. Diese Möglichkeit bietet ebenfalls eine sichere Gewähr für die Durchsetzung der von der NS.-Kulturgemeinde aufgestellten Ziele und Richtlinien, hat jedoch noch einen taktischen Vorteil. Es ist zuweilen für äußerlich bereits gekennzeichnete Organe schwer, auf eine Aufnahme zu treffen, die nicht von böswilligen Vorurteilen geleitet wird. Und gerade diese Schichten des deutschen Volkes müssen von dem Erziehungswerk der Zeitschrift erfaßt werden. So hat sich die NS.-Kulturgemeinde entschlossen, bei gleicher weltanschaulicher Geradheit des Inhaltes Organe zu schaffen, die ihre Herkunft nur durch den Geist verraten; das aber will erst begriffen sein, und dann stört es meist nicht einmal mehr - die Bresche ist geschlagen.

Zeitschriften dieser Gruppe sind:

1. „Volkstum und Heimat" - Hauptschriftleiter: Heinrich Guthmann, Abteilungsleiter für Volkstum und Heimat in der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde (ab Januar 1937),
2. „Rheinische Blätter" - Hauptschriftleiter: Walter Trienes, Gauobmann Köln-Aachen der NS.-Kulturgemeinde (ab April 1937),
3. „Die Westmark" - stellv. Hauptschriftleiter: Camillo Sangiorgio, Gauobmann Saarpfalz der NS.-Kulturgemeinde.

Als Ergänzung hierzu muß der „Deutsche Kulturwart" genannt werden, dessen Herausgabe in den Händen von Josef Buchhorn liegt. Buchhorn hat die Zeitschrift in seiner Eigenschaft als Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde geführt und sie zum Gauorgan der Kurmark erhoben. Nach der Umbesetzung des Amtes leitet er die Schriftleitung weiter und arbeitet seit November 1936 mit der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde in Berlin zusammen.

Der dritte Weg der NS.-Kulturgemeinde über die Zeitschrift zum Volk ist durch die Mitarbeit an fremden Organen gekennzeichnet. Sie kann in doppelter Form geschehen. Zunächst können die Amtsstellen druckreife Aufsätze aus ihrem Arbeitsgebiet an die Schriftleitungen der betreffenden Zeitschriften geben,

die unter den Heftinhalt aufgenommen werden. Diesen Weg beschreitet die Gaudienststelle Mainfranken mit der Zeitschrift „Mainfranken". Anderen Sinn hat die Bekanntgabe von Mitteilungen in außenstehenden Organen. Sie soll nicht durch den bloßen Abdruck wirken, sondern vielmehr auf die Arbeit der Organisation hinweisen und zur persönlichen Fühlungnahme führen. Der Gau Württemberg gibt zum Beispiel in der Zeitschrift „Unser Schwabenland" Berichte aus den schwäbischen Landsmannschaften im Reich; eine Neureglung im Verhältnis von Zeitschrift und NS.-Kulturgemeinde ist in dem vorliegenden Falle aber angestrebt.

Mit diesem umfassenden Arbeitsplan ist es der NS.-Kulturgemeinde in Anerkennung der besonderen Verhältnisse gelungen, eine Reihe wertvoller und anerkannter Kulturzeitschriften in ihren Dienst zu stellen.

Das Wesen der Kulturzeitschrift

Der Stoff

Die Gesamterfassung des deutschen Kulturschaffens

„Es ist doch schön, wenn man wissenschaftlich bestimmte Fächer und Spalten bildet, in die man einzelne Erscheinungen tun kann. Hat man das richtige Fach gefunden, hat die liebe Seele Ruh'. Aber das Leben kennt solche Fächer nicht. In unübersehbar breitem Strom fließt es dahin - als Einheit; mit mancherlei Organen zwar, aber ohne kalte Fächer und Spalten."

(Friedrich Lembke: „Von primitivem und gesunkenem Kulturgut" in „Volkstum und Heimat" vom September 1936.)

Wenn man einen Blick in das Inhaltsverzeichnis einer der behandelten Kulturzeitschriften tut, ist man erstaunt über die unfaßbare Fülle der aufgeworfenen Fragen. Die „Monatshefte für Mecklenburg" weisen zum Beispiel die folgende Aufteilung des Inhaltes vor:

1. Geschichtliches,
2. Kulturgeschichtliches,
3. Naturgeschichtliches,
4. Landschaftliches,
5. Literarisches,
   dazu: 10. Romane,
   11. Novellen,
   12. Skizzen,
   13. Gedichte,
   14. Zitate,
6. Kunstgeschichtliches,
7. Kunstgewerbliches,
8. Handwerkliches,
9. Technik.

Man wird trotz der Vielseitigkeit alle diese Gebiete doch im Rahmen einer kulturellen Veröffentlichung rechtfertigen können. Die allgemein gezogenen Grenzen scheint aber bereits das „Bollwerk" zu überschreiten, denn es behandelt:

1. Kultur, Wirtschaft, Politik (in 90 Beiträgen),
2. Unterhaltung (in 75 Beiträgen).

Zumal die besonders enge Zusammenfassung kultureller, wirtschaftlicher und politischer Themen ist ungewohnt. Man kann der Erscheinung ausweichen, indem man darauf hinweist, daß das angeführte „Bollwerk" sich auf seiner Titelseite nicht aus-

drücklich auf das Gebiet des Kulturellen festlegt. Dann muß uns aber die „Westmark" endgültig eines anderen belehren. Sie nennt sich wörtlich „Monatsschrift für deutsche Kultur" und beschäftigt sich mit folgenden Sparten:

1. Grenzlandfragen,
2. Politik und Wehrmacht,
3. Gestalten der Westmark,
4. Landschaft und Heimat,
5. Weltanschauung und Wissenschaft,
6. Kulturpolitik,
7. Schrifttum,
8. Bildende Kunst und Architektur,
9. Theater, Freilichtspiele, Film, Funk,
10. Musik und Volkslied,
11. Volkskultur,
12. Wirtschaft und Sozialismus,
13. Urgeschichte, Vorgeschichte, Geopolitik, Rassenfrage,
14. Olympia 1936.

Hier wird mit aller Schärfe und unmißverständlich das Gebiet der Kultur nach allen Seiten ausgeweitet. Selbst Themen werden berührt, die man bis jetzt nicht nur als eigene Gebiete, sondern sogar als maßgebliche und bestimmende Größen kannte, die sich auch bis in die Kultur auswirkten. Über den Begriff der kulturellen Einheit, der hier angedeutet wird, soll nach dem Bekanntwerden mit dem behandelten Stoff noch grundsätzlich gesprochen werden. An dieser Stelle soll zunächst eine breite Zeichnung des aufgeworfenen Fragenkreises versucht werden.

Der Gang durch den Stoff wird in einer bestimmten Richtung durchgeführt, indem erst die Zeugen der Kultur, dann der Mensch als Kulturträger, die Landschaften und Länder und die Zeiten durchschritten werden.

Die Zeugen der Kultur: In einer Zeit der Rückbesinnung auf das Volkstum sollen seine Leistungen als Volkserbe zuerst behandelt werden.

Gustav Fr. Meyer, ein Pionier der Volkskunde in Schleswig-Holstein, umreißt einmal[8]) das Arbeitsfeld der Heimatforschung so:

> „Volksmärchen, Sage, Schwank, Aberglaubensberichte, Volkslied, Volkstanz, Rätsel, Reime, Rede des Volkes, Namen, Sitte und Brauch, Volks- und Kinderspiele, Rechtsgewohnheiten, Volkskunst, Viehzucht und Ackerbau, Tier und Pflanze, Haus, Hof, Dorf."

Am sinnfälligsten tritt uns allen die Sprache entgegen, die Mundart, und alles, was in ihr überliefert ist. In engem Zusammenhange mit ihr steht auch das Volkslied. Erst unsere Zeit hat die Grundlagen, nicht nur für die Belebung alter, sondern auch für das Schaffen neuer Volkslieder gebracht.

Bedingt durch die Sprache und ihre Entwicklung sind auch die Dokumente der Schrift. Das bäuerliche Leben bietet keinen Raum für „ästhetischen Zeitvertreib oder gesellschaftlichen Zierat",[33]) und so sind auch die erhaltenen Schreiburkunden bester Ausdruck des Lebens, verankert in Gesittung und Brauchtum.

Ebenso tief in die Grundlagen volklichen Lebens wie die Sprache führt uns die Tracht. Trachtenpflege ist „keine Konjunktur"[34]) und nicht in der Asphaltmode der Großstadt wird sie geleistet. Um Sprache und Tracht bildet sich der große Kreis volkstümlicher Erzeugnisse, die sich aus den Forderungen der Arbeit und des Alltags, aber auch aus Sitte und Brauchtum ergeben. Handwerks- und Wirtshausschilder, Münzen, Sport- und Spielzeug, Bauernwappen, Ernährung, Heilmittel

und Feuerschutz sind Äußerungen des gleichen Lebenswillens, an vielen Stellen verzahnt und erst durch das Ineinandergreifen aller lebensfähig.

Wenn nun nach dem Volkserbe die übrigen kulturellen Leistungen des Menschen behandelt werden, so darf darin nicht ein künstlicher Schnitt durch die Einheit des kulturellen Lebenskreises gesehen werden. Es wird vielmehr der Versuch gemacht zu zeigen, daß die neue deutsche Kulturzeitschrift unter Führung der NS.-Kulturgemeinde auf der in früheren Zeiten vorhandenen und sichtbaren Einheit aller Lebensäußerungen als Organismus aufbaut und dieselbe innere Verschmelzung auch für unsere Zeit wieder erreichen will. Dazu mußte erst die Grundlage im Volkserbe gegeben werden, um die neuen Ansätze deutlich sichtbar zu machen. Zunächst ist das Stoffgebiet zu umreißen.

An erster Stelle steht die ordnende Form, die sich jedes Volk in der Geschichte erobert, der Staat. Der Deutsche sieht in diesem Staat nicht das absolute Prinzip, den Götzen nach einem Worte Nietzsches; die Formulierung „Staat, Reich, Führer", die die „Rheinischen Blätter"[35]) für ein Sonderheft gefunden haben, zeigt deutlich, daß Gestalter, Gehalt und Form eine Verbindung eingegangen sind, die, ist sie einmal auseinandergefallen, in ihren einzelnen Teilen nicht bestehen kann.

Als andere große Kraft im Kampfe um die Erhaltung des deutschen Volkes steht die wirtschaftliche Sicherstellung unseres Lebens im Vordergrund. Auch ohne ihre Anerkennung ist eine kulturelle Blüte nicht denkbar.

In einer langen Kette stellt sich unsere Industrie dar: Eisen und Stahl, Werkzeug- und Maschinenbau, Glasverarbeitung, Bierbrauerei, Tuchindustrie, Vistraherstellung, chemische Mittel, Druckverfahren, Genußmittel[36]) können nur ein kleiner Ausschnitt sein. Wirtschaft und Handel haben ihre Aufbauarbeit geschlossen in den Dienst des neuen Vierjahresplanes gestellt, der Arbeiter und Verbraucher und Künstler, der das ganze Volk in gleicher Weise angeht. Daran können auch die schönsten Theorien des Kapitalismus nichts mehr ändern. Selbst Technik, Natur und Kunst stehen nicht mehr in unvereinbarem Gegensatz, seitdem ein gestalterischer Wille sie meistert. Die Technik ist das große Hilfsmittel geworden, das in überlegter und zielstrebiger Anwendung zur „höheren Einheit des deutschen Erlebens" führen kann, man braucht nur an den Rundfunk und an die Reichsautobahnen zu denken.[37])

In das Leben des germanischen Menschen greift bestimmend seine Auffassung von Recht und Gerechtigkeit ein. Deutsches Recht ist stets ein bäuerliches Recht gewesen. In der Renaissancezeit drangen jedoch römische Rechtsgedanken ein, die zwar logischen Aufbau nachweisen konnten, dem deutschen Menschen aber in ihrer abstrakten und begrifflich-formelhaften Welt fernstanden.[38]) Erst der Nationalsozialismus ist darangegangen, das Recht von Grund auf umzugestalten und wieder auf die alten Grundlagen zurückzuführen, selbstverständlich getragen von den Anforderungen der heutigen Zeit.

Im folgenden Abschnitt soll uns nun das engere Gebiet der Kulturpolitik entgegentreten. Der Philosophie fällt in diesem Rahmen eine besondere Aufgabe zu: sie hat aus den Gründen der Weltanschauung und „aus tiefstem Erfahren der geschichtsbildenden, zukunftsträchtigen Kräfte das Wesen, die Eigenart des Zieles zu ergründen", dem diese Kräfte zustreben und aus diesem Wissen den Weg zu weisen.[39]) Sie muß das Unbewußte zur höchsten Bewußtheit tragen.

Glaube und Kunst haben immer in enger Verbundenheit gestanden, das zeigt die Behandlung aller kunstschaffenden Einzelgebiete. Die vier großen Mächte Dichtung, Theater, Bildende Kunst und Musik haben durch die Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde eigene Organe erhalten. Man kann in diese umfassenden Gattungen aber noch eine Reihe verwandter Gebiete einschalten, so daß der erfaßte Kreis bedeutend größer ist. Den Zeitschriften der einzelnen Gaue sind vollends gar

keine fachlichen Grenzen gezogen, in ihnen findet sich, wie schon an einigen Beispielen nachgewiesen wurde, eine umfassende Weite kulturellen Raumes.

„Kunst und Volk", das Organ für bildende Kunst, führt in seinem Inhaltsverzeichnis folgende Sparten auf:

> Vorgeschichte, Bäuerliches Handwerk, Volkskunst - Architektur - Plastik - Malerei und Zeichnung - Graphik - Kunsthandwerk - Gewebe - Holz - Stein, Ton - Metall, Eisen, Silber - Bernstein - Schriftzeichen - Marionetten - Backformen.

Wenn man dazu noch Spielzeug, Reiseandenken und Wegweiser nennt, hat man ungefähr das behandelte Gebiet bildender Künste umrissen. Daß natürlich innerhalb einer Art wie der Plastik die verschiedensten Techniken - Steinbildnerei, Bronzeguß, Holzschnitt - berücksichtigt werden, ist klar. Ebenso kann die Architektur eine Unmenge verschiedener Bestimmungen ihrer Werke aufzählen; Kirche, Bühne, Thingfeld, Industriewerk, Wohnbau, Brückenbau sind nur wenige Annahmen. Dazu kommen noch die mannigfachen behandelnswerten Einzelheiten wie Fachwerk, Dach und Treppe, Tür und Fenster, Boden und Geländer. Dieses eine Beispiel mag aber für alle stehen, da es nicht Zweck der Darstellung sein kann, ein lückenloses Stoffverzeichnis zu stellen; aber ein Blick in die Breite und Tiefe der Arbeit mußte einmal gegeben werden.

Die gleiche stoffliche Durchdringung wird dem Theaterwesen zuteil. Theaterleiter, Schauspieler, Dichter, Kritiker und Zuschauer werden in ihrer rechten Stellung gezeigt; alle Formen der Bühne, Freilichttheater und Puppenbühne finden Berücksichtigung und keine Gattung wird übersprungen. Eine Darstellung des literarischen und musikalischen Gebietes könnte nur gedankliche Wiederholungen bringen. Breiten Raum nehmen in der heutigen Kulturzeitschrift auch Film und Funk ein.

Das Gebiet der Kunstpflege wahrt die größte Nähe zum wirklichen Leben in den Berichten über kulturelle Veranstaltungen. Die Zeitung kann diese Aufgabe oft nur unter dem hastigen Eindruck des Tages erfüllen; die Zeitschrift aber, die längere Atempausen zur Verfügung hat, kann gerade das Veranstaltungswesen in seiner Entwicklungslinie und seinen räumlichen Zusammenhängen übersehen und auf diese Weise fruchtbringend anregen.

Kunst ist aber nicht nur Besinnung und Vertiefung; sie ist auch Unterhaltung, und der Mensch unserer Tage hat nach konzentrierter Arbeit das berechtigte Verlangen nach Freizeit und Entspannung. Er wird dann nicht vergebens nach der Zeitschrift greifen; denn es ist eine der vordringlichsten kulturpolitischen Aufgaben, auch die Zeit der Erholung nicht mit Kitsch, sondern mit wertvollem Kulturgut zu erfüllen. Romane, Erzählungen und Sagen bieten reichhaltigen Stoff. Wir sollen aber nicht nur still für uns lesen; Vorlesen und Erzählen bildet erst eine Gemeinde von Erlebenden, und ihre gemeinsame Beglückung und Erheiterung verstärkt die Freude des einzelnen.[40]) Auch Rätselraten löst die Anspannung des Tages und macht kräftig und bereit zu neuem Werk.

Der ganze breite Strom des Lachens fließt im Bereiche des Humors. Deutscher Humor ist aber niemals mit artfremdem Witz zu verwechseln.

> „Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an."[41])

Er ist im letzten unfruchtbar und destruktiv. Humor aber lebt von dem sicheren Bewußtsein, daß Schwächen und Stärken überall in der Welt einen gerechten Ausgleich finden; in ihm „werten wir die positive Form des Lächerlichen, die sich auf einem unbeschränkten Ja-Sagen zu allem Leben gründet".[41]) Humor ist aber auch nicht gleichgültig übertragbar; er lebt in engem Verhältnis mit dem Boden, auf dem er entsteht. Die landschaftlichen Schnurren, Anekdoten und Schwänke sind stets die echten; nicht selten bedürfen sie der Mundart, um überhaupt verständlich zu sein.

Freizeit verlangt aber nicht nur Entspannung des Geistes, sie fordert auch Ertüchtigung des Körpers. Sport hat nichts mit Athletentum zu tun; er ist heute Volkstumsarbeit geworden.[42]) Leibesübungen haben rassische Gebundenheit; sie sind aber nicht nur Stählung des Körpers, sondern auch Gesundheitspflege. Auch aus diesem Grunde gehören sie in den Rahmen einer zielbewußten Kulturpflege.

Kultur ist aber erst recht undenkbar ohne Wissenschaft. Es ist ein dem germanischen Menschen eingeborener Drang, aus seiner innigen Naturverbundenheit heraus diese Natur zu beobachten und aus der Beobachtung die Gesetzmäßigkeit allen Werdens zu erforschen. Dabei läßt er sich aber nicht von der Überschätzung einer sogenannten absoluten Erkenntnis verleiten; auch die Wissenschaft ist ein Mittel im Kampfe für das Volk und seine Erhaltung. Die Nation stellt Forderungen, und die Wissenschaft erfüllt sie.[43])

Wissenschaftliche Arbeit innerhalb der Kulturzeitschrift kann dargestellt werden an Würdigungen von Museen und Bibliotheken; sie kann Sparten bilden als ständige Berichterstattung über bestimmte Wissensgebiete,[44]) als Echo der Fachpresse,[45]) als Buchbesprechung und als Sprachrohr wissenschaftlicher Gruppen;[46]) sie kann aber auch in Form einer eigenen Beilage geleistet werden, wie es die „Westmark" in der „Völkischen Wissenschaft" tut.

So greifen die vielen Gebiete menschlichen Lebens, unter dem Gesichtspunkt der Kultur betrachtet, in den behandelten Zeitschriften ineinander; notwendige Beschränkungen im Einzelaufsatz werden durch die ergänzende Gemeinschaft mit anderen wieder aufgehoben.

Angesichts des gewaltigen Stoffreichtums ist man versucht, in dasselbe Erstaunen zu verfallen wie ein neugewonnener Leser der „Monatshefte für Mecklenburg":

„Das habe ich ja gar nicht gewußt, was es in Mecklenburg alles gibt!"[47])

Es ist an dieser Stelle vielleicht doch zweckmäßig, ein Wort über die Stilrichtungen zu sagen, die von der NS.-Kulturgemeinde als zukunftsweisend angesehen werden. Dem neugierigen Leser muß aber sogleich eine Enttäuschung bereitet werden: die NS.-Kulturgemeinde bevorzugt nämlich gar keine bestimmte Stilrichtung als „zeitgemäß" oder als den erwarteten „deutschen Stil".

Stil, nicht als innere Haltung, sondern als Formausdruck, ist immer eine Folge des Inhaltes. Mit dem Nachweis der inhaltlichen Allseitigkeit können die Kulturzeitschriften auch den Anspruch auf stilistische Reichhaltigkeit und Duldsamkeit machen. Tatsächlich äußern sich auch Herausgeber und Mitarbeiter einiger der angeführten Zeitschriften in unserem Sinne. Robert Scholz, der frühere Schriftleiter der „Völkischen Kunst", faßt dann zusammen:[16])

> „Deshalb muß auch die Kunst unserer Zeit reich und vielseitig sein, und es wäre eine böse Sünde gegen den Geist der deutschen Kunst, wollte man sie einseitig auf eine stählerne Monumentalität festlegen, denn ebenso echt deutsch ist das Sonnig-Lebensfreudige, das Lyrische, das Gemütvolle und das Humorvolle in der Kunst."

Er überträgt diese Gedanken auch folgerichtig auf das Gebiet des formalen Ausdrucks und fährt fort:

> „Es ist demnach nicht entscheidend, ob einer mit dem spitzen oder mit dem breiten Pinsel malt, auch nicht, ob er naturalistischer oder freier oder architektonischer formt . . ."

Entscheidend ist „das, was sie über die Stile hinaus miteinander verbindet, der Gehalt des Deutschen schlechthin".[48])

Gedankenwelt des Künstlers, Stoffwahl und Ausdrucksform mögen so die Erfassung mancherlei Stilrichtungen zur Genüge beweisen.

Der Mensch als Kulturträger: Das tägliche Leben des Menschen ist von seinem Berufe ausgefüllt, den er im Rahmen der ständischen Ordnung innehat. Arbeit ist nicht Fron, sondern die Erfüllung unseres Daseins, nicht Zwang, sondern Wert.

Die ständische Grundlage eines schaffenden Volkes bildet der Bauer, denn seine Hand sorgt für die Ernährung. Weit über diese greifbare Bedeutung hinaus wächst er aber durch die Verwurzelung mit dem Boden. Seine Seßhaftigkeit, seine ständige Bindung an Menschen gleichen Stammes bei gleicher Arbeit und gleichen Verhältnissen begründet auch die seelische Übereinstimmung seines Standes, auf der sich eine echte und einheitliche Volkskultur aufbauen kann. Das Bauerntum erhält so grundlegende Bedeutung, und zusammen mit Arbeiter- und Soldatentum macht es den schöpferischen Kreis des Volkes aus.[49—50]

Eng verwandt mit dem Bauerntum sind die übrigen naturnahen Berufe wie Gärtner, Winzer, Förster, Jäger und Schäfer. Auch der Arbeiter ist heute nicht mehr nur Träger dieses oder jenes Berufes mit dem ganz bestimmten Zwecke etwa der Schuherzeugung. Arbeiter – das ist das ganze deutsche Volk; in Industrie und Wirtschaft, in Handwerk und Handel, Beamtentum und freien Berufen ist die Arbeit zuhause. Sie alle finden auch ihre Darstellung in der deutschen Kulturzeitschrift.

In Einzelaufsätzen und geschlossenen Heften behandeln die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde die Tätigkeit des Töpfers, Krug- und Kannenbäckers, Buchdruckers, Glasmachers, Pfeifenmachers, Zieglers, Küfers, Holzfällers, Webers, Tuchmachers, Lohmüllers, Steinbrechers, Musikanten, Instrumentenbauers, Besenbinders, Kohlenbrenners, Schmiedes, Zimmermanns, Goldschmiedes, Häfners, Dachdeckers, Kiepenmachers, Bildschnitzers, Steinschleifers, Metzgers und Bierbrauers. Vor allem das Bauhandwerk rechtfertigt seine grundlegende Bedeutung. Von den Kaufleuten sind es vor allem die Fugger, die ihre Würdigung finden. Daneben sind Wirtschaftsführer, Erfinder und vor allem die geistigen Erzieher von großer Bedeutung für das Leben der Nation.

Die hohe Auffassung, die der deutsche Mensch von seinem Berufe hat, steht in krassem Gegensatz zu der Art, wie jüdische Händler ihre Tätigkeit ausübten. Kitsch boten sie an, nur daß er billig war; mit Zins und Wucher aber untergruben sie auch die wirtschaftlichen Grundpfeiler des Lebens.

Außer in die ständische Ordnung ist der Mensch in den Lauf des Lebens von der Jugend über die Mannesreife zum Alter und in die Gemeinschaft der Sippe eingespannt. Die Familie ist die biologische Keimzelle des Staates; aus ihr wächst der Sippenverband und aus den Sippen das Volk. Die polaren Kräfte allen Lebens sind Mann und Frau. Die Bedeutung dieser Zusammenhänge stellt die Ahnenforschung fest, die so zur Volksforschung wird. Ein neues, starkes Geschlecht wächst heran, das im „Geiste der Väter schafft"[51]), dabei aber eigene Formen entwickelt. Der Vorposten, den die Jugend sich im großen Kriege erobert hat, ist nicht unbesetzt; erfüllt von Kampfbereitschaft und Ehrbewußtsein kennt sie kein Zögern und Zaudern.

Erziehung treibt ihre ersten Früchte im Kindesalter, wenn noch die Mutter ihr ganzes Wirken ausübt. Junge Mütter garantieren ein gesundes Leben, und sie verstehen die sorgsamste und zugleich gerechteste Pflege des Kindes. In der Mutter hat ja die deutsche Frau heute ihre Sinndeutung wieder erfahren. In Studium und Beruf, die eine hausbackene Zeit vertrieben haben, in ihrer künstlerischen Begabung und der Arbeit in der NS.-Frauenschaft lernt die Frau das Leben kennen und damit ihre eigene Stellung innerhalb des großen Kampfes.

Arbeit und Sippe können aber nur erhalten werden, wenn der Mann sich für ihre Verteidigung ständig einsetzt; er muß dazu ein tatbereiter Träger der politischen Idee sein. Geschichtlich gesehen fußt das Erleben unserer Zeit in den

Kämpfen des Weltkrieges, wurde dann über die Freikorps- und Ruhrkämpfe in das Ringen der NSDAP. getragen, das auch heute nicht beendet, sondern nur in einen neuen Abschnitt eingetreten ist. Der Lebensgang des jungen deutschen Menschen ist klar vorgezeichnet: er kommt aus der Hitler-Jugend, geht durch die Schule des Reichsarbeitsdienstes und der Wehrmacht und tut dann Jahr für Jahr seinen Dienst in den Formationen der Partei. Zahlreiche Aufsätze in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde stellen diese Erziehung zur Tat nicht nur als staats- und wehrpolitische Maßnahme hin, sie weisen darüber hinaus auch die kulturellen Werte auf, die gerade etwa im Arbeitsdienst verborgen liegen. Männer und Führer stellen sich durch ihr Werk „zu denen, die aus Arbeit und neuem Gemeinschaftsleben eine arteigene Volkskultur wachsen sehen".[52])

Der politische Soldat hat seine eigene Lebensform entwickelt, die immer in dem Begriffe der SA. liegen wird.

Der Boden: Die deutsche Kulturzeitschrift würde nur in Bruchstücken arbeiten, wenn sie neben den reichhaltigen Fachgebieten kultureller Leistungen und ihren Schöpfern nicht auch den landschaftlichen Quell allen Schaffens erfassen würde. Als bester Boden für die Wurzeln der Kultur soll uns zunächst die Heimat beschäftigen.

Heimat lebt in Berg und Tal, in Wald, Feld und Wiese, in den Tieren, die sie bergen und im Himmel, der mit seinen Wolken darüber steht. Die entscheidende Gestalt empfängt sie in der Bodenform, die in den deutschen Landen zwischen Ebene und Erhebung mannigfaltig wechselt.

In engem Zusammenhang mit der Beschaffenheit der Erdoberfläche steht ihr Pflanzenwuchs. Im Zusammenklang mit Wiese und Feld, Bach und Fluß, Heide und Strand zeigt der Wald die ganze Weite deutscher Landschaft. Feldwege und Straßen querdurch, dazu Gärten und Nutzflächen sind unser Lebensraum. Neben der Ernährungsaufgabe erfüllt der Boden noch andere, die der Mensch in seinem Suchen ihm stellt. Heilkraut und Tabak trägt er ebenso wie älteste Getreidearten und hochgezüchtete Blumen. Wenn man aber bedenkt, welche Gefahren dieser Welt durch Ausrottung einzelner Arten und Schädigung anderer drohen, so kann man die Bestrebungen begreifen, die der naturnahe Mensch im Heimatschutz verteidigt.

Heimat ist aber endlich auch die Welt des Tieres.

> „Uns Deutschen eignet eine ganz besondere Tierliebe. Das kommt unmittelbar daher, daß wir Gemüt besitzen."[53])

Kein anderes Volk hat ein derart enges Verhältnis besonders zu seinen Haustieren wie der germanische. Die Germanen haben auch die besten Zuchterfolge gehabt. Aber nicht nur zu den Tieren des täglichen Umganges haben wir ein enges Verhältnis, sondern wir erforschen auch das Leben aller uns erreichbaren, weil wir uns dann erst recht mit ihnen verbunden fühlen, wenn wir aus dem Wissen ihnen in der Not beistehen können. Die Krone der Landschaft aber ist der Mensch. Sie prägt ihm in langen Zeiten ihre Merkmale ein; und er wieder gestaltet sie, am umfassendsten als Wohnraum in der Siedlung. Unsere Zeit der Gemeinschaftsbildung sieht sich den Einzelhof weniger verwandt als die landschaftsgewachsene Form des Dorfes.[54]) In ihm muß eine lebendige Ordnung über die Dorfgenossenschaft, ihre Gliederung und ihre Aufgaben wachen.[55])

Volkstum hat seinen Bildungswillen aber nicht im Dorf allein bewiesen, es kann in der Stadt zu ebenso starker Entfaltung gelangen. Die Gemeinschaftsleistung im Antlitz der Stadt kann mitunter sogar noch stärker hervortreten als im Dorf. Die „Einheit und die Unterordnung der Gesichter der einzelnen Häuser unter den Gesamtorganismus der Stadt" führt auch auf diesem Boden zu Lebensstil.

Es ist müßig, noch darauf hinzuweisen, daß dem Wesen der Siedlungsanlage auch das einzelne Haus und vor allem seine Inneneinrichtung entsprechen müssen.

Die geschlossene Siedlung beherrscht das Landschaftsbild maßgeblich; aber nicht minder wirken, zumal wenn sie stören, einzelne Gebäude: Kirchen, Mühlen, Landgestüte, Schlösser, Burgen und Klöster. Das gilt zuletzt auch von Brunnen und Totenbrettern.

So spiegelt die Kulturzeitschrift das Wesen der Heimat. Es ist nicht ihre Aufgabe, auf bereits Allzubekanntes hinzuweisen und dabei andere Landschaften zu vernachlässigen; sie muß vielmehr innerhalb ihres Stoffgebietes, das zugleich ihr Verbreitungsgebiet ist, in alle Streifen und Striche des Landes eindringen. Das „Bollwerk" vermittelt daher nicht nur die ruhmvollen Namen und die bekannten Badeorte Pommerns in seinen Aufsätzen, es zeigt auch das vernachlässigte Ostpommern in seiner Arbeit und seinem Wollen. Ein Blick in „Volk und Scholle" soll diese Behauptung noch vertiefen. Diese Zeitschrift bringt mundartliche Gedichte und Erzählungen, die die Sprachweisen der ganzen Landschaft Hessen-Nassaus wiedergeben; wir hören darin den Westerwald - Lahnstein - Nassau - den Taunus - Unteraar - die Wetterau - Oberhessen - Nidda - Friedberg - Groß-Gerau - Darmstadt und den Odenwald. Mit der geographischen Erfassung des Landes ist die geistig-seelische eng verbunden, denn eine strenge Sichtung muß darüber urteilen, ob Dinge einer Landschaft nicht nur von außen herangetragen sind, sondern wirklich ihr Inneres zu spiegeln vermögen. „Jener landschaftliche Grundton, der über allem Äußerlichen das Besondere, das Innerste dieses Landstriches ausmacht", muß anklingen.[56])

Die landschaftsgebundenen Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde sind Gauorgane, haben daher ihren Stoff auch aus dem Bereich des Gaues zu nehmen. Diese Forderung zur Ausschließlichkeit zu erheben, heißt jedoch, sich gegen den Gemeinschaftsgedanken des Reiches versündigen, der sich nach langer Geschichte heute endlich restlos durchzusetzen beginnt. Der Gau steht im größeren Verbande des Stammes und des Reiches. In erster Linie werden die angrenzenden Landschaften, die entweder die gleichen stammlichen Eigenarten aufweisen oder aber ähnliche Aufgaben kultureller und politischer Art zu lösen haben, in den Landschaftszeitschriften behandelt. Als ein umfassendes Beispiel soll uns die „Westmark" dienen, die bereits in ihrem Namen die weiträumige Betrachtungsweise verkündet und sie auch durch den Mund des saarpfälzischen Gauleiters ausspricht:

> „Die Zeitschrift hat ihren höchsten Zweck nie in der Erfüllung der engeren gaumäßig gebundenen Aufgaben, sondern in der Zusammenfassung aller kulturpolitischen Kräfte der ganzen Westmark gesehen."

Sie will „die Menschen der Westmark, die, gleich viel ob in Baden, Pfalz, Hessen und Saarpfalz, sich schon längst als eine große Front des völkischen Willens in der Westmark fühlen", erfassen.[57])

> „Westmark . . . ist die lebendige, weil geopolitisch und geistespolitisch notwendige Kampffront des ganzen deutschen Westens mit der besonderen Absetzung gegen die westliche und liberaldemokratische Welt unter Hervorhebung gerade der schöpferischen Kräfte von Blut, Landschaft und Stamm gegenüber der Versuchung und Verfälschung der nirgends, weil überall beheimateten Zivilisation."[58])

In diesem Sinne sind die linksrheinische deutsche Weinstraße und die Bergstraße am rechten Flußufer in den Heften der „Westmark" verbrüdert.[59]) Darum beschäftigt sich die Zeitschrift auch mit dem Wormsgau, mit Wiesbaden, Mannheim, Miltenberg und Heidelberg.

Neben ihrer Aufgabe als „Wacht im Westen" legt sie aber auch ein „Bekenntnis zu der Einheit der süddeutschen Stämme" ab. Der alemannische Kulturkreis in seiner Dreiheit Schwaben, Schweiz und Elsaß erfährt rege Behandlung. An dieser Stelle steht für uns das badische Land im Vordergrund, das in Sonderheften, Aufsätzen, Abbildungen und in den Stimmen seiner Dichter zu uns spricht. Auch

Augsburg, als Vertreterin des bayerischen Schwabenlandes, wird mit der Persönlichkeit des Bildhauers Fritz Koelle behandelt, der in der alten Reichsstadt geboren ist, jetzt aber im Saarland eine Wahlheimat gefunden hat.

Rheinhessen und Hessen-Nassau, das Mosel- und Rheintal bis hinab an den Niederrhein und selbst eine Landschaft wie die Eifel vergrößern den Begriff der Westmark, weiten ihn im angegebenen Sinne aus.

Den gleichen umfassenden Raumanspruch, den im Süden und Westen die „Westmark" stellt, erhebt im Norden die Zeitschrift „Niedersachsen". Sie ist Gauorgan von Südhannover-Braunschweig, greift aber weit über dessen Grenzen hinaus. Stoffliche Berücksichtigung finden der Gau Osthannover, Hamburg und Bremen, Oldenburg, die Grafschaft Bentheim und das Emsland, Ostfriesland und die Waterkant bis nach Schleswig, selbst das ostelbische Mecklenburg.

Die gleiche Erscheinung weisen auch die übrigen Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde auf; so die „Rheinischen Blätter", die stofflich nach Hessen, in die Wetterau, vor allem aber ins umkämpfte Saargebiet hinüberreichen; so die hessen-nassauische „Volk und Scholle", die den Rhein aufwärts bis in die Pfalz führt und jenseits seiner Ufer die Mosel behandelt; so endlich das bayerische „Schwabenland", das seine „oberschwäbischen Nachbarn" in Württemberg und am Bodensee besucht und seine Gaugrenzen in Ost und West als zu eng empfindet. Das pommersche „Bollwerk" richtet den Blick nach Ostpreußen, und die schleswig-holsteinische „Heimat" wieder weist Lübecker Beiträge schon in ihrem Inhalt auf, als die Hansestadt noch zum Gau Mecklenburg-Lübeck gehörte.[60])

Eine Einschiebung muß hier gemacht werden. Die geschilderten landschaftlichen Ausweitungen erstreckten sich zum Teil auf Gaue, die noch keine eigene Zeitschrift innerhalb der NS.-Kulturgemeinde aufweisen können, wie Baden, Württemberg und Weser-Ems. Diese Landschaften werden aber auch von den reichsgültigen Zeitschriften erfaßt, denen keine Gebietsbeschränkungen auferlegt sind. So widmet sich „Ich lese" den Franken im Maintal und den Kurmärkern, nachdem der „Deutsche Kulturwart" den Schritt vom Gau zum Reich getan hatte; der „Kulturwart" wendet sich nach seiner Umstellung Ostpreußen, das zur Zeit ebenfalls ohne eigenes Organ ist, und der Bayerischen Ostmark zu, die zugleich in „Kunst und Volk", der „Musik" und „Volkstum und Heimat" ihre Würdigung findet; die Volkstumszeitschrift aber erreicht noch Oberbayern und Sachsen mit der Oberlausitz. So wird in steter stofflicher Verlagerung das ganze Reich erfaßt.

Die Weitung des Blickes auch für das Wesen anderer Stämme ist notwendig, schon um das eigene recht erkennen und die richtigen Folgerungen daraus ziehen zu können.

War bisher nur von Nachbargebieten die Rede, so weist Deutschland doch auch eine Reihe von R ä u m e n auf, die durch Blut oder Schicksal oder geringere Ähnlichkeiten v e r w a n d t, aber durch weite Flächen Landes voneinander getrennt sind.

Gemeint sind jene Landschaften, auf denen zu Zeiten das Auge der ganzen Nation ruht, die durch gleiche, etwa grenznahe, Lage gleiches Schicksal erfahren oder die Bindungen des Blutes aufweisen, wie Ostelbien in seinen Tochterstämmen zum Muttervolk. Wesentlich ist endlich noch die für das deutsche Leben so wichtige Waagestellung verschiedener Landschaften und Volkscharaktere, wie sie sich in Ost und West, in Nord und Süd dartut.

Der Niederrhein hat in der Zusammenballung lebenswichtiger Industrien grundlegende Bedeutung für jeden deutschen Volksgenossen, darum ist auch das Sonderheft der „Rheinischen Blätter", das sich mit ihm befaßt, „für die Deutschen im Osten und Süden, in der Mitte und im Norden geschrieben";[61]) darum widmet auch die „Westmark" diesem Lande manchen Beitrag. Auf politischem Gebiet hat wohl noch keine deutsche Landschaft in jüngerer Geschichte so den Atem des ganzen

Volkes in Bann gehalten wie das Saargebiet zur Zeit der Abstimmung. Da aber dieses Wort in der Darstellung auftritt, schlägt sich von selbst die Brücke zu den Landschaften gleichen Schicksals. Gerade der Kampf um das Saargebiet wurde in der Schwere seiner Entscheidung erst ganz bewußt, wenn die Erinnerung an Oberschlesien, an Ost- und Westpreußen, Nordschleswig, Eupen-Malmedy und Kärnten wieder wach wurde.

> „Was die Brüder von der Saar heute dulden und kämpfen, das ist in vielem wie ein Spiegelbild der oberschlesischen Abstimmungszeit. Die Saarländer dürfen überzeugt sein, daß also gerade wir in Oberschlesien an ihrem Schicksal herzlichen Anteil nehmen."[82])

Tiefer noch als gleichartiges Erleben schweißt dasselbe Blut die Gaue zusammen. Der „Dreiklang aus Erde, Himmel und Witterung, den wir Landschaft nennen",[63]) und die Verschmelzung mit anderen Blutströmen hat jenseits der Elbe vollkommen eigenwertige Neustämme entstehen lassen, deren Verbindungen zu den Altstämmen nur noch sehr untergründig vorhanden sind - aber sie sind vorhanden und können bewußt gemacht werden. Die Bestrebungen dazu gehen einmal vom Mutterstamm aus. „Niedersachsen" geht zum Beispiel den Strömen seines Volkstums nach und kommt über Mecklenburg, Pommern, Kurmark und das alte Preußen bis in die Ordensländer hinein. Selbst mit dem Sudetenland verbindet es das Blut, in diesem Falle aber viel sichtbarer die Kultur.

Dem Aufsuchen alter Stammesspuren vom Muttervolke aus kommen die gleichen Unternehmungen der Tochterstämme entgegen. Mecklenburg weist seine Abstammung von Bauern aus Hannover, Westfalen und dem Rheinland nach; Oberschlesien betrachtet seine Bindungen an die Oberfranken, die durch kirchlich-kulturelle Beziehungen noch gestützt werden.

Ohne die Grundlage blutsmäßiger Bindungen fühlen Menschen aber oft die innere Verwandtschaft gleichartiger Landschaften, die zu bestimmender Stärke anwachsen kann. Vielleicht liegt darin auch der Wandertrieb des Deutschen, in seiner einen Seite wenigstens, mitbegründet. Der westfälische Dichter Walter Vollmer fühlt zum Beispiel „eine Verwandtschaft und Sehnsucht" zu Oberschlesien, „das wie seine Heimat ein Land der Bauern und Bergmänner ist".[64])

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung von Landschaften, die in ihrem Wesen und dem Charakter ihrer Menschen eine gegenseitige Ergänzung darstellen. Das Rheinland und Ostpreußen stehen in dieser Polarität. Einmal, weil Ostpreußen das Land der inneren Entscheidung ist, ohne die der heutige Mensch nicht sein kann; zum anderen Male aber, weil schweres und leichtes Blut zueinander finden müssen.

> „Ohne die Musik, ohne die Weiblichkeit des rheinischen Geistes würde der Ostdeutsche verkrampfen; aber der Rheinländer würde zerflattern ohne die ostdeutsche Schwere, Tiefe und Strenge, die uns heute, da wir das Reich bauen . . ., notwendig sind für die Entscheidung."[65])

Deutschland war, als diese Arbeit geschrieben wurde, nicht nur der Staat in seinen Grenzen von 1918; deutsch war das ganze Volk, auch wenn es gezwungen war, außerhalb der Reichsgrenzen zu leben. Darum bestand eine wichtige Sendung der Kulturzeitschrift darin, das Wesen und die Daseinsverhältnisse aller dieser Volksgruppen dem Reichsdeutschen aufzuzeigen und den Gedanken des Volkes über den Begriff und die Tatsache des Staates zu stellen.

In drei großen Gruppen stand das Volksdeutschtum vor uns: erstens in den durch das Diktat von Versailles abgetretenen Gebieten - zweitens in dem breiten Gürtel des Grenzlanddeutschtums - und drittens in den Auswanderern, die ohne räumliche Verbindung zum Mutterland in Europa und Übersee siedeln.

Das Grenzlanddeutschtum hatte im Süden des Reiches den eigenen Staatsverband Österreich gebildet. Die Befreiung Wiens von den Türken im Jahre 1683

war eine deutsche Tat, in ihren Streitern und in ihrer Bedeutung; die Musik der Donaustadt im 18. und 19. Jahrhundert ist durch ihre Schöpfer und als Besitz des Volkes deutsch; deutsch sind auch die Stimmen ihrer Wissenschaft und Kunst in den Jahren nach dem großen Kriege – so sagten es die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde. Man kann das Deutschtum in seiner Gesamtheit nur polar betrachten; nicht als Kreis mit nur einem Mittelpunkt darf man es sehen, sondern als Ellipse mit zwei wesenhaften Brennpunkten. Das sind Potsdam und Wien. Wer den einen vernachlässigt, „denkt nicht gesamtdeutsch, sondern rumpfdeutsch oder härter: bruchdeutsch".[66])

Anders liegen die Verhältnisse schon in der Schweiz, die neben ihrem deutschen Volkskern noch französisches und italienisches Blut aufweist. Aber sie ist stark genug, um auf ihrem Boden auch eine deutsche Kultur hervorzubringen.

Schlesien besaß im Sudetenraum eine geschlossene Randsiedlung jenseits der Grenze. Der „Oberschlesier" hatte daher seit seiner Gründung ein waches Auge auf die Vorgänge jenseits der Grenzen, er war Vorposten im besten Sinne und kannte Feindesland genau so gut wie das eigene. Sein Wissen schöpfte er nicht nur aus innerdeutschen Quellen; er pflegte gerade die lebendige Auseinandersetzung an der Front und bediente sich nicht selten des Stoffes, den das Slawentum ihm lieferte, der aber auch in Form von Zeitschrift und Buch aus unseren eigenen Sprachgebieten von drüben kam.

In weiten Abständen vom Muttervolk haben sich überall in Europa und Übersee deutsche Auswanderer angesiedelt, die in Sprache, Brauchtum und Kulturgut noch vielerlei Beziehungen zur Heimat haben. Die Sitte der „Nachbarschaften" findet sich in Einbeck und in Siebenbürgen, sonst nirgends mehr; die Bilder der alten Städte im Baltikum legen ein beredtes Zeugnis von der deutschen Herkunft ab; die Zips bringt der mittelalterlichen Kunst einen Beitrag, den manche deutsche Stadt nicht bringen kann; und das Wolgadeutschtum leistet dem Bolschewismus einen verzweifelten Widerstand in seinem eigenen Lande. In gleicher Weise haben Deutsche in aller Welt „Kultur- und Pionierleistungen"[67]) vollbracht. Nicht zuletzt sind die Niedersachsen – als Anwohner des Meeres – an den zahlreichen Auswanderungen zumal nach Übersee beteiligt gewesen. Die Zeitschrift „Niedersachsen" hat deshalb eine eigene Sparte „Niedersachsen-Brücke" eingerichtet, die die Stammesangehörigen in aller Welt geistig verbinden soll. Unterstützt wird dieses Unternehmen durch ein Sonderheft, das diejenigen Siedlungen in allen Erdteilen behandelt, die sich ihren Namen nach der Heimatstadt Hannover gegeben haben. So ist der Deutsche durch die Leistungen seiner Auswanderer „weltweit" geworden; „weltweit", das heißt aber „nicht Aufnehmen des Fremden, sondern heißt Hinauswirken des Eigenen".[68])

Verhältnismäßig selten werden unsere K o l o n i e n in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde behandelt. Die Zeitschriften „Ich lese" und „Niedersachsen" stehen bei weitem an der Spitze, wenn sie überhaupt Nachfolge finden. Das ist verständlich, denn seinen Niederschlag hat das Kolonialerlebnis gültig vor allem in der Dichtung erfahren, man denke an Hans Grimm; die niedersächsische Landschaft aber ist in ihrer Meer- und Hafennähe das Tor zur Welt, in der auch die Kolonien liegen.

Deutschland steht auch zu vielen f r e m d e n S t a a t e n in regen Beziehungen. Sie werden teils von stammlich-kulturellen Zusammenhängen, teils von politisch-wirtschaftlichen getragen, ohne daß sie sich selbstverständlich nur auf dieses Gebiet beschränkten und nicht auch auf andere übergriffen. Bestimmende Bedeutung hat der große nordische Kulturraum erhalten, der seine Zusammengehörigkeit auf älteste volkliche Bindungen zurückführt.

Von Island, Norwegen, Schweden und Finnland reicht diese Brücke, indem sie auch Groß-Britannien streift, bis nach den Niederlanden, Belgien und Luxemburg. Die Schweiz und Österreich wurden schon besprochen.

Die kulturellen Beziehungen zu den Völkern der Erde reichen über die Bindungen des Blutes aber weit hinaus; denn nicht nur Verwandtes wirkt befruchtend, sondern auch die Spannung zu Andersgeartetem. Nicht nur die Antike auf Griechenlands Boden und der Geist Houston Stewart Chamberlains und Carlyles sind uns gemäß - wir ringen ebenso heiß um das Geheimnis von Stradivarius und lassen uns ebenso gern von ungarischer Musik beeindrucken. Andererseits üben aber auch Richard Wagners Nibelungen eine nicht zu unterschätzende Rolle in Italien aus, war ein Niedersachse der Schöpfer des finnischen Musiklebens, stehen Veit Stoß und die Waltharisage in steter Gefahr, von den Polen annektiert zu werden und waren es endlich unsere Vorfahren, die die Zeugen ihrer Kultur in Ravenna, Cividale, Oviedo und Santa Maria de Naranco geschaffen haben. Die Kenntnis des modernen internationalen Kulturlebens kann in uns aber das Bewußtsein der eigenen Schaffenskraft nur steigern.

Von den politischen Beziehungen stehen die zu unseren unmittelbaren Nachbarn natürlicherweise im Vordergrund. In ihrer völkerverbindenden Sendung werden auch die Olympischen Spiele behandelt.

Am besten lernt man stets die fremden Länder kennen, wenn man sie mit eigenen Augen sieht. Das alte Fernweh des deutschen Menschen läßt ihn weite Reisen machen, zuweilen mit einem Ziel fürs ganze Leben. Zu welch schöpferischem Werk dieses mächtige Wollen des germanischen Blutes geführt hat, erzählt uns etwa die Seefahrt, die seit den Wikingern in uns liegt.

Reisen ist aber nicht nur Erleben; Reisen ist auch Forschen. In der jüngsten Vergangenheit hat sich erst wieder das Geschick mutiger deutscher Wissenschaftler im Kampf um einen der höchsten Berge unserer Erde abgespielt, ein neues Blatt einer langen und ruhmreichen Geschichte.

Es ist so selbstverständlich, wenn „Ich lese" ein Werbeheft im Rahmen der Deutschen Kulturbuchreihe herausgibt, in dem Reisen die ersten Preise bilden. Das ganze Heft ist sinngemäß auf die Belohnungen abgestimmt, die in Aussicht gestellt werden. Mandschukuo, Cayenne, Marseille, Rußland und eine Begegnung mit dem deutschen Weltenwanderer Kurt Faber werden dem deutschen Fernweh gerecht.[69])

So sind wir auch heute noch die Söhne jener Germanen, die in einer Völkerwanderung mächtigen Ausmaßes ganz Europa durchfluteten und seine Geschichte bestimmten.

Die Zeiten: Auf der Kulturtagung des Reichsparteitages 1933 hat der Führer das Wort gesprochen:

„Nur aus Vergangenem und Gegenwärtigem zugleich baut sich die Zukunft auf."

Auch die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde arbeiten in dieser Richtung und umfassen die gesamte Geschichte des deutschen Volkes, „angefangen mit dem geologischen Urgeschehen und dem Auftauchen der ersten vorgeschichtlichen Menschen in grauer Vorzeit und dann weiterschreitend durch die lange Reihe der Jahrhunderte, deren jedes das beste und bleibende seiner Eigenart uns bis in unsere Tage herüberreicht".[70])

Im folgenden wird eine Zusammenstellung von Aufsätzen gegeben, mit der diese Tatsache bewiesen werden soll. In ihnen zeigt sich, in großen Sprüngen allerdings, wie es der Raum erfordert, die zeitliche Reichweite des Stoffes unserer Zeitschriften. Es wurden vor allem Titel gewählt, die sich durch Zahlenangaben oder bekannte Tatsachen selbst ihr Zeitzeugnis ausstellen.

1. Geburt der Kohle. Die Steinkohlenzeit im Pfalz-Saargebiet.
2. Urgeschichte der Westmark. Die Wüstenzeit am Ende des Erdaltertums.
3. Die Triaszeit in der Westmark.
4. Urgeschichte der Westmark. Die Tertiär- und Diluvialzeit.

5. Die Rhein-Mainische Landschaft zur Eiszeit und Nacheiszeit, ein Beitrag zur Landschaftsgeschichte der Heimat.
6. Hausrat der Steinzeit.
7. Das erste Auftreten der nordischen Kultur am Rhein 2000 v. Chr.
8. Die wichtigsten urgeschichtlichen Funde des Stader Heimatmuseums. - (Steinzeit - Bronzezeit - Eisenzeit)
9. Grabhügel der Hallstattzeit in der Ortsflur Schlingen.
10. Das antike Theater.
11. Die Musik der alten Germanen.
12. Deutscher Sport. 1. Im Jahre 387.
13. Denkmäler aus dem Boden der Heimat II. - 6.-8. Jahrhundert.
14. Elfenbeinplatte mit Erzengel aus der Frühzeit des 9. Jahrhunderts.
15. Jahrtausenderinnern an Heinrich I.
16. Drei Quellen ältester Geschichte Oberschlesiens. - (973-990-1086)
17. Thronende Madonna des 12. Jahrhunderts.
18. Zwei Minnesänger des 12. und 13. Jahrhunderts aus dem Nahegau.
19. Ekkehart der Deutsche. - (1260-1325)
20. Sprachliches aus mittelalterlichen deutschen Urkunden der Stadt Oppeln. - (1376-1450)
21. St. Georg zu Pferd - um 1510/20.
22. Ulrich von Hutten. Die Tragödie der Reformation.
23. Oberschlesische Renaissancegestalten in Stein. - (1553-97)
24. Bergbau und Hütteninduſtrie Oberschlesiens in alter Zeit. Zu dem bisher unbekannten Bericht von Rozdzienski aus dem Jahre 1612.
25. Die Bilder von Memleben. - (1640)
26. Die Befreiung von Wien 1683 und das rheinische Deutschland.
27. Thomas Arne, ein englischer Liederkomponist (1710-1778).
28. Franzosen als Kriegsgefangene und Deserteure in Mölln. - (1758-1763)
29. Der Gesangsvorbehalt in der klassischen Musik, besonders in den Opern Mozarts. - (1756-91)
30. Die romantische Malerei in Heidelberg.
31. Die Königin Luise über den Freiheitskampf der Tiroler. - (1809)
32. Wendepunkt. - (Napoleon 1812)
33. „Taunuslandschaft mit Kronberg" von Anton Radl, 1823.
34. Bremische Baukunst der Empire- und Biedermeierzeit.
35. Sulpiz Boisserée und sein Werk. Der geistige Erbauer des Kölner Domes. - (1842)
36. Das Reich. 18. Januar 1871 bis 30. Januar 1933.
37. Deutschland greift zu . . . - (Kolonialerwerbungen 1884/85)
38. Eine pommersche Wurftaube um 1900.
39. Stürmische Fahrt auf einem Schulschiff vor 30 Jahren. - (1906)
40. Skagerrak.
41. Die deutsche Sicherheitsstellung Nord 1916/17.
42. Verrat 1923.
43. Fritz Nöring gegen Marokko am Rhein. - (1924)
44. Die Durchforschung der Pflanzenwelt im Neißer Land 1933-35.

Diese Zahlen sollen nur das stoffliche Gerippe in seiner zeitlichen Zusammenstellung darstellen; es braucht jedoch an dieser Stelle nicht mehr mit Einzelheiten ausgefüllt zu werden.

Die kulturelle Einheit: Die nationalsozialistische Weltanschauung hat der Zersplitterung und Zerfaserung unseres Lebens ein plötzliches Ende bereitet. Wir reden nicht mehr so sehr von den einzelnen Spezialgebieten, sondern wir betrachten mit innerer Anteilnahme das gemeinsame Ziel, das sie haben. Die Wissenschaften etwa sind durch eine lange Entwicklung wohl zu einem äußerst verfeinerten Spezialistentum gelangt; alle Fachzweige haben zwar im einzelnen die Aufgabe, Forschungsarbeit zu leisten, aber sie findet erst in der Zusammenfassung zu einer größeren Einheit ihren Sinn: aus vielen kleinen Fäden von Tier-, Pflanzen-, Stein-, Wetterkunde und tausend anderen flicht sich etwa das starke, haltbare Tau der Heimatkunde.[71]) Die gleiche innere Abstimmung finden wir in den Künsten, die zu einem Teil auf tatsächliches Zusammenwirken angewiesen sind, man betrachte Musik und Schauspiel und vor allem Musik und Tanz, deren „innere Einheit" oft genug klargelegt wird. Einen Beitrag zu diesem Thema liefern zahlreiche Doppelbehandlungen verschiedener Kunstgebiete in den fünf Reichszeitschriften der NS.-Kulturgemeinde. Im Film strömen Spiel, Bild und Ton zusammen; die Dietrich-Eckart-Bühne wird bewußt „dramatische Architektur"[72]) genannt; und der Tanz wird in gleicher Weise von den „Bausteinen zum deutschen Nationaltheater" und der „Musik" betreut.

1. Hans Zigelski: „Olympische Tanzspiele" in den „Bausteinen" vom August 1936.
2. Gertrud Snell: „Die deutsche Tanzbühne" in der „Musik" vom November 1935.

Diese beiden Beispiele mögen für viele stehen.

Was sich aber in den einzelnen Gebieten der Kultur anbahnt, das Streben nach Zusammenfassung und Einheit, greift auch über die Grenzen dieser Abschnitte hinaus und führt so in natürlicher Folgerung zur Einheit des gesamten Kulturraumes. Aber auch innerhalb einer kulturellen Gesamtheit macht die Bewegung noch nicht Halt: sie schweißt Kultur zusammen mit Wirtschaft und Politik. Es ergibt sich so die „natürliche, organisch gewachsene Einheit aller Lebensmächte",[73]) die „gesunde Verflochtenheit aller Vorgänge und Inhalte, aller Strebungen und Schöpfungen des geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Seins", kurzum: aus der Zersplitterung bilden die einzelnen Teile wieder das organische Leben.[73]) Aus dieser Wurzel kann auch wieder ein Lebensstil entstehen, der ein ganzes Volk verpflichtet.[74]) Grundlage dieses Gefüges ist das Volkstum, denn wir machen keinen Unterschied mehr zwischen einer „Volkskultur" und einer sogenannten „Hochkultur"; beide fließen aus dem einen, beide sind überhaupt eins. Gerade der Schriftleiter von „Volkstum und Heimat", Leiter der gleichnamigen Abteilung der NS.-Kulturgemeinde, Heinrich Guthmann, hat sich für diesen Gedanken eingesetzt. Unter Volkstum in diesem Sinne „verstehen wir die innerste Kraft, aus der ein Volk unbewußt, aber mit der Sicherheit tiefsten Wissens alle seine Gestaltungen hervortreibt, sein innerstes Lebensgesetz, das immer eines ist, unzerteilt, allen einzelnen Gebieten des Lebens . . . das gleiche Gesetz . . . aufprägend . . ."[75])

So wie die Fachgebiete sind aber auch die Menschen eines Volkes zu einer festen Gemeinschaft zusammengeschlossen. Es gibt heute keine Fragen mehr an das deutsche Volk, die nur eine bestimmte Gruppe seiner Angehörigen angehen. Der Gedanke von Blut und Boden und von der Wehrhaftigkeit haben über Bauern- und Soldatentum hinaus von allen Besitz ergriffen; auch der Kampf um den Platz der deutschen Frau im Volksleben wird von allen mitausgefochten.[76]) Am klarsten prägt sich das heute schon im Dichtertum aus, das Deuter und Künder schon vor der Zeit ist; der Arbeiter Heinrich Lersch konnte Gültiges auch über den Bauern sagen – fühlen aber müssen wir es alle können.[77])

Wir erkennen und leben so die Einheit allen Daseins und seiner Ausdrucksformen, die dem einen völkischen Wesenskern entspringt.

Der Gegenwartswert

> „Man kann nur eine gewisse Zeitlang mit der Scheinaktualität von Bildungserinnerungen die echte Aktualität notwendiger kulturpolitischer Entscheidungen und Taten verdrängen oder gar vortäuschen." (Wilhelm Westecker: „Vom Feuilleton zur Volkskultur" in „Deutsche Presse" vom 6. April 1935.)

Jeder Stoff erhält seinen Wert erst durch seine Gegenwartsnähe. Das gilt für alle Gebiete des Lebens, denn wir befassen uns stets nur mit dem, was uns in besonderem Maße angeht. Darunter können auch unserer Zeit widersprechende Erscheinungen fallen, wenn wir aus ihnen lernen.

Die Publizistik hat dem Gegenwartswert des Stoffes eine verschärfte Aufmerksamkeit zugewandt, weil ihre Erzeugnisse in Zeitung und Zeitschrift nicht an die Zeit, an unsere Zeit ganz allgemein gebunden sind, sondern im besonderen noch an den Erscheinungstag. Es ist aber nicht zu ersehen, daß sie allein diese Forderung stellt; alles Leben verlangt die Gegenwart und was sie weiterträgt, und auch die Presse ist nur eine Dienerin des natürlichen Gesetzes.

Der Gegenwartswert kennt einen auslösenden Anlaß, der im augenblicklichen Ablauf der Zeit liegen muß, und eine inhaltliche Bedeutung, die in der Zeitschrift fast immer in die Vergangenheit hinabreicht.

Der Spiegel des Gegenwärtigen: Die kleinste Zeiteinheit, mit der die deutsche Kulturzeitschrift zu rechnen hat, ist der Monat. Diese Tatsache steht ganz im Gegensatz zur Zeitung, die wegen der unerhörten Fülle des Geschehenen und wegen der kurz aufeinanderfolgenden Erscheinungszeiten der verschiedenen Blätter bis zur Minute und weiter gehen muß.

Der Kulturzeitschrift ist es wegen ihrer langen Erscheinungspausen nicht gegeben, den Tag selbst aus der Taufe zu heben; sie kann ihn nur vorbereiten und, nach der Entscheidung, ausdeuten helfen.

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Wir begnügen uns heute aber nicht mehr damit, in bloßer Erwartung zu verharren; mit ausgedehnter propagandistischer Tätigkeit erreichen wir, daß beim Eintreten der Entscheidung das ganze Volk vorbereitet ist und selbst die Tat mit Bewußtsein beherrscht. Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde stellen sich zum Beispiel rückhaltlos in den Dienst der politischen Wahl und der Volksabstimmung, da sie nicht im engen Sinne nur die Regierung betrifft, sondern den ganzen weiten Raum volklichen Lebens angeht, den wir unter Kultur verstanden haben.

Die Märzwahl 1936 umfaßt beim „Oberschlesier" in ihrer Vorbereitungszeit nur ein einziges Heft. Die Steigerung des Anlaufes bis zum Ereignis wird erst anläßlich der Saarabstimmung deutlich. Die „Westmark" ist im Oktober 1933 mit im Hinblick auf diese Entscheidung gegründet worden und behandelt seit ihrem ersten Heft die Saarfrage mittelbar und unmittelbar. Nach einer grundlegenden Erklärung der Lage in der Westmark allgemein tritt sie mit dem Januarheft 1934 mit aller Bestimmtheit in den besonderen Saarkampf ein.

> „Der erste Glockenschlag im neuen Jahr leitete für das Saargebiet den entscheidenden Abschnitt seines deutschen Schicksalsweges ein."

Das Ziel steht von Anbeginn unverrückbar fest:

> „Die Abstimmung wird als elementares Bekenntnis zum Deutschtum zugleich die Rückkehr in das organische Gefüge des neuen Reiches sein."[78])

Es würde zu einer eigenen abgeschlossenen Darstellung führen müssen, wollte man alle Stufen des Kampfes bis zur Entscheidung aufzeigen. Es sei nur gesagt, daß von allen Richtungen, von Wissenschaft, Dichtung, Plastik, Politik usw., und mit

allen Mitteln, in Gedicht, Rede, Erzählung, Abhandlung usw., gestritten wird. Der letzte Ansturm erfolgt erst im Abstimmungsmonat mit einer nochmaligen Aufbietung aller Kräfte; Aufruf und Gewißheit gehen gläubig zusammen. Nach der Entscheidung läßt die „Westmark" aber keinem leeren Jubel den Raum; sie geht sofort an neue Arbeit, denn der Sieg war für sie selbstverständlich.

Wenn in der Wirklichkeit nun einmal das vorbereitete Ereignis erfolgt ist, schließt sich ihm eine Reihe von Besprechungen aller Art an, die in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde als kunstwertenden Organen zahlreich vertreten sind. Es gehen uns hier, bei der Beschränkung auf Veranstaltungen nur eines Tages, Ur-, Erst- und Neuaufführungen auf der Bühne, im Film und im Funk an, denen sich noch der Konzertsaal zugesellt. Auch die Würdigung neuer Schallplatten fehlt nicht. Daneben erscheinen „Tageschroniken", „Personalien" und „Todesnachrichten" von bekannten Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, die unter diesem Namen gerade in der „Musik" veröffentlicht, in den übrigen Zeitschriften aber sinngemäß gepflegt werden. Erfolgreiche Aufführungen regen mitunter den auszugsweisen Abdruck des Stückes oder anderer, meist kurzer, in sich geschlossener Arbeiten desselben Verfassers an.

In naher Verbindung zum einmaligen Ereignis steht weiterhin auch die Wiedergabe bedeutender Sätze aus Reden führender Männer, die häufig als Leitworte über ein ganzes Heft gesetzt werden. Immer aber sollen sie die Kraft des Wortes zum Quell für die eigene Arbeit der Zeitschrift und ihrer Leser machen. Voran stehen Aussprüche des Führers und Alfred Rosenbergs, die zum Teil ohne Angabe von Ort und Zeit ihres Anlasses abgedruckt sind.

Die Verleihung kultureller Preise löst in der Zeitschrift ein Echo aus, das eine ganze Reihe, teilweise noch unbekannter, Werke der Ausgezeichneten bringt. Damit wird das Ereignis des Tages mit dem Inhalt unterbaut, dessen Bedeutung die Handlung zuerst doch ausgelöst hat. Im Verfolge der nachträglichen Ausdeutung muß also notwendigerweise auf die vorherliegenden Grundlagen des Ereignisses eingegangen werden. Dieser Vorgang spiegelt sich in der Behandlung des Kritikverbotes vom November 1936; mit scherzhafter Betonung trifft die „Musik" das eben Gezeigte:

> „Die Kritik ist durch ihre Abschaffung so aktuell geworden wie nur irgend etwas."[79])

Natürlich ist das nicht so, daß sich vor dem Verbot niemand mit den Auswüchsen der Kritik befaßt hätte. Gerade die NS.-Kulturgemeinde hat sich in ihren Organen lebhaft damit auseinandergesetzt, in welchem Sinne mag die Tatsache beweisen, daß das Dezemberheft 1936 der „Bausteine" einen Aufsatz von Walter Stang veröffentlicht, der bereits im Jahre 1930 geschrieben worden ist.

> „Dr. Stang stellt in diesem Aufsatz, unter Abrechnung mit der durch den jüdischen Einfluß völlig zerrütteten Kunstkritik der Systemzeit, schon damals grundsätzliche Richtlinien für eine nationalsozialistische Kunstwertung und ihre wichtigen Aufgaben beim Neuaufbau des deutschen Kulturlebens, insbesondere des deutschen Theaters, auf."

Im einmaligen Geschehen der Gegenwart findet die Publizistik Anläße zu Stoffbehandlung auch an Gedenktagen, die wohl als D a t u m der Wiederkehr im Heute stehen, als Datum der W i e d e r k e h r aber in der Vergangenheit wurzeln. Als äußerer Anlaß der Beschäftigung müssen sie aber an dieser Stelle genannt werden.

Die jüngste Zeit tritt uns in den Gedenktagen ihrer politischen Ereignisse - Saarsieg und nationale Erhebung - und im Todestag des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg entgegen. Darüber hinaus ist die Erinnerung an die Abstimmung und die Enteignung Oberschlesiens und an den Weltkrieg wach. Dann beginnt die lange Reihe der Gedenktage für die Männer der Nation, von denen die 50., 100. und 250. Geburts- und Todestage im Vordergrund stehen; 1936 feierten wir das

Jahrtausenderinnern an Heinrich I. Ein merkwürdiges Zusammentreffen, das ein kennzeichnendes Licht auf die publizistische Arbeit wirft, sei zum Schlusse dieses Abschnittes genannt. Die „Musik" hatte für den 60. Geburtstag des Komponisten Richard Wetz einen Artikel aus der Feder seiner Schüler vorbereitet; da Wetz aber kurz vor seinem Geburtstag starb, gibt der Aufsatz auch als „Nekrolog . . . beredte Kunde von dem Verlust, den das völkische Deutschland erlitten hat". Für denselben Anlaß hatte auch der „Oberschlesier" einen Beitrag vorgesehen; da die Schriftleitung aber erfahren hatte, daß der Komponist erkrankt war, veröffentlichte sie ihn bereits im Januarheft 1935, also einen Monat vor dem Geburtstag, „in der guten Meinung, daß er Richard Wetz etwas Freude an sein Krankenbett bringen würde". Am 16. Januar starb nun aber Wetz, und das Februarheft des „Oberschlesiers" gibt einen Einblick in Briefe des Komponisten. Daraus läßt sich erkennen, daß Gedenktage wirklich nur äußerer Anlaß sind, wenn zwischen dem Wesen des Vergangenen und der Gegenwart innere Brücken bestehen.

Neben einzelnen festgelegten Tagen lösen auch längere Zeitspannen und ihre Ereignisse die stoffliche Behandlung durch die Publizistik aus. In vorderster Linie stehen da auf kulturellem Gebiet Tagungen und Treffen, Ausstellungen, Festtage. Die NS.-Kulturgemeinde hält jedes Jahr ihre große Reichstagung ab, die in ihren Zeitschriften die entsprechende Würdigung erfährt. Gesamtüberblicke wechseln mit Darstellungen einzelner Gebiete im Rahmen der Fachorgane ab; „Kunst und Volk" gibt im Juni 1936 ein besonderes Tagungsheft heraus, in dem die bildende Kunst mit allen ihren Ausdrucksmöglichkeiten im Hinblick auf die Münchener Reichstagung gesehen wird. Die „Rheinischen Blätter" erörtern im September 1933 die Stellung der „Frau im neuen Deutschland" anläßlich des „Tages der Frau im Rahmen der Deutschen Kulturtage am Rhein"; das nächste Heft, Oktober 1933, ist als Sonderheft für die Gesamtheit der Deutschen Kulturtage vom 6.-15. Oktober ausgebaut. Eng nebneinander finden sich hier die beiden bisher behandelten Möglichkeiten, den einzelnen Tag und eine mehrtägige Zeitspanne als Anlaß zu wählen. Musiktage, die Woche des Buches, Dichtertreffen und Kulturtagungen der Gaue runden mit dem Reichsparteitag das Bild.

Über Ausstellungen ist nicht mehr viel hinzuzufügen. Sie haben jedoch über ihre Zeitdauer hinaus Wirkungsmöglichkeiten, die „Volkstum und Heimat" aufgreift. Es bringt Ausführungen zu einer schleswig-holsteinischen Ausstellung, die bereits ein Jahr zurückliegt, der Aufsatz enthält aber manches, „was auch über den unmittelbaren Anlaß hinaus Bedeutung hat" und rechtfertigt so seine späte Veröffentlichung.[80])

Festtage eröffnen uns einen willkommenen Blick in die Vergangenheit alter Städte und Bauwerke. Mehrhundertjährige Bestehen regen auch die Behandlung in der Zeitschrift an; das „Bollwerk" widmet der 700-Jahr-Feier der Stadt Demmin ein ganzes Heft.[81])

Eine umfangreiche Stoffbehandlung hat das XI. Olympia in Berlin ausgelöst. Die Geschichte der Olympischen Spiele von den Griechen über die Neuerweckung bis zu ihrer Organisation im Dritten Reich, die Reichshauptstadt als Schauplatz der Veranstaltungen und als Musikstadt, Sportplastik als Siegerauszeichnung, Sport als Bühnenspiel sind nur einige Themen des großen Ringes. Einzelaufführungen werden als ein geschlossenes Ganzes behandelt; ein Vergleich zwischen mehreren führt zu einer Darstellung der gegenwärtigen Lage, aus der man Fehler und neue Ansätze gewissenhaft erkennen kann. So liegt einer „theatergeschichtlichen Studie" über „Hans Wurst - der Neuberin Feind" die Beobachtung verschiedener Aufführungen in Berlin, besonders der Shakespearebearbeitungen von Hans Rothe zugrunde.[82])

Manche Ereignisse lassen sich nicht nach bestimmten Tagen bestimmen, sie werden langsam und stehen eines Tages dann vollendet vor uns. So ist die Wiederbelebung der Bunzlauer Braunzeuggeschirre aufzufassen;[83]) so verstehen sich auch die Er-

neuerungsarbeiten der großen Herrenhausener Gärten.[84]) Die Zeitschrift „Ich lese" richtet einen Teil ihres Inhaltes nach den Vierteljahresbänden der Deutschen Kulturbuchreihe aus, die sie ja begleitet. Die Verfasser der Buchgaben erscheinen dann in kleineren Arbeiten oder auch in Auszügen aus den Bänden in der Zeitschrift. Dieser Vorgang wiederholt sich mit jedem neuen Buch der Reihe, also jedes Vierteljahr; er ist aber nicht an ein bestimmtes Datum gebunden, da die Verteilung der Bände längere Zeit in Anspruch nimmt und die Leser sie zu verschiedenen Zeitpunkten erhalten.

Auch die Arbeit und das Geschehen eines Jahres und längerer Zeiträume kann eine Behandlung anregen. Die Ausgrabungen in Wollin, die im Verlaufe des Jahres 1935 gemacht wurden, werden im Mai 1936 vom „Bollwerk" behandelt; der „Deutsche Kulturwart" bringt eine Betrachtung über „Spanien und wir, 1809 und 1936", der Krieg dauert aber bereits über ein Jahr an. Die Auslösung der Behandlung erfolgt jedoch nicht durch den ganzen, trägen Umfang des Gesamtjahres; einmal ist die Abschließung des Ergebnisses maßgebend gewesen, das andere Mal mag es ein hervorstechendes Zeitereignis sein.

Das Leben will es aber auch, daß in einem merkwürdigen Zusammentreffen zwei Daten zugleich in den Berichtszeitraum eines Zeitschriftenheftes fallen, die beide den gleichen Gegenstand betreffen. Da die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde nur monatlich erscheinen, müssen sie mit dem Blick auf die Spanne von vier Wochen arbeiten. Der Zufall ist, so gesehen, noch nicht einmal mächtig, wenn, da die beiden Brüder Ferdinand und Stephan Luidl am 22. März und 10. April 1736 gestorben sind, ihre 200. Todestage zusammen in den Berichtsraum des Aprilheftes der Zeitschrift „Schwabenland" fallen. Die Würdigung befaßt sich aber nur mit dem zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgestellten Ferdinand. Der Todestag seines Bruders wird als Anlaß nur mitgenannt, weil auf die familiengeschichtlichen Zusammenhänge im allgemeinen Rücksicht genommen wurde. Weiter auseinander liegen schon Geburts- und Sterbetag von Adolph Menzel, der im Märzheft 1935 der „Völkischen Kunst" behandelt wird. Den eigentlichen Anlaß bildet der 30. Todestag am 5. Februar; die Zeitschrift legt jedoch in ihren einleitenden Worten ebensoviel Wert auf den 120. Geburtstag, der allerdings erst auf den 8. Dezember des gleichen Jahres fällt. Sie erhält mit diesem Ausblick aber eine engere Zusammenfassung und psychologisch stärker wirksame Begrenzung seines Lebens als Schicksal.

Die Gegenwart besteht nicht nur in den Tagen mit aufgeprägtem Namensstempel; sie ist ganz allgemein der Fluß der Zeit, in den wir hineingestellt sind, die geschichtliche Entwicklung, die wir erleben: d a s H e u t e a l s Z e i t l a g e. Die Gegenwart ist lebendig im zeitgenössischen Kulturschaffen als Gesamtheit.

Diese umfassende Schau unserer Zeit wird von allen Kulturzeitschriften geleistet. Denn das, was sie an Einzeluntersuchungen festgestellt haben, erhält im Zusammenhang seine tiefe Bedeutung. Daraus erst läßt sich Kulturförderung und Kulturpflege in weitschauenden Maßnahmen leisten. Aus dem Grunderleben unserer Zeit erkennen wir, daß eine „ihrem Wesen nach ausgesprochen reaktionäre oder unpersönlich epigonenhafte Kunst" notwendig „unzeitgemäß" sein muß,[85]) daß aber auch Kunst im Werden ist, die „uns nach Wesen und Anschauungsgehalt bemerkenswert und positiv erscheint".[86]) Die „grundsätzliche Betrachtung unserer zeitgenössischen Musikaufgaben" stellt die Forderung nach einer „musikalischen Gesamtreform",[87]) und die übrigen Kulturabschnitte befinden sich in derselben Zeitlage. Die Wiedergabepraxis stellt Fragen an die gesamte Gegenwart und die Texte zu Bachs unsterblichen Kantaten rufen unsere besten Kräfte nach der Schaffung neuer Wortvorlagen auf, die der Musik endlich ebenbürtig sind. Die gleiche Erneuerung verlangt das Wohnen und fordern die Gebrauchsgegenstände aus der Industrie, deren beste Formen von „Kunst und Volk" laufend gezeigt werden.

So tritt uns das Schaffen der Gegenwart in der Kulturzeitschrift auch entgegen, ohne durch unmittelbare Fingerzeige des Tages gerufen zu sein, im Bewußtsein des Mitbauens am werdenden Neuen.

Wir haben bisher die Gegenwart als einen Abschnitt in der nach Jahrtausenden zählenden Geschichte begriffen; sie ist ein Heute im Gegensatz zu Gestern und Morgen, aber sie ist es auch im Kreislauf des Jahres. Freilich sind im Jahr die einzelnen Zeiten sehr viel kürzer bemessen; wenn aber das Gegenwärtige den Anlaß zur Beschäftigung mit einem Stoff geben soll, dann kommt es nicht darauf an, ob es einer kurzen oder langen Epoche angehört; entscheidend ist dann nur, ob es gestaltende Kräfte in sich trägt. Diese Frage müssen wir aber für den Jahreslauf bejahen. Da wir die enge Bindung an Volkstum und Heimat wiedergefunden haben, können wir auch das Leben recht begreifen, das aus der Folge der Jahreszeiten entspringt. Sie umfassen „das Werden und Vergehen des Jahres wie des Monats, den An- und Abstieg der Sonne, Wachsen und Abnehmen des Mondes, Aufkeimen, Blühen und Vergehen der Pflanzenwelt und das menschliche Leben vom Geborenwerden bis zum Sterbenmüssen".[88])

Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde erscheinen in monatlichen Abständen (von einigen Doppelnummern abgesehen); was läge da näher als diese natürliche Unterteilung des Jahresraums in Monate auch im Inhalt auszuprägen. Es entsteht der Monatskalender. Seine einfachste Form findet er bereits in den monatlichen Mitteilungen und Bekanntmachungen der NS.-Kulturgemeinde und der übrigen Verbände, die sich derselben Zeitschrift als Sprachrohr bedienen. Dabei ist nicht immer der abgeschlossene Monat vom 1. bis zum 30. oder 31. maßgebend für den Berichtsraum; „Volkstum und Heimat" wählt für seine Sparte „Was geschah im Monat?" die Zeit vom 20. des einen bis zum 20. des folgenden Monats. Aus Gründen, die in der Lage des Erscheinungstages zu suchen sind, ist diese Lösung zweckentsprechend, da andernfalls Lücken bleiben würden, oder, um das zu vermeiden, die Zeitschrift den Ereignissen um zwei Monate nachhinken müßte. Auch Berichte aus dem heimatlichen Wirtschaftsleben erscheinen als Monatsübersicht; „Niedersachsen" pflegt sie zum Beispiel.

Nach dem Abkommen, das die NS.-Kulturgemeinde mit dem Reichsbund für Vogelschutz getroffen hat, wird dieses Gebiet in den Zeitschriften weitgehend erschlossen. Tierschutz ist in starkem Maße an den Ablauf des Jahres gebunden, da das Wetter entscheidenden Einfluß geltend macht. Neben einer Übersicht „Tierschutz im Sommer", die im Juli 1935 erscheint, bringt „Volk und Scholle" schon seit dem Juni 1934 regelmäßig den „Monatskalender für Tierschutz".

Ähnliche Reihen finden sich in mehreren Zeitschriften unseres Bereiches. „Kunst und Volk" behandelt das „Volkskunstwerk des Monats"; „Volkstum und Heimat" beschäftigt sich mit dem „Brauchtum des Monats", einem Gebiet, das auch „Unsere Heimat" nach verschiedenen Ansätzen im Jahre 1936 seit dem Januar 1937 verstärkt berücksichtigt; das „Schwabenland" endlich veröffentlicht in Abständen einen „Schwäbischen Kult- und Brauchkalender". Eine nähere Würdigung erfahren diese Erscheinungen bei der Behandlung der Folge innerhalb der Zeitschrift.

Während die genannten Artikel in der Regel eng an die Jahreszeit gebunden waren, lockert sich diese Beziehung beim „Märkischen Kalender" des „Deutschen Kulturwartes" zugunsten der Berücksichtigung von Ereignissen und Gedenktagen, die ganz zufällig in den behandelten Monat fallen und nur sehr selten eine innere Bindung an ihn besitzen. Daneben stehen selbstverständlich auch jahreszeitlich bedingte Geschehnisse; aber die Stärke des „Märkischen Kalenders" liegt in der bunten Fülle all der genannten Erscheinungen.

Selten sind in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde Beiträge literarischer Art zu finden, die die Tage eines Monats als Gesamtheit behandeln und die Darstellung mit dem Namen des Monats belegen. In der Veröffentlichung solcher

Arbeiten, meist sind es Gedichte, steht die „Westmark" an der Spitze. Eine Auswahl sei kurz zusammengestellt:

1. Lina Staab: März („Westmark" März 1934),
2. Fritz Gräntz: Mai („Westmark" Mai 1936),
3. Hermann Eris Busse: Brachmond („Westmark" Juni 1935),
4. Willy Arndt: Juli („Volk und Scholle" Juli 1934),
5. Lina Staab: Oktober („Westmark" Oktober 1936).

Das „Bollwerk" leitet sein Novemberheft 1936 mit einer Prosabetrachtung über den Monat ein.

> „Grau liegt das novemberliche Land unter den Nebeln dieses Monats, der nach ihnen seinen schönen deutschen Namen trägt: Nebelung! . . ."

Im Gegensatz dazu löst sich Hermann Eris Busses „Nebelmond" von dem Monat seines Namens und erscheint bereits im Augustheft 1936 der „Westmark". Andererseits werden auch Beiträge in ihrer Überschrift an einen bestimmten Monat gebunden, ohne sichere Beziehungen zu ihm zu haben. Das Maiheft 1935 des „Bollwerks" bringt eine Zusammenstellung von sieben Bauernanekdoten als „Allerlei - im Mai"; ein paar Seiten weiter führt das Heft aber noch zwei lustige Begebenheiten ähnlicher Art auf, ohne sie mit einer besonderen Überschrift zu versehen. In der Julinummer endlich erscheinen verwandte Anekdoten, aber auch wieder ohne den Hinweis auf die monatliche Bindung. Es mögen hier vielleicht mehr psychologische Gründe zur Wahl des Titels geführt haben, da er in der genannten Fassung einen starken Leseanreiz ausübt.

Über die zuweilen willkürlichen Einkerbungen hinweg, die die kalendermäßige Monatsteilung in den Jahreslauf schneidet, reichen die Jahreszeiten in ihrem ewigen Wechsel der Bewegung: Frühling-Sommer-Herbst-Winter. Schon im Februar, wenn eben die kältesten Tage des Jahres vorbei sind, beginnt die „Sehnsucht nach dem Frühling"; aber auch im März wird sein Name nur zaghaft ausgesprochen, wenn auch Wandergänse und die ersten Blumen sein Kommen künden. Auch der Sämann schreitet schon über die Äcker. Im April sind wir noch ganz im Bewußtsein des Vorfrühlings, der Stürme und Föhn bringt, aber auch die Wiesen grünen läßt. Was der April begonnen, vollendet der Mai. Es wird Frühsommer. Zwar unternehmen die „Monatshefte für Mecklenburg" im Mai 1937 noch einen „Frühlingsspaziergang durch die plattdeutsche Dichtung", zwar zeigt uns „Niedersachsen" noch im gleichen Monat 1934 den „Regenkerl" bei der Arbeit, aber Fliederblüte und Schmetterlinge lassen sich nicht mehr abschrecken. Am 1. Mai beginnt der Köhler seine Arbeit, und auch die Torfgewinnung setzt, nachdem die Gefahr des Frostes vorbei ist, ein und dauert dann bis zum August. Die Gesellen wandern; davon kündet manches alte Schild an Herbergen und Wirtshäusern. Und mit den Gesellen wandert das ganze Volk; KdF. setzt seine ersten Sommerfahrten an. Damit beginnt auch die Zeit der Reise- und Feriennummern bei den Zeitschriften. Die „Rheinischen Blätter" und die „Westmark" senden ihre Wanderhefte zuerst hinaus, das Klima der westdeutschen Landschaft erlaubt es ihnen. Die „Westmark" wirbt auch im Juni (1936) und Juli/August (1934) für ihre Heimat. Der Juni findet daneben noch „Niedersachsen" bei der Erschließung der Landschaft für die Wanderer (1937), die gleiche Zeitschrift, die im September (1935) noch einmal einen Rückblick auf die Schönheiten der Haubarge gibt, die im Sommer vielleicht übersehen worden sind. Im Juli schildert auch das „Bollwerk" die Landschaft, Dörfer und Städte Pommerns.

Aber nicht nur die Wanderzeit beginnt im Mai; auch das Korn wächst auf den Feldern und offenbart uns die Kräfte der Natur, bis im nächsten Monat der „Deutsche Kulturwart" (1937) schon die Roggenblüte besingen kann. Die Naturfreunde haben bereits ihre ersten Beobachtungen im neuen Jahr hinter sich und stellen sie uns im Juniheft vor; so erfahren wir in „Die Heimat" 1937 „Einiges vom Kiemenfuß", der „im zeitigen Frühjahr (Ende März bis Anfang, manchmal

Ende Mai)" in Waldtümpeln zu finden ist. Der Dichter Kurt Kölsch läßt vor unseren Augen noch einmal die junge, bereits vergangene Jahreszeit in einem „Frühlingslied" vorüberziehen;[89]) demgegenüber gibt der „Oberschlesier" (1937) im „Sommergedicht" bereits dem Kommenden Ausdruck. Die Zeit der Gewitter ist da; und das „Schwabenland" gibt nun die Vorschau auf die Spielzeit der Augsburger Freilichtbühne.

Mit dem Juli ist die „taube, tote Zeit" endgültig vorbei: die Sommerwiesen stehen in vollster Blüte, der schwarze Apollofalter ist sogar schon wieder verschwunden. Es ist die Zeit „nach der Blüte", die Zeit der „Reife",[90]) und mit dem Jakobitag am 25. Juli beginnt meist schon die Kornernte. Der „Mann mit der Sense", der „Schnitter", wird in seiner Bedeutung von allen Kulturzeitschriften herausgestellt.

Die Sorge ums tägliche Brot verlangt den Schnitt und damit das Ende eines langen Wachsens. Die Erntezeit beginnt, doch ihre letzten Arbeiten und Bräuche reichen im Bauernleben noch weit bis in den Winter hinein.

Der August ist noch von demselben Leben erfüllt wie die letzten Julitage, von Kornwogen und Sensenklingen. Auch im September ist dieses entscheidende Tun noch nicht vollendet. Die fruchtbare Landschaft der Westmark füllt ihre Zeitschrift noch mit Gedanken von „Sommer" und „Ernte" (1934). Im gleichen Hefte 1935 verherrlicht sie die „Ährenleserin", spricht aber auch von der „Apfelernte". Der Herbst setzt an. Die folgenden Titel geben einen Überblick über die Behandlung des Herbstes durch die verschiedenen Monate hindurch.

1. September 1933: „Herbst" („Der Oberschlesier"),
2. September 1935: „Herbst" („Niedersachsen"),
3. September 1935: „Herbstwind" („Ich lese"),
4. Oktober 1933: „Herbstreise" („Niedersachsen"),
5. Oktober 1936: „Herbstzeitlosen" („Die Westmark"),
6. November 1935: „Herbst" („Die Westmark"),
7. November 1935: „Herbsttag am Meer" („Das Bollwerk").

Der Oktober bringt Rückblicke auf die Getreideernte, beschäftigt sich aber in stärkerem Maße mit der Obst- und Kartoffeleinbringung. Jetzt löst auch die Weinlese in den Zeitschriften der Anbaugebiete ihr Echo aus. Die Ernte ist die letzte Tat, die auf den vergangenen Sommer weist; das Wetter strebt indessen mit einsetzendem Regen bereits der kalten Jahreszeit zu. Aber im November wird die Erinnerung noch einmal wach, wenn Kraut und Rüben geborgen werden. Vor der ruhigen Zeit haben die Naturforscher ihre letzten Sommerarbeiten beendet, vor allem solche, die sich über ein Jahr hinauszogen und noch den Beginn des nächsten abwarten mußten.

„Volkstum und Heimat" bringt im Novemberheft 1936 eine Schilderung der Kolbenente, die den Sommer bei uns verbringt, im Winter aber für kurze Zeit nach Süden zieht und im zeitigen Frühjahr zur Fortpflanzung wiederkehrt.

Der Dezember endlich bringt uns das Wintererlebnis, das über das Kalenderjahr hinüberreicht in den Januar und Februar des neuen Jahres hinein.

1. Dezember 1934: „Winterlicher Klang" („Die Westmark"),
2. Dezember 1934: „Mond im Winter" („Die Westmark"),
3. Dezember 1935: „Winterstilles Schwarzwaldtal" („Die Westmark"),
4. Januar 1936: „Im Winter" („Niedersachsen"),
5. Januar 1936: „Wild im Winter" („Unsere Heimat"),
6. Januar 1935: „Ski-Einsamkeit" („Der Oberschlesier"),
7. Januar 1936: „Schlittschuh-Läuferin" („Die Westmark"),
8. Januar 1937: „Schlittenfahrt" („Die Westmark"),
9. Februar 1937: „Der winterliche Strom" („Der Oberschlesier"),
10. Februar 1937: „Auf Schneeschuhen" („Die Westmark").

Krähen und Enten sind die Vögel des Winters; „Die Heimat" hält es aber bereits im Januar für angebracht, auf den Störfang hinzuweisen, der im Mai bis Juli stattfindet (1935).

Der Februar bringt in der Natur nichts Neues, das unseren Augen sichtbar würde; auch die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde bringen keine neuen Gesichtspunkte.

Im März endlich hat sich der Jahresring geschlossen: der Winter weicht, mit dem schmelzenden Schnee wird schon die erste Saat in die Furchen gestreut.

Das Wachsen und Werden der Natur im Verlaufe eines Jahres, das wir eben durchschritten haben, spielt sich in sieben Zeiten ab: der Zeit der Warte auf das Licht, der Zeit des Kampfes, des Werdens, der Fülle, der Frucht und Ernte, des Dankes und der Freude und der Zeit der Toten.[91]) Jedes Jahr aber beginnt dieser eherne Kreis von neuem seinen Lauf, um nichts anders als so viele Male vorher und nachher wieder.

Karl Benno von Mechow sagt es so:

> „Das schließt sich am Ende zu einem sehr engen Kreis, da es immer wieder in den Anfang hineinmündet."[92])

Und der Naturforscher erkennt es:

> „Der Bauer durchschreitet nicht die Zeit, er bleibt darin stehen, steht mit beiden Füßen fest im Jahr, das immer wiederkehrt. Er ist mit ihm verwurzelt wie mit dem Boden, den er bearbeitet, es macht ihn naturabhängig wie dieser, regelt seine Arbeit und bewahrt ihn vor jener Hast der Menschen, denen die Zeit flieht und die ihr nachlaufen müssen."[93])

Diese Verbundenheit drückt sich in Sitte und Brauchtum aus, die nicht ohne den Jahreslauf gedacht werden können. Drei große Kreise dringen im Brauchtum ineinander, die nicht selbständig gesehen werden können: der germanische, der christliche und der weltanschauliche des 20. Jahrhunderts. So feiern wir neben der Sonnenwende das Pfingstfest und den Tag der nationalen Arbeit; so haben sich die altgermanische Frühlingsfeier und das christliche Ostern verbunden, so sind aber auch die alten Erntebräuche im neuen Erntedankfest lebendig. Es ist nicht angängig, im Rahmen dieser Arbeit alle Feste und Feiertage aufzuzählen, die im Verlaufe des Jahres in den Kulturzeitschriften behandelt werden; ein großer Teil davon ist allgemein bekannt, außerdem könnte das Unterfangen auch niemals eine Vollständigkeit aufweisen.

Ein anderes muß aber im Zusammenhang mit der Monatsschrift gesehen werden. Wenn jedes Jahr denselben Ablauf des Brauchtums bringt, die Zeitschrift aber jedes Jahr erscheint und dieses Gebiet als eines der wichtigsten nicht vernachlässigen darf, so fragt es sich, ob nicht Wiederholungen und damit Langeweile auftreten. Diesem Vorwurf kann man aber leicht begegnen. Man kann ihn im Hinblick auf die reichsgültigen Organe mit dem Verweis auf die Vielfalt der Bräuche in den Gauen abtun, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß durch allzu starke Abstimmung besonders ganzer Hefte auf einzelne Landschaften leicht die Anteilnahme der nicht behandelten sinkt. Dafür und auch im Hinblick auf die Gauorgane ist die Fülle unseres Brauchtums aber so umfangreich, daß wir auf eine Reihe von Jahren hinaus unerschöpflichen Stoff vor uns haben. Die Behandlung der Weihnachtszeit soll für die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde diese Behauptung stützen. Es ist dabei germanisches, christliches und nationalsozialistisches Brauchtum in gleicher Weise berücksichtigt. Der Begriff des Brauchtums mag daher manchmal etwas weit gefaßt sein; wir müssen uns aber hüten, ihn andererseits allzusehr einzuengen und zu dogmatisieren.

1. Es ist die Möglichkeit gegeben, vom Reichs- oder vom Gauorgan aus Weihnachtssitten des ganzen Deutschen Reiches zu behandeln. Dieses Unternehmen wird

sich mit einer Übersicht beschränken müssen, die durch bildliche Darstellungen und Kartenskizzen belebt wird.[94])

2. Es kann der Weg der historischen Untersuchung beschritten werden, indem man etwa das Nachleben germanischer Sitten in unseren heutigen Feiern klarstellt. Auch hierbei müssen Einzelheiten nur als Beispiele dienen, die die Entwicklungslinie führen; Vollständigkeit kann nicht erwartet werden.[95])

3. Begrenzungen können leicht in landschaftlicher Hinsicht gesteckt werden. Das Reichsorgan behandelt das Brauchtum eines Stammes oder Gaues, die Gauzeitschrift beschränkt sich auf einzelne Kreise ihres Verbreitungsgebietes, Hessen-Nassau etwa auf den Odenwald.[96])

4. Man kann aber auch zeitliche Grenzen ziehen, indem man aus der langen Weihnachtszeit einzelne Abschnitte oder nur Tage herausgreift. Vorweihnacht[97]) und der Andreastag[98]) sind zwei Beispiele.

5. Endlich lassen sich aus dem Gesamtbereich weihnachtlichen Brauchtums einzelne Sitten und Gegenstände herausnehmen. „Bock- und Eselsgestalten", Gebäck, die Mistel und das Herz als Symbol geben nur einige Andeutungen.[99])

6. Ein Blick in die Vergangenheit läßt uns Weihnachten in neuem Lichte erstehen. Wir alle waren Kinder und haben eins unserer tiefsten Erlebnisse unter dem Weihnachtsbaum gehabt. Aber auch Weihnachten während Krieg und Gefangenschaft, Weihnachten unserer Vorväter in den Befreiungskämpfen zeigen das Fest von einer anderen Seite und dringen in das Geheimnis der heiligen Nächte vielleicht tiefer ein als Belanglosigkeiten des Heute.

Wie wir, so haben auch unsere großen Meister ihre Weihnachten gefeiert; in ihnen drückt sich über die persönliche Bedeutung auch etwas von dem schicksalhaften Wert des Mittwinters aus. Am Erleben Brahms wird zum Beispiel die Brücke geschlagen über alle Weihnachtsfeiern des Komponisten, und so entsteht eine „Lebensgeschichte in Stichtagen".[100])

7. Im Bewußtsein schließlich, daß der Weihnachtsstern über einer Hütte leuchtete und daß heute das arme Haus in gleichem Ansehen steht wie der Palast, gelangt etwa der Dichter Herybert Menzel zu einer neuen Deutung der Geburt.

8. Mit dem Weihnachtsfest ist der schöne Brauch des Schenkens eng verknüpft. Basteln in der Vorweihnachtszeit, und die Geschenke zum Fest, wie Spielzeug und Bücher, geben oft Anlaß zu Beiträgen. Auch der Weihnachtsmarkt gehört in diesen Kreis.

9. Jede Weihnachtsfeier wird durch künstlerische Umrahmung erst zu ihrer Würde erhoben. Die Kulturzeitschrift sieht daher ihre Aufgabe auch in der Veröffentlichung von Weihnachtserzählungen und Märchen, in der Würdigung weihnachtlicher Bilder und Musik.

10. Eine letzte Abwechslung in die Behandlung der Weihnachtszeit, und entsprechend auch aller Bräuche, bringt die Erörterung der Sonderheiten des jeweiligen Jahres. 1937 fallen zum Beispiel alle Los- und Wetterregeln auf die ursprünglichen Tage, da sich die beweglichen Feste gegenüber der stehenden Ordnung nicht verschoben haben. Palmsonntag ist wirklich Frühlingsanfang und der Vollmond rundet sich genau einen Tag vor dem Osterfest. Diese Eigentümlichkeit des Jahres berührt das Weihnachtsfest, das uns als Beispiel dient, zwar nicht; sie muß aber grundsätzlich erwähnt werden. Anläßlich der Beschäftigung mit dem Osterbrauchtum wird die Tatsache auch hervorgehoben.[101]) Unterschiedlich für jedes Jahr und in höherem Maße behandelnswert sind auch neuentdeckte Aufzeichnungen alter Bräuche und Sitten, sowie Neubelebungen alten Brauchtums, die in Oberschlesien zum Dreikönigstag 1936 in Erscheinung treten.[102])

Wesentlich ist auch, daß gerade im Bereiche des Brauchtums die Behandlung in der Zeitschrift nicht nur an die tatsächliche Zeit seiner Ausübung, seines unmittel-

baren Lebens gebunden ist. Nachträgliche Betrachtungen und Beurteilungen, Lehren aus Versuchen können gezogen werden, indem der Blick bereits auf die neue Verlebendigung im nächsten Jahre gerichtet ist.

Das Brauchtum ist ein geschlossener Kreis, darum wird neben Teildarstellungen auch der Versuch gemacht, seine Gesamtheit in einem einzigen Beitrag zu behandeln. Folgende drei Beiträge beschäftigen sich mit dem Brauchtum im Jahreskreis, und nehmen als äußeren, zeitlichen Anlaß den Beginn des Bauernjahres im Frühjahr.

1. März: „Jahresring" („Niedersachsen" 1933),
2. März: „Die Bedeutung der Zeichen in der Oberallgäuer Bauernwirtschaft" („Schwabenland" 1937),
3. April: „Deutsche Brauchtumsmusik im Jahres- und Lebenslauf" („Die Musik" 1935).

Dabei muß aber festgestellt werden, daß der erste Beitrag über den „Jahresring" trotz dieser Stellung im Bauernjahr stofflich mit dem Januar beginnt und mit dem Dezember endet.

Von vornherein in den Kreis des Kalenderjahres stellen sich die folgenden Arbeiten, die entweder zu Beginn des Jahres oder an seinem Ende veröffentlicht worden sind.

1. Januar: „Des Jahres Kreise" („Niedersachsen" 1934),
2. Januar: „Bauernregeln / Eine volkstümliche Betrachtung" („Die Heimat" 1935),
3. Dezember: „Das Märchen von den zwölf Himmelstieren" („Niedersachsen" 1935).

Im Anschluß an diese Feststellungen müssen noch die Besprechungen von Kalendern erwähnt werden, die ebenfalls an den Jahreswechsel gebunden sind. Sie erscheinen in den weitaus meisten Fällen im Dezember und Januar, können aber auch bereits im Juli des Vorjahres beginnen[103]) und bis in den März des Geltungsjahres hineinreichen.[104])

Endlich sei noch der Jahreswechsel selbst betrachtet. Seine Behandlung spricht für sich in wenigen Überschriften, die hier aufgeführt werden sollen.

1. Dezember: „Am letzten Tag des Jahres" (Niedersachsen" 1936),
2. Dezember: „Silvester im Gebirge" („Ich lese" 1935),
3. Dezember: „Zum neuen Jahre" (als letzter Beitrag des Heftes) („Volkstum und Heimat" 1935),
4. Januar: „Zwischen zwei Jahren" (letzter Beitrag des Hauptteils) („Das Bollwerk" 1937),
5. Januar: „Traum in der Neujahrsnacht" („Niedersachsen" 1935).

Bis auf die Überkreuzung zwischen den Titeln 3. und 4. findet ein organisches Hinüberführen in den neuen Raum statt.

Themen, die sich mit einer bestimmten Jahreszeit beschäftigen, können jedoch durch ihr Erscheinen in zeitlich anders gelegenen Heften von ihr abrücken. Es kann ein Gedicht mit dem Titel „D'r nui Schnea" mitten im Sommer, im Juniheft 1936 des „Schwabenlandes", erscheinen, weil es mit fünf anderen Gedichten desselben älteren Verfassers, die nicht jahreszeitlich gebunden sind, die Ausführungen über sein Schaffen belegen soll. Solche Abweichungen, auch schwächerer Art, bilden jedoch Ausnahmefälle.

Die tiefe Bedeutung von Wachsen und Vergehen in den Jahreszeiten hat aber mit ihrem Verlauf in einem einzigen, kurzen Jahr noch nicht ihre Grenzen erreicht. Untrennbar verflochten mit dem Jahreslauf schreitet der Ablauf des Menschenlebens.

> „Frühling, Sommer, Herbst und Winter versinnbildlichen dem Bauern sein Dasein in Jugend, Reife, Welken und Absterben."[105])

Dieses Bewußtsein greift auf alle Menschen über, gleichviel in welchem Berufe sie stehen.

„Wenn wir im Mai als jugendfrische Menschen den Maibaum aufrichteten und umtanzten, so bereiten wir uns in jedem Herbst auf den Tod: Novembertage sind Totengedenktage seit alter Zeit."[106])

Und sie wirken in diesem Sinne auch am stärksten auf das Novemberheft der Zeitschrift. Germanische Totenehrung, Grabmäler und Gräberschmuck, Totensonntag, Heldengedenken des Weltkrieges und des Verrates am 9. November 1923 geben die stofflichen Vorlagen.

In vielerlei Fällen finden sich Zusammenhänge zwischen Jahreslauf und Lebensalter auch in den übrigen Monaten. Der Juni ist zum Beispiel die Zeit vor der großen Erfüllung, die Zeit der schönsten Blüte; er bringt uns das Liebeslied, das Jahreszeit und Mensch eng aneinanderrückt:

„Sommerlich atmet das ruhige Land. -
Alles hat Gott für uns beide gemacht:
Sonne und Wolken und Gräser und Wind."[107])

Von dem Schwaben Jakob Strieder wird gesagt, daß er „im Hochsommer, in der Zeit der Reife, auf der Höhe seines Schaffens" gestorben ist.

Mit dichterischer Schönheit heißt es im August, wenn die Frucht zu brechen vor uns steht, daß nun auch wir als Krone unserer Ahnenreihe reif sind zur Tat.[108])

Häufig sind ebenfalls zusammenfassende Darstellungen der Lebensalter zu festen Zeitpunkten des Jahres. Zu Neujahr, wenn ein Jahr in das andere übergeht, ist es nicht so wie zum Wechsel des Bauernjahres im Frühling, daß der große Kreis noch einmal durchlaufen wird. Am 1. Januar drückt sich eine andere Tatsache aus: im Menschen hat sich eine innere Entwicklung weiter vollzogen, er ist sittlich reifer geworden, und das neue Jahr stellt wieder die gleiche Forderung an ihn: „Höher hinauf!"[109]) So gibt der Januar - in Ausnahmefällen auch wohl der Februar - den Anlaß zur Betrachtung unseres Lebens, da wir Knabe und Jüngling waren bis zu der Zeit, wenn unsere eigenen Enkel schon auf uns zurückschauen.[110])

Die gleiche Stellung nimmt der Dezember ein, in dem etwa an einem Müffchen, das jedesmal zur Winterszeit von der Ahne bis zur Enkelin wandert, die Folge der Generationen sichtbar wird.[111])

Seine stärkste Zusammenballung und Vertiefung erfährt der Gedanke des Menschenlebens, das Geschlecht an Geschlecht in ehernem Müssen weitergibt, in der Mutterschaft. Im Mai, wenn die Falter über den Blüten hängen, beginnt das „Frauenjahr" und trägt sich dann durch Sommer, Herbst und Winter bis ins erste Ahnen des Frühlings: „und dem neuen Sonnentag bringen wir das Kindlein dar."[112])

Mit den christlichen Vorstellungen um das Weihnachtsfest hängt die Behandlung bäuerlicher Brautkronen im Dezember zusammen, denn im Marienkult ist Maria die gekrönte Himmelskönigin.[113]) Sehr lose sind die Beziehungen der Lebensalter zur Jahreszeit in folgenden beiden Themen, in denen man sie schon zum Teil vermissen muß.

1. Mai: „Alpenländische Hochzeitssitten" („Volkstum und Heimat" 1936)
2. Februar: „Alte Stralsunder Hochzeitsbräuche" („Das Bollwerk" 1934).

In der Dichtung, aber ebenso in weiterem Kulturgut, sind enge Bindungen auch des Volkslebens an die Jahreszeiten vorhanden. Gerade Deutschland hat ja im Jahre 1933 eine durchgreifende Verjüngung erfahren, die auch heute noch nicht abgeschlossen ist; dieses geschichtliche Geschehen löst unmittelbar vergleichende Betrachtungen aus. „Niedersachsen" veröffentlicht im März 1937 das Gedicht Karl Brögers „Deutschland im Frühling"; der „Oberschlesier" betont schon im Mai 1933, daß das deutsche Volk nun auf ebensolchen „Blütenwegen" wandert, wie sie die Natur im Frühling schafft. Am Tage der Nationalen Arbeit

feiern wir „den Frühling unseres völkischen Lebens und der Natur"[114], und dem „neuen Sprossen und Keimen dieses Frühjahrs" wird auch „der große Mittag unseres Volkes", auch „die Reife der Sommerzeit folgen, aus der die Früchte kommen."[115])

Die Ernte des Jahres 1934 sieht die „Westmark" im Oktober nicht nur im tatsächlichen Korn, das den Winter überdauert und im nächsten Frühjahr zu Brot verbacken wird; dieser Frühling läßt uns zusammen „mit den Brüdern, die nach langer Not unsere Freiheitsstunde hergelenkt", das Brot brechen – die Brüder aber wohnen an der Saar.

Damit sind die Möglichkeiten, in der Gegenwart einen Anlaß zur Behandlung eines bestimmten Stoffes zu finden, erschöpft.

Die Brücke zum Vergangenen: Im vorhergehenden Abschnitt ist der besondere, gegenwärtige Anlaß behandelt worden, der die Aufnahme eines bestimmten Stoffes in die Zeitschrift auslöste. Es wurde dabei schon deutlich, daß jedes Thema in einer Form in die Vergangenheit zurückreicht. Im folgenden sollen diese Bindungen nun näher beleuchtet werden; es wird eine Aufstellung aller Möglichkeiten versucht, in denen die Vergangenheit in die Gegenwart herübergreift oder die Gegenwart nach der Vergangenheit zurückblickt.

Der Führer hat in seiner Kulturrede auf dem Reichsparteitag 1934 ausgesprochen, daß es „keine neue Erkenntnis gibt, die sich nicht irgendwie aufbaut, auf den Erfahrungen und Beiträgen der Vergangenheit". Und Alfred Rosenberg hat in einer Rede vor den deutschen Frauen dargelegt, daß unsere Zeit nur die Wahl hat, entweder „den verhängnisvollen Weg der alten Gedankenwelt" weiterzugehen, oder aber „mit dem festen Willen zur Neugestaltung" das Leben der Vergangenheit einer „entscheidenden Wertung" zu unterziehen.[116])

Die Vergangenheit ragt in vielerlei Zeichen in die Gegenwart hinein. Es sind einmal die Bauten und Denkmäler, die heute noch aller Augen sichtbar sind; dann das umfangreiche Kulturgut, das in den Museen gesammelt ist; endlich die vielen schriftlichen Überlieferungen, die wegen ihrer stofflichen Beständigkeit heute den Hauptteil ausmachen. Die dritte Gruppe kann ausschließlich durch die Publizistik, und da wieder vornehmlich von der Zeitschrift, betreut werden, während auch die Werke der beiden anderen oft erst durch einen entsprechenden Hinweis oder eine nähere Behandlung in der Presse der Vergangenheit entrissen werden. Die Verbindungen vom Gestern zum Heute liegen in den folgenden fünf Erscheinungen:

1. Alle Zeiten in der langen Geschichte eines Volkes werden maßgeblich von Kräften bestimmt, die ewige Dauer haben.
2. Die Geschichte eines Volkes hat in ihren vergangenen Zeiten bereits Höhepunkte entwickelt, die stets als zu erreichende Gipfel dastehen werden.
3. Nicht immer hat ein Volk Blüten auf der Gesamtheit der Lebensgebiete treiben können, dafür hat es aber berühmte Männer hervorgebracht, die einen Großteil seiner besten Kräfte in sich verkörpern.
4. Die Gegenwart ist eine geschichtliche Weiterführung der Vergangenheit; wo frühere Zeiten aus inneren Gründen scheitern mußten, nimmt sie den Faden der Entwicklung wieder auf.
5. Die Geschichte birgt für jedes Volk trübe Erfahrungen; aber nicht in falscher Verschleierung, sondern in ihrer Erkenntnis und im Verständnis für ihre Lehren werden sie überwunden.

Diese letzte Tatsache der Lehre und Warnung soll den Anfang in der Behandlung machen, da sie auch in der zeitlichen Entwicklung der Geschichte vorausgeht. Nach einem ehernen Lebensgesetz, das auch Nietzsche erkannt hat, ist jede Vergangenheit wert, verurteilt zu werden; die unsere war es aber mit vielfacher Berechtigung.

Die kulturellen Auswirkungen des Marxismus und des Bolschewismus haben sich erst in den vierzehn Jahren vor der Machtergreifung bis zu ihrer Höhe entwickelt; sie waren aber schon lange Zeit vorher im Werden, da sie ja in enger Beziehung zu der politischen Zersetzung des deutschen Volkes stehen und auch nur im Zusammenhang mit dieser gesehen werden können. Im 19. Jahrhundert schwand die Kultur, und die lebensunfähige Zivilisation erschien auf der Bildfläche. Sie erfaßte vor allem durch falsch verstandene Anwendung der Maschine und der Technik überhaupt das Handwerk und entwurzelte es; sie nahm der Kunst ihr Schöpfertum und ließ sie nur noch in „nachempfundenen Stimmungen" vergangener Zeiten weiterbestehen;[117] sie ergriff schließlich auch den Bauern und verstädterte ihn. Dazu kam das nationale Unglück des Weltkrieges. Unnatürliche Grenzen, unter denen ganz Mitteleuropa litt, wurden von „Machtwillen und Vernichtungspolitik" der Siegerstaaten konstruiert;[118] „Zersplitterung, Wehrlosigkeit und Knechtschaft" waren die Folge. [119]) Die Reparationszahlungen brachten unsere Wirtschaft an den Abgrund und die Kunst stand im Dienste internationaler Gleichmacherei zugunsten eines zuschauenden Hauptaktionärs, des Bolschewismus. Diese Erscheinungen des Verfalls untersuchen die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde; sie finden ihre Gründe und Ursachen, die sie laut verkünden, damit die Warnung der Geschichte nicht ungehört verhallt.

Daneben gilt die Betrachtung auch weiter zurückliegenden Zeiten. Die Frage der Seidenraupenzucht ist heute wieder zeitnahe; „Niedersachsen" schildert aber die bisherigen Versuche in Deutschland, wobei die Überwindung der hemmenden Ursachen, der Seuche etwa, im Vordergrund steht.[120])

Lehren hat uns unsere Geschichte genug erteilt, am krassesten aber sind sie stets ausgefallen, wenn wir Deutschen unsere Zuflucht bei fremdem Wesen gesucht haben. Hier braucht nur etwa an das verhängnisvolle Wirken der Juden auf allen Lebensgebieten erinnert zu werden.

Die Geschichte, die so eine mephistophelische Aufgabe erfüllt, gibt uns jedoch ungleich mehr an fruchtbaren und aufbaufähigen Gedanken. Nach einem Wort des Führers kommen die e w i g e n K r ä f t e unseres Volkes „weniger aus der Welt der künstlich hineingetragenen Auffassungen, als vielmehr aus der des eigensten inneren Wesenskernes" unserer Vergangenheit. [121]) Wenn auch im Laufe der Entwicklung dem deutschen Wesen manches Wertvolle von außen gegeben wurde, so stellt Alfred Rosenberg doch fest, daß „der Kern zu allen Möglichkeiten" vorlag, „als der germanische Mensch die Augen aufschlug".[122]) Auf uns ist dieses Erbgut im Blut, im Geistigen und in den Zeichen gekommen. Dem deutschen Volke ist es gegeben, sich in einer Wiedergeburt zu verjüngen. Die Erneuerung, die es dabei erfährt, strömt aus den Urkräften des Blutes, führt zu einer Wiederkunft alter Rassengröße. Mit dem Blute haben wir auch das geistige Erbe unserer Vorfahren angetreten. Noch heute steckt in uns allen zum Beispiel etwas von der Gesinnung der Goten, die im Schicksal Theoderichs ihren erhabenen Ausdruck fand.

> „Wer ist von uns nicht so hinausgefahren
> und suchte eine Krone und ein Reich, . . .
> Und wo wir siegen, siegt Theoderich!"[123])

Die neuen Fahnen unseres Reiches tragen das Sinnbild des Hakenkreuzes. Im 20. Jahrhundert hat so eines der ältesten Symbole seine Auferstehung erlebt, nicht nur in der äußeren Form, sondern auch in den Gedankenwerten, die dahinter stehen. Es „überspringt plötzlich Jahrhunderte, Jahrtausende und weist hin auf die Quellen jener Kraft, aus denen einst deutsche schöpferische Taten hervorgingen".[122]) In ähnlicher Weise ist das Odalszeichen zu neuem Leben erweckt worden.

In diesem dreifachen Ahnenerbe - Blut, Geist, Zeichen - lebt das „Geheimnis des Unsichtbaren im Sichtbaren" unserer Tage. Es wird sich auch hier Gestalt prägen, wie es Dingen und Männern, Gedanken und Formen aller Zeiten seinen Stempel aufgedrückt hat. Von der „Mannestreue" des Nibelungenliedes und Wolf-

rams Gedanken von der „Stete und Treue" zieht sich eine einzige Linie über Meister Ekkeharts „Entwerden" und Dürers „Fleiß" zu „Streben und Tätigkeit" in Goethe und dem von L. F. Clauß gekennzeichneten „Leistungsmenschen" des 20. Jahrhunderts.[124]) Große Brücken schlagen sich durch die Jahrhunderte und verbinden die Träger verwandter Gedanken. Die „Rheinischen Blätter" haben sie als „Stimmen der Ahnen", „Stimmen der Väter" und „Stimmen der Meister" zusammengestellt, die sich in folgenden Ketten offenbaren:

1. Albert der Deutsche - Meister Ekkehart - Johannes Tauler - Martin Luther - Ulrich Zwingli - Paracelsus - Angelus Silesius - Goethe - Hölderlin - Novalis - Johann Gottfried Herder - Heinrich von Kleist - Ernst Moritz Arndt
2. Karl Simrock - Görres - Wilhelm Grimm - Blücher - Moltke - Friedrich Wolters
3. Hamann - Herder - Kant - Schopenhauer.[125])

Über die Brücken, die etwa diese Namen darstellen, kommt unser Ahnenerbe zu uns, finden wir aber auch in die Kraft der Vergangenheit zurück. Dieser Weg kann hier nur angedeutet werden, da ein Eingehen auf Einzelheiten die Arbeit der Zeitschriften wiederholen müßte. Namen sollen hier nur stehen als lebendiger Beweis für ein Wort des Vorgeschichtsforschers J. O. Plaßmann, das er in „Volkstum und Heimat" im Oktober 1935 geschrieben hat:

> „Sich auf Ursprünge zu besinnen, nach Ursprüngen und den darin lebenden Urgesetzen sich auszurichten, das ist der Sinn und die Rechtfertigung jeder echten Revolution."

Das Ewige, dem dieser Abschnitt galt, greift aus Urzeiten herauf, als die germanischen Völker noch eine große Gemeinschaft bildeten. Es ist darum nicht verwunderlich, daß wir auf der einen Seite mit betontem Volksbewußtsein alle fremden Stützen ablehnen, auf der anderen aber den Briten Chamberlain als einen der unseren bezeichnen. Denn er ist uns ja gar nicht fremd, nicht aus einer anderen Art, ebensowenig wie in weiterem Sinne das antike Griechentum; wir haben mit ihnen gemeinsame Wurzeln, die ähnliche Kräfte zeugen.

In den vergangenen Tagen der Geschichte hat das Ewige sich manchmal in Hohen Zeiten in großer Vollkommenheit dem wirklichen Leben anvertraut. Es gibt nur wenige Höhepunkte der Entwicklung, in denen die Gesamtheit des Lebens eines Volkes gleichermaßen von den besten Werten durchdrungen war und daraus edlen Ausdruck formen konnte. Mit starker Leuchtkraft steht seit den Tagen der Renaissance und später der Klassik das Bild des antiken Hellas vor den Augen des deutschen Mnschen. Eine Welt, die in ihrer Größe stets als etwas durchaus Erstrebenswertes erscheint; ein Ziel gleichsam. Es ist Tatsache, daß sie uns mit bewundernswerter Deutlichkeit zeigt, „wie ein nordisches Volk sich frei gestalten konnte"; und darin müssen wir ihr nacheifern.[116])

Eine andere große Epoche ausgeprägter Gestaltung auf allen Lebensgebieten ist die deutsche Gotik. Sie hat ihre Erfüllung nicht allein in den Meisterwerken der bildenden Kunst gefunden; ihre Größe besteht vielmehr darin, daß gotische Haltung in allem Tun ihrer Zeit lebendig und bestimmend war. Es gab nicht einzelne Menschen, die gotisch dachten - wie man in unserer jüngsten Vergangenheit etwa kubistisch denken konnte; es gab auch nicht nur einzelne kleine Lebensausschnitte, die gotisch gestaltet wurden - wie sich in der vergangenen Dekadenzzeit die Kunst erneuern wollte, ohne auf die Wirtschaft und auf die Politik Rücksicht zu nehmen. Gotisch war damals das gesamte Leben in seiner Ganzheit: Haltung, Wesen und Glaube des Menschen, Gehalt, Stoff und Form seiner Schöpfungen. Dieses Antlitz der gotischen Zeit meinen wir, wenn von der verlorenen Größe gesprochen wird, die es wiederzuerringen gilt. Alle diese Bindungen sind in unzähligen Aufsätzen in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde behandelt worden, am meisten vielleicht in der Kunstzeitschrift „Kunst und Volk", die den stofflich engsten Anschluß gefunden hat.

Andersgeartete Höhepunkte unserer Kultur stellen sich uns in der klassischen Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und am Ausgang des Barock dar. Obwohl die Klassik wegen ihrer äußeren und inneren Beziehungen zur Antike im üblichen Gebrauch eng neben dieser genannt wird, weist sie doch eine bereits gänzlich andersartige Zeitlage auf. Der Höhepunkt der Klassik liegt allein auf kulturellem Gebiet, und auch da wieder einseitig in Dichtung und Musik. In der Politik steht ihr das Zeitalter der französischen Revolution und der größten Erniedrigung Preußens gegenüber. Trotzdem drückt sich in ihr noch eine Geschlossenheit des Weltbildes aus, wenn auch nicht in der gelebten Wirklichkeit, so doch in den Gedanken ihrer großen Geister. Walter Stang hat in seinen „Grundlagen nationalsozialistischer Kulturpflege" ein besonderes Kapitel der „Pflege des klassischen Kulturgutes" gewidmet und darin die Grundlagen unserer Stellung zum Klassischen gegeben. Erstrebenswert wird uns die deutsche Klassik in ihrer umfassenden und weitsichtigen Meisterung der Gedankenwelt sein.

Die Frühe des 18. Jahrhunderts dagegen ist der letzte Meilenstein eines Zeitausdruckes, wie ihn die Gotik in seinem Gipfel verkörperte. Es ist die Zeit, in der Johann Sebastian Bach seine Meisterwerke schuf. Bachs Musik, und seine Orgelwerke im besonderen, sind die letzten großen Zeugen einer Weltanschauung, die aus einer einzigen Mitte floß.[126]) Ihm sind Musik und Glauben noch untergründig eins, seine Werke stehen im Dienste der Religion als eine unmittelbare Verherrlichung des Göttlichen im Gottesdienst. Erst nach ihm wurde Kirchenmusik zur Zutat, die auch gespielt wurde; der Lösung von der Religion folgte aber keine neue, unbedingte Bindung an einen neuen tragenden Grund. Die Kunst kannte hinfort nur noch Ideen, Gebilde von Menschenhand. Die Einheit mit der Lebensmitte, die außerhalb des einzelnen liegt, war verloren. Selbstverständlich brach diese Entwicklung nicht so kraß und sichtbar herein, wie diese wenigen Zeilen es kurz darstellen können. Sie vollzog sich langsam, Schritt für Schritt; aber sie vollzog sich. Beethoven konnte bereits niemals mehr ein Bach sein, und dem Beginne unseres Jahrhunderts fehlte auch noch der große Einzelmensch, den Beethoven vorstellte.

Bach ist die letzte große Zusammenfassung und Verkörperung einer durchaus gesunden Zeit, die in geschlossener Gesamtheit aller Lebensäußerungen und ihrer weltanschaulichen Bezogenheit auf ein Gestaltungsprinzip organisch wuchs. Sein Abstand zur Gotik ist für unsere Zeit bereits fühlbar. Aber sein Wesen ist auch dann noch gerade für unsere Zeit ein Ziel.

In beträchtlicher Fülle weisen die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde Aufsätze auf, deren Titel ähnlich wie „Schiller und wir" oder „Mozart und unsere Zeit" gestaltet sind. Ihre Gesamtheit ist Ausdruck der Bestrebungen, die heute versuchen, die zeitnahen Werte unserer Großen aus der Vergangenheit wieder herauszustellen und ihnen zur Wirkung zu verhelfen. Es braucht nicht näher erläutert zu werden, daß für die Sendung eines Mannes nicht seine geschichtliche Stellung maßgebend ist, obwohl sie für die Wissenschaft von ernsthafter Bedeutung sein kann; die „erregende Kraft" seines Werkes ist es, die „sich Empfänglichen immer von neuem offenbart".[127]) In diesem Sinne ist niemals mehr das ganze Lebenswerk der Vergangenen in der Gegenwart lebendig; es wird stets eine Auswahl getroffen. Außerdem ist auch nicht nur die Leistung und das Gedankengut des einzelnen für uns von Wert; sondern wir bilden eine Gruppe von Männern, die wir erst in ihrer Gesamtheit und gegenseitigen Ergänzung als unsere geistigen Väter bezeichnen.

Diese Tatsache der doppelten Auswahl liegt einmal in der wirklichen vorhandenen Zeitgebundenheit aller Epochen, auch der Gotik, obwohl wir da keine Einzelsichtung vornehmen; und weil wir das in dieser einen Epoche nicht tun, ist noch ein zweiter, tieferer Grund vorhanden. Die Gotik besaß eben die Gesamtschau des Lebens; die anderen, uns hier angehenden Zeitabschnitte jedoch nicht. Darum gehen ihre großen Männer in wesentlichen Dingen auch entscheidend auseinander. Und unsere Zeit kann nur auf das von jedem aufbauen, was, aus unserer zeitlichen Entfernung

bindend beurteilt, in der Linie einer heute denkbaren Gesamtschau hätte liegen können. Das ist zugleich das, was wir als gegenwartsnahe empfinden.

So ist uns Friedrich der Große ein Vorbild in den drei friderizianischen Tugenden: Wille, Pflicht und Leistung;[128]) so schätzen wir an Kleist sein „Bekenntnis zu einer Weltordnung, in der es nichts Einzelnes, für sich Bestehendes gibt", sondern „wo das Teilglied zum Ganzen gehört".[129]) Hölderlin tritt uns als „Bruder" unserer kämpferischen Zeit entgegen, indem er sie durch sein „Heldentum der Stille" ergänzt[130]) und Caspar David Friedrich hat schon in der Romantik den Gedanken vom Kampf in der eigenen Brust ausgesprochen gegenüber formalistischem Hinweggehen anderer Völker über die Probleme des Lebens.[117]) Schließlich haben auch Ludwig Richter als Schilderer gemütstiefen Familienlebens[131]) und Adolf Menzel mit seiner Forderung nach einem Gehalt in der Kunst[132]) ihren Platz in dieser Reihe, ohne daß sie damit schon restlos gefüllt wäre.

Waren uns Antike, Gotik und auch Bach Ziele unseres Strebens - mit Berücksichtigung der Zeitumstände, wie wir noch sehen werden -, so können die eben behandelten Männer im einzelnen, und in den Beiträgen der Zeitschriften erscheinen sie sehr oft allein, nicht den gleichen Einfluß ausüben. Sie stehen als vereinzelte, mannigfach unterschiedene Höhepunkte hinter uns, erlegen uns aber zu einer neuen, ganzheitlichen Hohen Zeit die innere Verpflichtung auf. Was in Teilen bereits möglich war, wird auch einmal in seiner Zusammenfassung möglich werden.

Alfred Rosenberg hat bei Antritt seines Amtes als Beauftragter des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. ausgesprochen:

> „Heute, an einer Jahrtausendwende, können wir erklären, daß, wenn Herzog Widukind im 8. Jahrhundert unterlag, er im 20. Jahrhundert in Adolf Hitler für immer gesiegt hat."[116])

In diesem Wort liegt eine Grunderkenntnis der Geschichte enthalten. Es gibt in der Entwicklung eines Volkes Zeiten, die in der Verfolgung eines großen Zieles scheitern, aus äußeren oder inneren Gründen, meist aus beiden zusammen, scheitern müssen. Ihr Werk, getragen von überragenden Persönlichkeiten, bricht zusammen und liegt für die folgenden Zeiten am Boden. Mit der Unterwerfung ist das Urteil über das Unternehmen aber nicht gesprochen; im geheimen glüht das Feuer weiter. Eines Tages aber ist die Zeit gekommen, da es auflodert, mitreißt und zum Durchbruch führt. Manchmal mißlingt auch der zweite und dritte Versuch noch; der letzte aber wird entscheiden. Das Unterbewußtsein von der ersten Tat führt eine Verbindung aller der Zeiten, die es durchläuft, mit dem damaligen Ereignis herbei.

Armin, Widukind und Heinrich der Löwe sind die großen Rebellen des Deutschtums gegen universalistisches Machtstreben. Sie haben alle drei scheitern müssen; aber ihre Frucht lebt in uns.

> „Der Nationalsozialismus bekundet hier vor aller Welt, daß er bewußt da anknüpfen will, wo politisch die großen Schrittmacher und Wegbereiter des deutschen Volkes haben aufhören müssen."[133])

Dieses Wort spricht in aller Schärfe die Beziehung solcher Vergangenheit zur Gegenwart aus. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Abschnitten steht hier nicht in alter Zeit ein Bild, das uns in seiner Vollkommenheit ein Ziel des Strebens sein soll. Es ist vielmehr eine Entwicklung abgebrochen worden, und unsere Zeit überspringt Jahrhunderte und knüpft an der Bruchstelle wieder an, um das gesunde Unternehmen endlich fortzuführen. Die Vergangenheit steht uns hier als ein Stumpf, als ein Bruchstück entgegen, das zur Vollendung drängt.

Je näher die unabgeschlossenen Ereignisse der Vergangenheit an die Gegenwart heranrücken, desto kürzer wird die Zeit, in denen ihr Geist verschüttet lag. Hier spielt sich in langsamem, schematisch nicht zu fassenden Übergang der Schritt zur unmittelbaren Gegenwart ab. Im Zusammentreffen mit ihr erhebt sich aber eine neue grundsätzliche Frage.

Vergangenheit und Gegenwart weisen vielerlei Verknüpfungspunkte auf. Vergangenes wird aber erst endgültig zum Leben erweckt, wenn es tätig an der neuen Gestaltung beteiligt wird. Wie treffen Gestern und Heute zusammen, damit ein fruchtbares Morgen aus ihnen erwachsen kann?

„Das Neuzuschaffende und das von der Geschichte Überkommene muß in den Blutkreis der Gegenwart einbezogen und in ihm zu neuem Sinnbezug, zu neuer Gestalt gefügt und geformt werden."[134])

Wenn wir von der Gotik als einem erstrebenswerten Ziel sprachen, so geschah dies in vollem Bewußtsein; denn ihre ganzheitliche Weltschau ist erstrebenswert. Nur wie diese Weltschau, die nun **wir** erstreben sollen, aussieht, ist noch nicht gesagt worden. Es ist ganz selbstverständlich, daß wir uns nicht in die geschichtlichen Zustände des gotischen Menschen versetzen sollen, ohne die eine getreue Abkonterfeiung seines Wesens gar nicht erreicht werden kann. Ein Ziel kann uns nicht **sein** Ganzheitliches sein, sondern nur das **Ganzheitliche**, das eben im gotischen Menschen eine einmalige Ausprägung fand, als Prinzip aber ewig ist.

Was über den Zeiten steht, suchen wir aus der Vergangenheit mit der Gegenwart zu neuem Leben zu verschmelzen. Das aber ist der Geist, die Haltung unserer Ahnen, niemals aber die zeitbedingte Form, die ihnen als jedesmal anderes Gefäß im Laufe der Geschichte diente. Die Gesinnung unserer Vorfahren soll uns leiten als Mut zum Kampfe und als Ehrlichkeit in der handwerklichen Gestaltung. Das Bild aber, das wir schaffen, müssen wir allein aus den Mitteln unserer Zeit suchen.

Der Tanz zum Beispiel hat erkannt, daß nicht romantische Bewegungsspiele zu einer Neuschöpfung des modernen Volkstanzes führen, sondern der „Volkstanz unserer Tage ist der moderne Gesellschaftstanz".[135])

Alte Trachten werden nicht durch engherzige Nachahmung lebendig, sondern durch Neugestaltung unter Zugrundelegung der alten Muster, aber mit Stoffen des 20. Jahrhunderts und ebenfalls mit seinen hygienischen Erkenntnissen. Desgleichen kann die neue Dorfverfassung geistig in Vorbildern aus dem 17. Jahrhundert wurzeln, sie muß aber ebenso allen Anforderungen des heutigen Lebens mit Verkehr und Handel, Technik und Wirtschaft entsprechen.

Geist der Ahnen - neue Form; beide Forderungen dürfen nicht voneinander getrennt werden. Sonst finden wir uns in einer Neuheitensucht wieder, die alles Neue bejaht, nur weil es neu ist, ohne Rücksicht auf seine Güte.

Der Grundstein des Zukünftigen: Das Gestern lebt um des Heute willen, so sahen wir; Gestern und Heute aber müssen das Morgen gebären.

„Die Kunstwerke sind somit die Projektion von Seelengestalten der Genies zu ewigen Bildern, die Zeugnisse sind einer großen Gegenwart, Gleichnisse einer Vergangenheit sowohl wie Hinweise auf eine mögliche geistige Zukunft."[116])

Das Dritte Reich steht im Jahre 1937 noch in seinen ersten Anfängen, obwohl Unerhörtes bereits geschaffen ist; die Revolution ist noch nicht beendet. Richtlinien sind vom Führer aufgestellt worden, und indem wir an ihrer Erfüllung arbeiten, legen wir den Grundstein auch für das Schaffen der kommenden Geschlechter.

Das 20. Jahrhundert ist als Erbe einer historisch-betrachtenden Zeit mit reichem Wissen versehen; die nationalsozialistische Revolution hat uns dazu die politische Erkenntnis und den tatkräftigen Willen verliehen. So haben wir mehr als vergangene Zeiten einen Blick auf die Zukunft. Wir vermögen nicht nur die Richtung, sondern mitunter auch die einzelnen Wege und Marksteine zu bestimmen, die dorthin führen. Ganz deutlich tritt uns diese Tatsache in den Worten Friedrich W. Herzogs vor Augen, der als Leiter der Abteilung Musik in der NS.-Kulturgemeinde gleichzeitig Hauptschriftleiter ihres musikpolitischen Organes war:

„Für die Zukunft der deutschen Musik schaffen Albert Jung, Eberhard Wittmer, Ludwig Maurick, Wagner-Régeny, der Ostpreuße Brust und viele andere. In ihnen ist die Zukunftshoffnung der deutschen Musik verkörpert . . . Junge Komponisten an die Front!"[136])

Die Verarbeitung

„Ein christliches Zeitalter konnte nur eine christliche Kunst besitzen, ein nationalsozialistisches Zeitalter nur eine nationalsozialistische."

(Adolf Hitler: Rede auf der Kulturtagung des Parteitages der Ehre 1936.)

Nachdem wir den Umfang des Stoffes und den jeweiligen Anlaß zu seiner Behandlung in den Kulturzeitschriften kennengelernt haben, soll uns jetzt seine Verarbeitung durch Verfasser und Schriftleiter beschäftigen. Die Arbeit am Stoff läßt sich aus zwei Richtungen sehen; einmal ist maßgeblich, was der Bearbeiter an seinem Gegenstand zeigen will, das andere Mal, wie er es zeigen will. Unsere Betrachtung gliedert sich demgemäß in zwei Abschnitte, die nacheinander den Maßstab des Mittlers, den er an den Stoff legt, und die Eigenschaften seiner Darstellungsweise behandeln.

Die Wertmaße des Mittlers

Die eine Aufgabe des Mittlers besteht darin, zu zeigen, warum eine kulturelle Schöpfung wertvoll ist; denn damit stellt er die Verbindung zwischen Kunst und Volk her.

Der Wert des Kulturgutes besteht nicht in der Summe aller kleinen Hinweise, mit denen ein Werk gewöhnlich angepriesen wird. Sein Wert liegt tiefer, in Gründen, die durch die Jahrhunderte feste Begriffe erhalten haben. „Das bewußte ‚Verstehen' der Kunst, wie es die vergangene intellektualistische Kunstepoche vom Volke forderte", spielt dabei keine Rolle, denn es „ist immer eine Sache des Intellekts" und damit von den besonderen verstandesmäßigen Anlagen des Einzelnen abhängig. Einer volksverbundenen Kunstauffassung kommt es vielmehr auf „eine gefühlsmäßige Bejahung der Kunst als solcher durch das Volk" an.[16]) Diese ursprünglich-positive Einstellung ist aber stets vorhanden, wenn ganz bestimmte Grundforderungen von der Kultur erfüllt werden, die die Kulturzeitschrift an den einzelnen Werken nachzuweisen hat. Die Fremdheit des Volkes allen kulturellen Leistungen der Verfallszeit gegenüber lag daran, daß ihre Künstler selbstherrlich diese bestimmenden Grundsätze verhöhnten. Dementsprechend wurde das Kunstwerk auch von der Kritik dieser Zeit „in die Elemente Rhythmus, Linie, Farbe, Komposition, Maße, Raum, Fläche usw. zerlegt", und jedes dieser Elemente wurde „mit einem ungewissen Empfindungsausdruck belegt. So entstand ein Rezeptbuch der ästhetischen Reizwirkungen", aber keine fruchtbare Kunstwertung.[16]) Heute bemühen wir uns wieder, Kultur auf ihre Grundwerte zurückzuführen.

Alle kulturellen Wertungstheorien gingen stets um zwei Punkte: um Inhalt und Form eines Werkes. In diesen beiden Begriffen erschöpfen sich die Möglichkeiten des gestalterischen Ausdruckes; um aus ihnen aber die ganze Fülle des bisherigen kulturellen Schaffens auch nur eines Volkes ableiten zu können, kommt es auf das rechte Verhältnis an, in dem sie zueinander stehen müssen.

Alle Kultur muß echt sein. Sie wurde aber zur Lüge, als die Form sich vom Inhalt löste und als eigenes Gebilde triumphierte. L'art pour l'art nannte man diesen blassen Schein, und seinen gemäßen Ausdruck fand er im übersteigerten Virtuosentum, im Starwesen auf allen Gebieten. Nur auf die äußere „Gekonntheit" kam es an; der Kern fehlte, die Hülle war hohl. Echte Kultur aber verlangt Außen und Innen, Form und Inhalt als zwei Seiten einer Sache.

„Entscheidend für den Wert eines Kunstwerkes ist, ob ein ethischer Gehalt geformt ist und so geformt ist, daß er seine Zuhörer ergreift."[137])

In diesen Worten stellt der Komponist Paul Klenau eindeutig die Forderung nach

der Verschmelzung von Inhalt und Form. Der „ethische Gehalt" ist der Inhalt, der durch die Form wirkungsvoll ausgesprochen wird.

Wo liegt aber der ganze Umfang des Begriffes Inhalt? Zunächst einmal ganz greifbar in der stofflichen Vorlage, in der „Gegenständlichkeit".[20])

„Der Inhalt ist selbstverständlich niemals gleichgültig. In ihm drückt sich bereits die Grundhaltung eines Werkes aus. Es ist schon kennzeichnend, welchen Stoff und welchen Konflikt einer zur Gestaltung wählt."[23])

Die Gegenständlichkeit in der Dichtung ist klar, sie liegt im Thema. Aber sie kann sich in der Musik entsprechend im Wort, das einen Inhalt ausspricht, und im Kunsthandwerk in der Bestimmung des Gegenstandes ausdrücken. Musik hat mit dem Text einen ganz bestimmten, faßbaren Inhalt, der sich in den Rahmen des Lebens stellt. Besonders die Lieder auf dem Marsch und in den Feierstunden sind zuerst Künder durch das Wort. In der gleichen Ebene liegen Zweck und Bestimmung der Tracht oder eines Pokales. Man trägt das Kleid, damit es wärmt; der Schmuck kommt erst danach. Aus dem Becher muß man trinken können; aller Zierat muß diesem Zweck entsprechen.

Das Thema eines Kunstwerkes liegt aber nicht nur im rein Stofflichen begründet; es wird aus dem „Inwendigen im Menschen" geboren, „das sich mit dem Objekt Natur und mit dem Objekt Wirklichkeit auseinandersetzt und aus dieser Auseinandersetzung Kraft zu Symbolen" gewinnt.[117]) In diesem Sinne bestimmt Robert Scholz als „höchstes Motiv" und „höchsten Inhalt" der Kunst „die Darstellung vom Mythos des Volkes, vom Menschen, von seinem Kampf und seiner Arbeit".[16]) Das ist für den Künstler das „echte Thema", „das zunächst einmal als Einfall über ihn kam, um dann durch innere Arbeit zu einem vollen Thema ausgereift zu werden".

So werden die Fäden sichtbar, die von der äußeren Stoffwahl zum inneren Thema führen.

„Gerade das Spannungsverhältnis zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit, das Maß der Bewältigung der objektiven Wirklichkeit durch die subjektive Schaukraft - das bestimmt den Grad des Künstlertums und die Stärke der Bildwirkung. Abbild und Sinnbild zugleich, nicht eines von beiden - das ist Kunst!"[139])

Die Verinnerlichung des Gegenständlichen macht den Inhalt zum wertvollen Gehalt. Sie schöpft aus den Kräften des Herzens und der Seele, aus Gefühlstiefe und Gedankenweite. Nur weil Kultur aus dem inneren Leben gestaltet wird, kann sie auch wieder „Brot und Nahrung der Seele" werden.[140])

Gehalt aber ist undenkbar ohne Gesinnung, ohne Weltanschauung, ohne Glauben. Als Ausdruck des Glaubens gewinnt Kultur in ihren Werken „Bedeutungsinhalt", wird sie zum Sinnbild und Symbol. In den „Richtlinien für die Musikarbeit der NS.-Kulturgemeinde" wird ausdrücklich auf die Bewertung nach weltanschaulichen Gesichtspunkten hingewiesen,[141]) und die Arbeit von „Kunst und Volk" wird in der Tagespresse nicht zuletzt wegen ihrer weltanschaulichen Einstellung zu den erörterten Fragen so rege beachtet.

Besonders stark muß die weltanschauliche Grundlage der Kultur an den Grenzen des Reiches betont werden, wo etwa westlicher Formalismus oder slawische Stimmungselemente in den deutschen Bereich einzudringen versuchen.

Wenn ein Volk aber seine Kulturwerte zutiefst erfassen soll, müssen sie in einer „geistig durchsichtigen Gestalt" ausgedrückt sein. Sie müssen allgemein verständlich sein. Darin liegt ja die letzte Bedeutung der inhaltlichen Bindung der Kultur, daß sie niemals Erscheinungen zuläßt, die sich vom Volke absondern. Die stoffliche Vorlage, der Gegenstand einer Darstellung wird auf Grund ihrer Anschaubarkeit niemals fremd, sondern immer verständlich sein. Die Form kann in dieser Richtung nur verstärkend wirken; wo aber - wie bei den Machwerken der Verfallszeit - gar

kein Inhalt vorhanden war, weil er nebensächlich erschien, mußte zwangsläufig die Form auch von allen unverstanden bleiben.

Der Inhalt in seiner stofflichen, gedanklichen und weltanschaulichen Bedeutung muß dem Volke wertvoll und von ihm getragen sein.

Soweit muß der Gehalt im schöpferischen Menschen gereift sein, ehe er in die ihm gemäße Form gegossen werden kann. Trotz all der aufgezeigten Weite und Tiefe des Inhaltlichen strebt doch gerade die deutsche Kunst nach einer festen Gestalt. Die unbändige innere Fülle aller germanischen Kulturen zeigt sich nach außen in sinngemäßer Klarheit und Gliederung. Deutsche Kunst im besonderen ist naturnah, aber nicht in der Bedeutung, daß sie ganz von sinnlicher Schönheit ausgefüllt würde. Form ist dem Deutschen niemals Schönheit in gefälligem Sinne; Form ist für ihn stets des Inhalts ebenbürtiger Ausdruck.

Trotz innerer Verwandtschaft liegt doch auch zwischen Griechentum und deutscher Auffassung ein Unterschied. Die Antike suchte die Schönheit und fand sie in der Harmonie allen Seins, in der steten Ausgeglichenheit und Ruhe. Der Deutsche aber wird geläutert erst durch Kampf in seiner eigenen Brust. Sein Formempfinden kann sinngemäß nicht stilles Sein, sondern nur Kampf und Werden heißen. Alfred Rosenberg hat diesen Zug des deutschen Menschen besonders ausführlich geschildert und ihn in „einem willenhaft durchpulsten Rhythmus" und in „polaren Gegensätzen" gefunden.[116])

Unser Wesen ist Dynamik; und das ist Bewegung, die sich in geordneten Bahnen entwickelt. Je stärker aber der innere Wille ist, um so fester muß die äußere Bahn gesetzt sein; nicht als ein notwendiger Zwang wie im Russentum – sondern als wirksame und im Wirken noch steigernde Gegenkraft.

Die gesunde Zuordnung von Kunst und Handwerk, die auf vielen Gebieten bereits in übertragenem Sinne angewandt wird, hat alle Blütezeiten unserer Kultur begleitet; nur absterbende Epochen haben sie zu leugnen gesucht und mußten daran zugrunde gehen. Können als Handwerk ist unerläßlich. Es kann niemals durch die beste Gesinnung allein ersetzt werden; das hat Dr. Goebbels vor den Künstlern oft betont. Seine Voraussetzung muß auf allen Gebieten der Kultur erfüllt werden, nur daß mit dem wechselnden Grundstoff auch der Begriff des Handwerklichen Veränderungen unterworfen ist.

Handwerkliche Güte in diesem Sinne wird bestimmt durch drei Faktoren: „erstens der Stoff, aus dem gestaltet wird, zweitens das Werkzeug, das zur Verarbeitung dient, und drittens Form und Farbe, die dem Werkstück gegeben werden sollen".[142]) In ihrem richtigen Verhältnis, in ihrem verständigen Ineinandergreifen zur Einheit stellt sich gute Arbeit dar.

Der Stoff ist nicht zu verwechseln mit der stofflichen Vorlage, dem Inhalt einer kulturellen Schöpfung, der bereits besprochen wurde. Unter Stoff des Handwerks ist die rohe Grundmasse verstanden, aus der das Werk gestaltet werden soll. Das kann Lehm, Stein, Gewebe, Metall, Ölfarbe und Leinwand sein; es kann aber auch der Leib des Tänzers sein, Stämme und Völker der Geschichte, oder ungreifbare Worte und Töne. Stoff ist so ein Begriff geworden, der eine weitgehende, bis ins Übertragene reichende Auslegung zuläßt.

Dieser Stoff wird nun dem Werkzeug anvertraut. Auch hier ist Hammer und Meißel, Pinsel, Stichel, Nadel und Faden nur die eine, ursprüngliche Seite. Durch die Arbeit von Muskeln und Sehnen beherrscht der Mensch seinen Körper und bildet damit Tanz, Marsch und Spiel; Gesetze und Propaganda sind die äußeren Mittel des politischen Führers. Nur beim Dichter und Komponisten kennen wir keine sichtbaren Werkzeuge; vorhanden müssen sie aber sein, denn wie könnten aus dem ungeordneten Wortreichtum unserer Sprache etwa sonst so fein gegliederte Formen wie Gedichte entstehen. Sie sind nur nicht wahrnehmbar, da sie durchaus geistiger Natur sind.

Form und Farbe endlich sind ebenfalls nur Namen für den Sammelbegriff der gleichen Erscheinung. Die Formen der bildenden Kunst sind hinreichend bekannt, ebenso die der Dichtung, der Musik und des Tanzes; politische Formen der Völker erkennen wir im Staat mit seinen mannigfaltigen Möglichkeiten oder im Nomadenleben. Die Farbe aber ist kein eigentlich neues Element, so wie es im Impressionismus als Grundlage der gesamten Malerei bezeichnet wurde. Farbe ist nur eine zusätzliche Bestimmung der Form und ihr organisch verwandt. Natürliche Arbeitsstoffe wie Holz und Stein haben ihre Farben bereits in sich; die Farbe ist unlöslich an den Stoff gebunden und verstärkt in der Verschmelzung mit der Form nur deren Ausdruck. Erst wenn Bedürfnisse des Schmuckes oder stark gedanklichen Inhaltes hinzukommen, wird die Farbe als eigener, neuer Stoff angewandt, wie sie etwa in den bemalten Heiligenfiguren unserer Dome auftritt. Aber auch da verdeutlicht sie nur die - nun allerdings inhaltlich belastete - Form; das Gewand der Maria wird blau und rot, da es die Madonna kennzeichnet. Man spricht auch in der Musik von „Klangfarbe" einer Melodie, die durch die Wahl der Tonart bestimmt wird.

Die Synthese von Inhalt und Form ist in der gekennzeichneten Weise die Grundlage aller kulturellen Äußerungen. Mit Recht konnte gesagt werden, daß sie den Ewigkeitswert in den menschlichen Schöpfungen zum Ausdruck bringt. Der Begriff der künstlerischen Vollendung und des Meisterwerkes sind ohne sie undenkbar.

> „Gerade Gegenständlichkeit und so gemeinter Ausdruck in unlöslicher und natürlicher Verbundenheit haben von jeher das Wesen der deutschen Kunst ausgemacht. Der seelische Ausdruck verhindert das Verharren im bloß Technisch-Artistischen, und die gesunde Gegenständlichkeit macht - abgesehen davon, daß die Kunst so erst dem Volk in seiner Gesamtheit verständlich und liebenswert sein kann - ein Überrennen der naturgegebenen Formen nach der malerischen und linearen Seite hin unmöglich."[20])

Die Ebenbürtigkeit und gestaltete Einheit von Inhalt und Form ist die „Geschlossenheit des Stils als Synthese von Wollen und Können".[16]) Sie kann letzten Endes ihre echte und wahre Verwirklichung nur durch eine gerade Künstlerpersönlichkeit erfahren.

Aus dem kämpferischen Erleben unseres Innern ergab sich die Einheit von Inhalt und Form. Kampf und Ordnung als ergänzende Prinzipien finden sich nur im germanischen Menschen; daraus erhellt, daß auch der Schöpfer dieser Werte, in dem sie sich selbstverständlich auch verkörpern müssen, nur germanischen Charakters sein kann. Auch das Werk des Gestalters kann als Form niemals allein stehen; die Schöpfung muß einen Rückhalt am gestalterischen Funken des Künstlers haben, an seinem Charakter und seiner Persönlichkeit.

> „Wenn der Mensch, der künstlerisch tätig ist, als Mensch nichts taugt, wenn seine Gesinnung wie ein Rohr im Winde schwankt und sich jeder Richtung rückgratlos ergibt, so ist dieser Zeitgenosse eben nicht tragbar."[143])

So begreifen wir in der unzertrennlichen Dreiheit von Inhalt und Form des Werkes und der Persönlichkeit des Gestalters das Grundgesetz für eine fruchtbringende Wertung des Kulturgutes.

An diese grundsätzliche Darlegung soll sich nun eine Untersuchung über die praktischen Auswirkungen der Erkenntnis vom Wesen des Kunstwerkes anschließen.

Maßnahmen des praktischen Lebens, wie sie sich in der Behandlung durch die Zeitschrift, vor allem im Besprechungsteil, darstellen, sind stets stark an die Zeitlage gebunden. Gemeint ist hiermit nicht das Kritikverbot von Dr. Goebbels, das die Grundtatsachen kultureller Gestaltung ja nicht wandeln will. Gemeint ist hier vielmehr die geschichtliche Entwicklung, die unsere Zeit des Aufbaues hinter eine Krise des Verfalls und eine Fülle von Kunst-Ismen stellt. Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, daß diese Zeit eine Formvergötzung trieb, die jeglichen ernstgemeinten Inhalt verlachte. Es ist aus diesem Grund nicht nur verständlich, sondern

kulturpolitisch unumgänglich notwendig, daß heute der Inhalt aus doppeltem Grunde im Vordergrund steht. Einmal bildet er wirklich die Grundlage allen künstlerischen Schaffens; das andere Mal aber muß er bewußt propagandistisch-scharf gegen die Überbetonung der Form gestellt werden, um überhaupt das gesunde Verhältnis wieder zu ermöglichen. Darum gehen auch die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde als kunstwertende Organe in stärkerem Maße auf den Inhalt ein und machen von ihm, in seiner umspannenden Bedeutung als stofflicher und gedanklicher und weltanschaulicher Gehalt, ihr Urteil maßgeblich abhängig.

An dieser Stelle sind wohl auch die Wurzeln zu suchen, die im erwähnten Erlaß von Dr. Goebbels zur Forderung der Inhaltsdarstellung führten.

Die Betonung des Inhalts findet sich gleichermaßen in Werken, die abgelehnt werden müssen, und in solchen, die eine neue Entwicklung einleiten helfen. Zuerst sollen die negativen behandelt werden. Im ersten erschienenen Heft der „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" vom Oktober 1933 äußert sich Hans Knudsen über die Richtlinien seiner Berliner Bühnenbesprechungen. Sie haben nichts mit „Theaterkritik" in dem Sinne gemein, „daß die theatralische Leistung hier erörtert werden soll". Maßgeblich ist der „kulturpolitische Standpunkt", ob ein Stück „für den Aufbau eines neuen deutschen Nationaltheaters in Betracht kommt". Den gleichen Geist zeigen auch die einzelnen Besprechungen aller Jahrgänge sämtlicher behandelten Zeitschriften, die aus der Feder verschiedener Verfasser stammen.

Als Beispiel mag lediglich eine Würdigung der „Musik" stehen, die sich mit Liedkompositionen befaßt.

> „Beide Male . . . ist die eigentliche Gesangsmelodik außerordentlich fließend und überzeugend gebaut . . . Dennoch: Dichter wie Tondichter - Nachzügler einer entschwundenen Zeit."[144])

Bei allen negativ zu bewertenden Werken kann übereinstimmend festgestellt werden, daß die Form durchweg gekonnt ist. Das wird auch stets anerkannt, teilweise besonders hervorgehoben; aber nicht um die endliche Wertung um ein paar Grad zu mildern, sondern um im Gegenteil die Ablehnung erst recht zu begründen, um den Zwiespalt zwischen Außen und Innen besonders kraß zu veranschaulichen.

Gerade entgegengesetzt kann das Verhältnis bei stofflich und weltanschaulich befürworteten Arbeiten liegen. Der Gedanke des Werkes ist echt und wahr; das gilt aber mehr als die ungenügende Form, die ihn faßt. Es ist besser, daß gute Dinge schlecht gesagt werden, als daß sie unausgesprochen bleiben und ihre Lücke durch Lüge und Gift geschlossen wird. So spricht aus Walther Gottfried Kluckes „Kämpfer und Träumer" die „wahrhafte Ergriffenheit einer hohen Gesinnung". Was schadet es aber groß, wenn hinter diesen „grundlegenden und überzeugenden, ihrer Natur nach aber zunächst moralischen Voraussetzungen" die „sprachliche Durchführung" noch zurückbleibt.[145])

> „Er hat echte Leidenschaft. Mitleidenschaft. Alles andere kann er noch lernen. Wir freuen uns, ihm begegnet zu sein."

Das gleiche gilt auch in der Volkskunst und im Handwerk:

> „Der junge Schlossermeister, dessen Schild wir im Bilde bringen . . ., zeigt uns, daß er Freude hat am Schmieden. Das ist schon sehr wichtig. Was an Formgefühl noch fehlt, wird schon durch stete Übung ergänzt werden."[146])

Und über Hans Hermann Wilhelms „Ulrich von Hutten" heißt es:

> „Doch die Tiefe und Bedeutsamkeit des Inhalts gleicht die technischen Mängel aus."[147])

Die Hervorkehrung des Inhaltlichen tritt aber nicht nur in der Behandlung zeitgenössischen Kulturschaffens zutage, auch die alten Meister und die Kunst aller Zeiten wird unter diesem Gesichtspunkt neu beleuchtet. Vor allem „Kunst und Volk" und „Volk und Scholle" bemühen sich in diesem Sinne um die bildende Kunst.

„Die Besprechung hat die Aufgabe, die Fremdheiten, die sich aus dem geschichtlichen Abstand ergeben, zu überbrücken. Sie muß dem ursprünglichen Zweck, die Auftragsverhältnisse und die gesellschaftlichen Umstände, die handwerklich-technische Verwirklichung und, wo es wesentlich ist, auch die Künstlerpersönlichkeit so weit deutlich machen, als es für das Verständnis nötig ist."[6])

Diese Richtlinien für die Kunstbesprechung ergeben sich zwangsläufig aus den Grundtatsachen, die auch unsere Darstellung über das ergänzende Verhalten von Inhalt und Form herausstellte.

Wenn auch „Volk und Scholle" bei der Behandlung der „Taunuslandschaft mit Kronberg" von Anton Radl im März 1935 bemerkt, daß sich der „feine Zauber dieser Malerei" erst in der Art der Darstellung und nicht schon im Inhalt erschließe, so kehrt doch die folgende Ausführung das Verhältnis dieser Behauptung um. Nur abschließend ist ganz kurz die Geschlossenheit des künstlerischen Ausdruckes erwähnt. Wie schwach jedoch geht der Verfasser nur auf die Form des Ausdrucks ein, wie stark aber auf den dargestellten Stoff, wenn er etwa schreibt:

„Mit liebevoller Genauigkeit schildert der Maler Einzelheiten, das Fachwerk des Gehöftes, das feine Geäst der Sträucher und Bäume, mit feinster Pinselführung ist der dichte Laubwald der Höhen mit seinen kugeligen Formen gemalt."

Zum Schluß werden noch die Worte eines Galerie-Inspektors angeführt, mit denen dieser das Bild im Ausstellungskatalog zeichnete. Der Verfasser des Aufsatzes in „Volk und Scholle" stellt sich hinter den Ausspruch jenes Franz Hubert Mäller, indem er ihn als „treffend" bezeichnet. Auch Mäller rückt den Inhalt des Bildes in den Vordergrund:

„Einige Landschaften von Herrn Radl in Frankfurt am Main, würkliche Gegenden nach der Natur würken sehr angenehm auf das Auge durch ihre getreue Nachahmung und ihren ruhigen Charakter und besonders schöne Baumstudien."

„Kunst und Volk" behandelt im Januar 1936 das graphische Blatt „St. Georg" von Hans Burgkmair d. Ä. und Jost de Negker. Die Betrachtung ist in sechs Abschnitte gegliedert, die folgenden Inhalt haben:

Absatz 1 mit 12 Zeilen erzählt die alte Legende vom Ritter Georg, der den Drachen tötete.

Absatz 2 mit 14 Zeilen schält aus dem Kleide der christlichen Anschauung den alten deutschen Sagenkern.

Absatz 3 mit 13 Zeilen führt die Grundbemerkungen des vorhergehenden Absatzes weiter aus und beschreibt in seinem Sinne nun den Inhalt des Burgkmairschen Holzschnittes.

Absatz 4 mit 25 Zeilen sieht die politischen Hintergründe der Türkeneinfälle, die in der Zeit Kaiser Maximilians zur Entstehung mehrerer Darstellungen des Heiligen Georg führten.

Absatz 5 mit 10 Zeilen legt im Anschluß an die Feststellung des vierten Absatzes den Inhalt des behandelten Holzschnittes politisch-allegorisch aus.

Absatz 6 mit 30 Zeilen geht auf die geschichtlichen Anstöße zur Entstehung des zweifarbigen Holzschnittes ein, zu dem das vorliegende Blatt ja gehört, und widmet sich Fragen der handwerklichen Herstellung.

Die ersten fünf Absätze mit zusammen 74 Zeilen befassen sich also mit der Darstellung des Bildinhaltes, wobei sie geschichtlich weit ausholen und alle Punkte zusammentragen, die zu seinem Verständnis nötig sind. Allein der letzte Absatz kommt, auch wieder im Zusammenhang mit der geschichtlichen Lage, auf das Handwerk des Holzschnittes zu sprechen, das gerade bei dieser Kunstgattung von großem Einfluß auf das Werk ist. Die Betrachtung entspricht also ganz den erkannten Grundsätzen. „Volk und Scholle" würdigt im April 1935 eine St.-Georgs-Plastik

aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Dabei werden der Inhalt der Darstellung, ihr seelischer Ausdruck und die Handwerksleistung des Künstlers zu etwa gleichen Teilen berücksichtigt. Die formale Lösung findet keine eigene Behandlung; sie ist in den Zeilen über Gehalt und Handwerk enthalten, ohne mit besonderen Worten geschildert zu werden.

In enger Verbindung auch in der Darstellung erscheinen Inhalt und Form bei dem „Bildnis eines jungen Mannes im Harnisch" des Meisters L. S. in „Kunst und Volk".[148]) Innerhalb der Beschreibung des gemalten Gegenstandes wird schon die entsprechende Form mitgenannt; dadurch kann auch nicht einen Augenblick lang das Gefühl eines Abstandes von Inhalt und Ausdruck aufkommen.

> „Der Dargestellte trägt keinen Helm, so daß der Schmuck des zierlich gekräuselten, hellblonden Haares mit dem leicht rötlichen Schimmer voll zur Geltung gelangt. Gerade der Gegensatz des Höfisch-Modischen, fast Stutzerhaften der Haartracht zu dem klar geformten, kräftigen Gesicht ist von besonderem Reiz."

Diese Darstellungsweise hat einen unschätzbaren Vorteil. Jedes Wort, das ausgesprochen wird, bezieht sich auf das Aussehen des Jünglings, wie er vor den Maler trat; im Aussehen jedoch spiegelt sich sein Charakter. Dasselbe Wort, das den Jüngling schildert, kennzeichnet zugleich auch die Malweise des Künstlers. Inhalt und Form sind so eng verschmolzen, daß zur Beschreibung beider das eine gleiche Wort genügt.

Es ist der Nachteil aller Wort-Schilderung, daß sie die frische Wirklichkeit des Lebens nicht geben kann, sondern zugunsten der Klarheit schematisiert. Die ursprüngliche Einheit muß in ihre Komponenten zerlegt werden, um dem Betrachter überhaupt sichtbar zu werden; darunter leidet auch unsere Darstellung. Aber sie kann als wissenschaftliche Untersuchung nicht so verfahren wie die erwähnte Stelle aus der Kunstzeitschrift, die trotz ihrer treffenden Sicherheit doch noch eine innere Ausdeutung durch den Leser verlangt. Zur Erreichung einer gefühls- und blutmäßigen Bejahung der Kunst ist dieses Verfahren zweckmäßig, unter seinesgleichen bei weitem das beste. Wenn aber dieses Verfahren selbst Gegenstand der Untersuchung ist, muß es notwendigerweise in einer Form dargestellt werden, die unsere Arbeit versucht.

Diese kurze Gegenüberstellung hat das Wesen der Kulturzeitschrift unter den Gesichtspunkten der Synthese Inhalt-Form um einen neuen Strich bereichert.

Im folgenden sollen noch zwei Betrachtungen gegenübergestellt werden, die den neuen Geist atmen und seine Durchsetzung in der Kunst der Vergangenheit und der Gegenwart zeigen.

Von Albrecht Dürers „Bild der Mutter" wird gesagt:

> „Ebenso wie die große mütterliche Tragödie, die in dem Antlitz aufgezeichnet ist, bestürzt uns der künstlerische Wille, die Wahrheit großartig bloßzustellen und ebenso großartig selbst zu verantworten."[149])

Und von einer zeitgenössischen Plastik schreibt Werner Rittich:

> „Hart wie der Stein, aus dem er herausgeschlagen wurde, ist der Kopf des Lotsen von Joachim Utech. Man weiß, er wird immer auf dem Posten sein; wenn es hart auf hart geht, wird er ohne Befehl und ohne Anweisung das tun, was im Augenblick das Richtige ist, denn diese Augen übersehen nichts von dem, was vor dem Schiff liegt; und solange er noch eine Verantwortung für Menschen und Gut trägt, wird er sich einsetzen."[150])

Wie trefflich sind hier in der Charakterisierung des Lotsen zugleich auch die beständigen Eigenschaften des behauenen Stoffes, des Granits, mit enthalten.

Aus unserer Zeitlage heraus haben wir die Betonung des Inhaltes vor der Form begriffen, und es deckt sich auch mit dieser Anschauung, daß die Zeitschriften

der NS.-Kulturgemeinde alte Kunst unter diesem Gesichtspunkt sehen. Die altdeutschen Meisterwerke stehen uns als Ausdruck einer Hohen Zeit vor Augen. Wenn wir nun darauf eingehen, daß ihnen der Inhalt wirklich das Vordringliche ist, so erhält die gleiche Forderung unserer Zeit eine doppelte Stützung durch die geschichtliche Tradition und durch die Autorität der alten Meister.

Wir müssen aber auch noch aus einem anderen Grunde bei diesen Werken das Inhaltliche voranstellen. In der Zeit Lucas Cranachs und Albrecht Dürers war ein starkes, schaffensfrohes Geschlecht am Werk. Es hatten sich aber auch Überlieferungen aus früheren Zeiten erhalten, die aus dem antiken und christlich-legendären Bereich stammten. In Büchern und Kunstwerken war so ein Formenschatz überkommen, der in jener Zeit aber keinen tiefen Bedeutungsinhalt mehr besaß. Dagegen waren die einheimischen Mythen trotz Verwandlungen und Entstellungen im Volksmund noch lebendig. Beide Elemente, antike und christliche Form und germanisches Sagengut, gingen nun eine Verbindung ein, und das Ergebnis dieses Verschmelzungsprozesses war eine „volkseigene Frömmigkeit in legendärem Gewande."[151])

Diese Anschauung wird vor allem in der Zeitschrift „Kunst und Volk" vertreten, in der sie Hans Wühr gegen Angriffe verteidigt hat:

> „Die biblische Erzählung dient nur dazu, diesem heimatlichen Erlebnisgehalt eine besondere Weihe und einen liebenswürdigen Namen zu borgen; sie erfüllt die Aufgabe eines Gleichnisses, indem sie dem allgemeingültigen Inhalt eine durch besondere Umstände bedingte Form gibt."

Wühr sagt damit, daß das Erlebnis etwa einer Ruhe auf der Flucht durchaus deutsch ist, daß sein Gehalt und seine Gemütstiefe in deutschen Menschen eine eigene Heimat haben. Erst beim Zusammentreffen mit dem biblischen Stoff, der das gleiche Thema birgt, ist der deutsche Gehalt in eine christliche Form gegossen worden und hat von ihr auch den christlichen Namen erhalten. Trotzdem ist aber am inneren Wert nicht gerührt worden, der ist nach wie vor deutsch geblieben. Am Beispiel des verlorenen Sohnes spricht es Wühr wörtlich aus:

> „Die biblische Geschichte vom verlorenen Sohn erzählt eine Begebenheit, die innerlich und äußerlich tausendfach von den Menschen erlebt wird . . . Dürer hat nicht die biblische Erzählung illustriert, sondern er hat einem allgemein gültigen Inhalt einen biblischen Namen gegeben.[152])

Aus deutschen Märchen und Sagen sind so biblische Legenden geworden. Auch die Zeitschrift „Volk und Scholle" schreibt vom Heiligen Georg, daß er ein „Lieblingsheiliger des nordischen Rittertums" war und daß darin die „germanischen Mythen weiterwirken" mögen.[153])

Wenn wir aber den Inhalt vor die Form stellen, so ist der letzte Schritt auf diesem Wege die Folgerung, die Hans Wühr gezogen hat. Wir dürfen daher sein Suchen um die Wahrheit nicht als nachträgliche Erfindung einer neuheidnischen Zeit hinstellen.

Abschließend können wir feststellen, daß in den programmatischen Forderungen und in den praktischen Ausführungen der Zeitschriften unseres Themas die gleichen Bestimmungen gelten. Für die Wertmaße des Mittlers, mit denen er an die Betrachtung des Kulturgutes geht, gilt die Synthese aus Inhalt und Form, die von einer echten Künstlerpersönlichkeit getragen werden muß, als wegweisend.

Die Darstellungsform

„Es muß die deutsche Zeitschrift zu einem Faktor in der gesamten Volkserziehung werden. Dazu scheint es uns aber nötig, daß sie deutsche Volkszeitschrift wird."

(Heinrich Hansen: „Die deutsche Volkszeitschrift im Kampf um die Erziehung" in „Der Zeitschriften-Verleger" vom 27. Januar 1937.)

In der Arbeit des Mittlers kommt es nicht nur auf die Erkenntnis des Kulturwertes an. Ihr muß die Deutung in einer zweckentsprechenden Form folgen.

Es genügt nicht, daß ein Kunstwerk weltanschaulich ausgerichtet und handwerklich gut gestaltet ist. Die Darstellung durch die Zeitschrift muß einmal diese Tatsachen betonen, sie muß sie aber zum anderen in einer Form betonen, die wirklich in die Herzen der Leser dringt. Diese Darstellungsform des Mittlers, des Schriftleiters und Mitarbeiters in der Zeitschrift, soll das Thema des folgenden Abschnittes bilden.

Im März 1936 sieht der „Oberschlesier" seine Arbeit auf vier Grundpfeiler gegründet.

„‚Der Oberschlesier' versucht, Wissenschaftlichkeit und künstlerische Höhe mit Volkstümlichkeit zu vereinigen, er ist ein Bannerträger jener deutschen Heimatbewegung in Oberschlesien, die vor nunmehr 15 Jahren in den schweren Kämpfen der Abstimmungszeit geboren wurde und die wurzelkräftig weiterhin in Fluß zu halten eine wichtige Aufgabe auch für heute und morgen bleibt."

Damit ist schon das Wesentliche für die Darstellungsweise der deutschen Kulturzeitschrift gesagt. Es soll noch von der Seite der Volkstumszeitschrift ergänzt werden:

„Eine solche Zeitschrift muß einfach und volkstümlich gehalten sein, sie muß die Sprache des Arbeiters und Bauern und nicht zuletzt des Soldaten der nationalsozialistischen Revolution sprechen."[154])

Mit Gültigkeit für alle Gebiete des Kulturlebens können die Forderungen an die Darstellungsform mit

1. Wissenschaftlichkeit,
2. Gediegenheit,
3. Volkstümlichkeit,
4. politischer Stoßkraft

benannt werden. Welchen Inhalt diese Begriffe in sich bergen, soll nun im einzelnen dargestellt werden.

W i s s e n s c h a f t l i c h k e i t kann in einer Kulturzeitschrift nur begrenzt mit den üblichen Anschauungen von wissenschaftlicher Darstellung gleichgesetzt werden. Kultur umfaßt ja nicht nur die Gebiete der Forschung, sondern gleichermaßen auch Volkstum, Philosophie, Kunst, Unterhaltung und alle übrigen Äußerungen des Lebens, die zusammen erst die kulturelle Einheit ausmachen. Daher muß dem Begriffe der Wissenschaftlichkeit auch eine weitere Deutung verliehen werden.

Wir treffen seinen Inhalt näher, wenn wir ihn durch Wahrhaftigkeit, Gründlichkeit, Klarheit, Prüfungsdrang, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit erläutern. Es sind dies alles Eigenschaften, die auch die deutsche Wissenschaft auszeichnen, sie so hervorragend bestimmen, daß ihre Gesamtheit schlechthin als Wissenschaftlichkeit bezeichnet wird. Und diesen Umfang legen wir unserem Begriff zu.

„Die Völkische Kunst" bestimmt den Standpunkt des Mittlers in seiner wissenschaftlichen Haltung aus der Sache heraus ohne Umschweife so:

„Man braucht nicht Spezialist und Forscher hoher Grade zu sein, aber man darf Falsches nicht sagen!"[6])

Mit diesem schlichten Wort ist der Zusammenhang schlagartig erhellt. Wissenschaftlichkeit innerhalb der Kulturzeitschrift kann man niemals in der Übertragung wissenschaftlicher Untersuchungsmethoden etwa auf dem Gebiet des Volkstums oder der Dichtung erwarten. Arbeitsweisen, die in ihrem Ziel auf die stilistische oder geschichtliche, also nachträgliche Einordnung von Kulturgut in die Wertegruppen des Vergangenen ausgehen, haben nur in den eigens dazu bestimmten Instituten ihren Raum. Sie sind für eine spätere Epoche nicht weniger wichtig; aber die Zeitschrift unterscheidet sich in Wesen und Aufgaben erheblich von ihnen und kann darum auch nicht ihre Arbeitsmethoden übernehmen.

Die Wissenschaft als Fachgebiet kann in dreifachem Verhältnis zur Kulturzeitschrift stehen.

1. Ihre Forschungsgegenstände können unmittelbar den Stoff für Beiträge in der Zeitschrift abgeben. Auf Grund des weiten Umfanges der kulturellen Gebiete ist diese Möglichkeit nur in beschränktem Maße in der Wirklichkeit durchgeführt. Aber der Weg ist gangbar und zeitigt Erfolge.

2. Die Arbeitsmethoden der Wissenschaft können von ihrem facheigenen Stoff abgelöst und auf den Stoff der Kulturzeitschrift übertragen werden. Diese Möglichkeit ist eine Konstruktion und läßt jede lebendige Darstellung erstarren.

3. Der Geist der Wissenschaft, der sich in den genannten Eigenschaften von Wahrheit und Klarheit bezeugt, dringt auch in das gesamte Gebiet der Kultur ein. Da Forschungsgeist vorzugsweise germanischer und deutscher Geist ist, unser deutsches Leben aber eine organische Ganzheit darstellt, muß er unbewußt in allen Lebensgebieten und -äußerungen verborgen sein. Den gesunden Geist der Wissenschaft auch in den übrigen Kulturzeitschriften wirken zu lassen heißt somit nur, eine verdeckte, aber vorhandene Tatsache zu lebendigem Bewußtsein zu führen. Dieser Weg wird von den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde ohne Vorbehalt und in Erfüllung einer natürlichen Notwendigkeit beschritten.

Da die erste beschriebene Möglichkeit aber unter das Gebiet des Stoffes fällt und im Zusammenhang dort schon behandelt wurde, bleibt uns noch die letzte zur Betrachtung übrig.

Der wissenschaftliche Geist ist kein leeres Fluidum, das sich etwa an eine nicht faßbare Voraussetzungslosigkeit klammert; er ist vielmehr kämpferisch veranlagt. Diese Eigenschaft erhellt von selbst aus dem Zusammenhang, in den wir ihn gebracht haben. Der erste Teil unserer Arbeit umfaßte den Stoff, den die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde behandeln; der erste Abschnitt des zweiten Teiles beschäftigte sich dann mit dem Grundgesetz des kulturellen Schaffens, das der Mittler in diesem Stoff sehen und dem Leser zeigen muß. Wenn nun die Form, in der das geschieht, klar und zuverlässig sein soll, also wissenschaftlich, so kann diese Eigenschaft ja garnicht im leeren Raume schweben, sondern ist allein durch die Forderung des Lebens nach ihr schon in einem großen Zusammenhang gestellt. Sie ist auch nur wieder Ausdruck eines sicher verbürgten Inhaltes und wird darum auch selbst nur wahrhaft sein können. Hier erleben wir am selbst behandelten Stoff die unmittelbare Auswirkung jener Polarität von Inhalt und Form, die ihre Erfüllung in der Synthese findet.

Diese Anschauung führt zu einem „prägnanten, nicht abschweifenden publizistischen Stil":

> „Nicht Länge der Abhandlungen, Kompliziertheit des Ausdrucks oder der Aufmachung sind etwa Zeichen einer ‚Wissenschaftlichkeit', ein in knapper, gepflegter Sprache vorgetragener Überblick über ein Sachgebiet, bestimmt für den gebildeten wie für den einfachen Mann, erfordert als Extrakt nicht weniger Geist und Arbeit als manche Fachpublikation."[155])

Von der gleichen Warte aus muß die Forderung nach G e d i e g e n h e i t der Darstellungsform gesehen werden.

Reichsminister Dr. Goebbels hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten über das Wesen der Propaganda ausgelassen und dabei immer übereinstimmend festgestellt, daß das Wesen der Propaganda von ihrem Erfolg bestimmt wird.

> „Propaganda ist kein Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Erreicht sie ihr Ziel, dann ist sie gut, erreicht sie es nicht, dann ist sie schlecht. Wie sie ihr Ziel erreicht, ist Nebensache . . .
> Propaganda ist nicht ein Problem der Ästhetik, sondern Sache der Erfolgsmöglichkeit."[156])

Damit scheint zunächst der Ruf nach „künstlerischer Höhe" in der Zeitschrift verdammt zu sein. Fragen wir aber einmal, woher die Feststellung von Dr. Goebbels, die auch von anderen namhaften Propagandisten des Dritten Reiches gemacht worden ist, ihren Ursprung nimmt.

In der politischen Kampfzeit gab es eine Reihe bürgerlicher Parteien, die über die Altersschwäche und somit Unbrauchbarkeit ihrer politischen Programme durch „schöne Plakate" hinwegzutäuschen suchten. Ihre Propaganda gründete sich für die Neuzugewinnenden lediglich auf ästhetische Wirkungen, nicht einmal der Form, sondern meist ruhiger Farbzusammenstellungen. Dieses Unterfangen weist sich als Ausdruck einer sterbenden Schicht aus und muß von unserem Standpunkt aus entschieden zurückgewiesen werden.

Die nationalsozialistische Bewegung hat die Schlagkraft ihres weltanschaulichen Programmes eingesetzt und nach seinen Maßen ihre Propaganda gestaltet. Aus dieser Praxis heraus hat Dr. Goebbels seine Gedanken formuliert. Es hat sich aber erwiesen, daß trotz vollkommenener Außerachtlassung ästhetischer Reizwirkungen sich doch eine künstlerische Linie und ein künstlerischer Stil der nationalsozialistischen Propaganda entwickelt hat. Sein Bestehen zeugt einmal für die gesunden Grundlagen der propagandistischen Tätigkeit; er selbst stellt zum anderen aber gegen dekadent-ästhetisches Empfinden als A u s g a n g s p u n k t politischer Propaganda einen starken, inhaltsvollen künstlerischen Ausdruck als deren E r g e b n i s dar. Es braucht in diesem Zusammenhang nur an die packenden Zeichnungen Mjölnirs erinnert zu werden, die auch Dr. Goebbels' Buch „Kampf um Berlin" schmücken.

Propaganda und Kunst sind demnach keine unvereinbaren Gegensätze. Aber sie müssen in der richtigen Abhängigkeit eingesetzt werden.

Wie gestaltet sich demgegenüber der Zusammenhang zwischen der Zeitschrift als Mittel der Propaganda und Volkserziehung und den Schöpfungen der Kultur als eigenständigen Werken? Auf dem Reichsparteitag 1933 hat der Führer die deutschen Künstler aufgerufen, „die stolzeste Verteidigung des deutschen Volkes mit zu übernehmen durch die deutsche Kunst". Was will denn aber die Kulturzeitschrift anderes als die gleiche Verteidigung durch die deutsche Kultur! Kultur und Zeitschrift finden sich so in ihrem wesenhaften Ziel.

Kunst ist zunächst einmal Dichtung. Und ein umfassender Teil jedes Zeitschriftenheftes ist der Wiedergabe ihrer Werke gewidmet. Das liegt daran, daß sie mit der Zeitschrift eine grundlegende Gemeinsamkeit hat: der Stoff der Dichtung ist das Wort; der Stoff der Zeitschriftengestaltung ist aber das gleiche Wort. Sie können beide dieselbe stoffliche Vorlage haben; nur wie sie sie bewältigen, unterscheidet sie. Es ist daher leicht faßbar, daß Werke von Dichtern durch ihren Inhalt in gleicher Weise für die Ziele der Zeitschrift kämpfen, wie das die Beiträge der Schriftleiter und übrigen Mitarbeiter tun. Die Dichtung hat dabei nur noch den einen vorzüglichen Wert, daß sie neben der Darstellung des Stoffes zugleich eine künstlerisch hochwertige, eine gediegene Form aufweisen kann.

Hier ist also die Forderung nach Gediegenheit der Darstellungsweise durch eine Gattung der Kunst selbst erfüllt, aber nicht, weil sie als Kunst aufgenommen wurde, sondern weil sie dem gleichen Ziele folgt, das auch der Zeitschrift gestellt ist.

Mit der Dichtung ist diese Art der gediegenen Darstellung aber auch erschöpft. Alle anderen Kunstgattungen können, außer im Bild, nur durch die Abhandlung gewürdigt werden. Das gleiche gilt auch von allen übrigen kulturellen Gebieten, die außerhalb der unmittelbar künstlerischen Betätigung liegen, wie Philosophie und Wissenschaft.

Alle kulturellen Schöpfungen haben ihren Wert. Ihn hat der Mittler auf Grund seines Wissens um die Synthese Inhalt-Form und die Persönlichkeit des Künstlers erkannt. Wenn er diese Grundgesetze aber nun am einzelnen Fall ausdrücken will, wird ihm die Zeichnung der hohen künstlerischen Bedeutung eines Werkes am besten gelingen, wenn er sich einer entsprechenden gediegenen Sprachform bedient. Man kann nun einmal das Erlebnis, das die Landschaften Altdorfers gestalten, nicht mit süßlichen, kitschigen Worten treffen, so wenig, wie man den starken Bildnissen Dürers nicht mit ungebändigten Kraftworten gerecht werden kann.

Hohe Kulturwerte fordern auch eine gediegene Darstellungsform.

Vor einem muß allerdings gewarnt werden. Die Zeitschrift darf bei Verfolgung dieses Grundsatzes nie selbst zum Kunstwerk werden wollen. Das würde der Auffassung von der Presse als Mittel zu einem Zweck, und nicht selbst als einem solchen widersprechen.

Es ist aber noch lange nicht von einem Kunstwerk die Rede, wenn eine Zeitschrift auf gutem Papier gedruckt und mit einwandfreien Bildwiedergaben versehen ist. Der Inhalt kann diese Form verlangen. Auch Goethes Werke werden nicht auf Zeitungspapier gedruckt. Eine Kunstzeitschrift vollends kann ihre Aufgaben nur erfüllen, wenn sie ihre Photobeigaben auf feinem Papier voll zur Geltung bringen kann. Der grobe Raster einer Tageszeitung ist wohl zur Übermittlung einer Bildnachricht brauchbar; zur Kennzeichnung eines Kunstwerkes versagt er jedoch.

Es genügt aber nicht, daß die Darstellungsweise der deutschen Kulturzeitschrift wissenschaftlich und gediegen ist; sie muß auch Volkstümlichkeit besitzen. Die Verständlichkeit des Zeitschriftenbeitrages für den einfachen Zeitgenossen wird nicht erreicht, wenn sich die Zeitschrift auf stofflich einfache und leichte Arbeiten festlegt.

> „Eine Kulturpflege des Nationalsozialismus kann sich nicht begnügen mit müßiger Unterhaltung und einer billigen, weil ohne Verpflichtung zu genießenden Kunst und Kultur. Sie kann auch nicht bloß gegeben, vermittelt, sondern muß ebenso tief erlebt und erlitten werden in einem geistigen Hunger nach den höchsten Werten des Volkstums in seiner vielfältigen und unergründlichen Gestalt."[11])

Darum liegt es auch nicht im Wesen der Kulturzeitschrift, von den hohen Werten unserer Kultur „Abstriche" zu machen. Sie will nicht die besten Werke „popularisieren", indem sie ihren Gehalt und ihre Gestalt bagatellisiert, indem sie Wertvolles herabmindert, um es zum Gemeinplatz aller zu machen.

Das Kunsterlebnis ist stets an bestimmte Bedingungen und Fähigkeiten geknüpft, „die niemals alle Menschen in gleicher Weise haben werden". Es wird immer „ein Rest völlig amusischer Menschen übrig bleiben, für welche die Kunst nie vorhanden war und auch nie vorhanden sein wird".

> „Der Fehler der Vergangenheit war aber der, daß man von vornherein den Kreis der an der Kunst Teilnehmenden bewußt durch Abschreckungsmethoden verengte."[16])

Die Kulturzeitschrift sorgt demgegenüber dafür, daß jeder seine geistigen und seelischen Bedürfnisse befriedigen kann, „aber wohlgemerkt - seine Bedürfnisse". Das „Schwarze Korps" hat die soziale Tat im Bereiche der Kultur darin erkannt, daß man nicht dem einzelnen das Klopfen an die Tore der Kunst ermöglicht, sondern daß man ihm diese Tore öffnet. Für die Zeitschrift heißt das nichts anderes, als daß eben auch die hohe Kunst Gegenstand der Behandlung ist, aber ihre Werte

erscheinen im Lichte einer volkstümlichen Darstellung so, daß sie in ihrer Gesamtheit, ohne Abstriche und Zusammenziehungen auch einfache Menschen erheben können.

Unsere Darstellung gebraucht absichtlich den Ausdruck „volkstümlich" in seinem lebendigen deutschen Klang. Der lateinische Begriff der „Popularität" erfaßt garnicht einen weiteren Kreis der Erscheinungen, wie Lehmann sagt; „Popularität" hat immer den unangenehmen Beigeschmack, den das „Bollwerk" übertragen mit dem „Eingang für Dienstboten und Lieferanten" bezeichnet.[157]) Volkstümlichkeit hat aber nichts mit der „Fürsorge intellektueller Kreise für die sogenannten ‚geistig ärmeren Schichten'" zu tun. In dem alten deutschen Worte klingt noch der Begriff des Volkstums als bodenständiger Kultur durch, mit dem unsere volkstümliche Darstellungsweise aufs engste verwandt ist.

Wenn wir heute in einer Zeit stehen, die erst langsam wieder die Bindungen von Kultur und Volk knüpfen muß, so zeigt die Kulturzeitschrift den Weg dazu, indem sie die Meisterwerke der deutschen Kultur nicht auszugsweise in Volksausgaben auf den Markt wirft; sondern indem sie das Wertvolle ungeschmälert dem Volksgenossen zeigt und in ihm die „Aufnahmebereitschaft für echte deutsche Kunst lockert".[158])

Die Zeitschrift „Kunst und Volk" hat diese Verpflichtung schon in ihren Titel aufgenommen. Wer sie einmal durchblättert, wird erfahren, daß sie keine „Feld-, Wald- und Wiesenkunst"[159]) proklamiert. Sie vertritt nur wie alle Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde die Auffassung, daß der beste Stoff einer Zeitschrift tot bleibt, wenn er nicht volkstümlich dargestellt wird.

In diesem Sinne dürfen die Beiträge nicht aus „Tatsachenbrocken und Formelkram" bestehen.[160]) Lebendig, bilderreich und darum anschaulich muß ihre Sprache sein; sie darf nicht nur die Erscheinung fassen, sondern ihr inneres Wesen, die Seele. Dann findet sie Aufnahme im Herzen des Volkes. Wahrhaft, gut und verständlich ist somit die deutsche Kulturzeitschrift. Aber erst die politische Stoßkraft führt sie zum letzten Erfolg.

Wir leben heute in einer Aufbruchszeit. Wir haben die geistigen Fesseln des Novembersystems und seiner Verfallskultur abgeschüttelt und sind nun auf dem Wege nach neuem Ausdruck begriffen. Den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde fällt bei diesem Unterfangen eine führende Rolle zu. Sie zeigen das Ziel auf, das einmal erreicht werden muß, ohne freilich seine ganze Größe und seine vollkommene Gestalt erkennen zu können; aber sie geben die Richtung an, in der marschiert werden muß. Damit ist es jedoch nicht getan. Im Wesen eines Volkes liegt es, daß es nicht von sich aus, in seiner Gesamtheit Entschlüsse faßt und durchsetzt; sondern jedes Volk will geführt sein. Auch dann noch, wenn es schon auf dem Marsche ist.

Für die Arbeit der Kulturzeitschrift bedeutet diese Erkenntnis, daß auch der weltanschauliche Gehalt ihres Stoffes allein nicht in der Lage ist, die aktiven Volkskräfte aufzurufen und wachzuhalten. Die politische Stoßkraft dringt erst ganz durch, wenn dieser Inhalt in die entsprechende, aufrüttelnde Form gegossen wird.

Dieser Gedanke soll noch einmal im Beispiel erscheinen. Die Zeitschrift ist hier nicht als „politischer Glaubenskünder"[161]) durch den Inhalt gemeint. Gemeint ist vielmehr, daß die Zeitschrift eine Waffe im kulturellen Kampfe ist, ein Schwert, dessen Stärke nicht nur im Arme liegt, der es führt, sondern maßgeblich auch in der Klinge, die schneidet. Die Klinge aber ist der sprachliche Ausdruck und der Darstellungsstil.

Wissenschaft, Kunst, Volkstum und Weltschauung sind Inhalt. Wissenschaftlichkeit, Gediegenheit, Volkstümlichkeit und politische Stoßkraft aber bilden zusammen die Ausdrucksform dieses Inhaltes. So gestaltet sich hier die Synthese der deutschen „Volkszeitschrift".

Die Verwirklichung: Forderungen bleiben stets solange Theorie, als sie in allgemein-abstrakter Form von Richtlinien auftreten. Ihre Verwirklichung setzt erst ein, wenn sie mit dem lebendigen Einzelfall zusammentreffen und sich mit ihm auseinandersetzen müssen.

Den ersten Anhaltspunkt zur Erfüllung der aufgestellten Forderungen bildet der Verlag. Nach den Anordnungen von Reichsleiter Amann ist dem Verleger nicht nur die wirtschaftliche Leitung des Presseunternehmens anvertraut, sondern er ist auch für die geistige Ausrichtung seiner Verlagserzeugnisse mitverantwortlich. Andererseits wird eine Zeitschrift, die unseren Forderungen entspricht, nur von einem Verlage recht betreut werden können, der sich mit diesen Forderungen einverstanden erklärt. Es ist daher notwendig, an dieser Stelle die Verlagswahl der deutschen Kulturzeitschriften zu berücksichtigen.

Die Verbindung von Verlag und Zeitschrift wird stets dort eine gewisse persönliche Note tragen, wo für die Zeitschrift ein eigener Verlag gegründet wurde. Innerhalb der NS.-Kulturgemeinde vertreten diese Gruppe:

1. „Die Westmark" und „Unsere Heimat" im „Westmark-Verlag" GmbH., Abt. Zeitschriften, Neustadt an der Weinstraße
2. „Der Oberschlesier" im Verlag „Der Oberschlesier", Oppeln.

Zwei weitere Organe erscheinen im eigenen Verlage einer Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde oder des ihr angeschlossenen Verbandes:

1. „Die Heimat" im Verlag „Heimat und Erbe", Kiel (Verlag der Gaudienststelle Schleswig-Holstein der NS.-Kulturgemeinde).
2. „Volk und Scholle" im Verlag des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat, Darmstadt.

Dann treten wir ein in die Gruppe der politischen Verlage, die eine Verbindung mit der NSDAP. aufweisen. Es handelt sich dabei um den Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., und die verschiedenen Gauverlage, die aber wieder dem Eher-Verlag angehören. Ein besonderes Merkmal zeigt sich darin, daß die reichsgültigen Zeitschriften im Zentralverlag erscheinen, die Gauorgane aber entsprechend in den Gauverlagen.

1. Der Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., zeichnet für
   a) die „Bausteine zum deutschen Nationaltheater"
   b) „Ich lese".
2. In den Gauverlagen der NSDAP. erscheinen:
   a) „Das Bollwerk" im „Pommerschen Zeitungsverlag" GmbH., Stettin,
   b) die „Monatshefte für Mecklenburg" im Verlag „Niederdeutscher Beobachter" GmbH., Schwerin,
   c) „Niedersachsen" im Verlag der „Niedersächsischen Tageszeitung" GmbH., Hannover
   d) die „Rheinischen Blätter" im Verlag des „Westdeutschen Beobachters" GmbH., Köln (ab April 1937).

   Hierzu sei als Ergänzung bemerkt, daß auch „Die Westmark" anfangs im Gauverlag der Saarpfalz, dem NSZ.-Verlag, Neustadt an der Weinstraße, erschien.

   Auch die „Ostdeutsche Verlagsanstalt und Druckerei Gebr. Kaspereit GmbH." und der „Weichsel-Verlag GmbH." Abt. Westpreußische Hofbuchdruckerei, in denen der „Junge Osten" nacheinander erschien, sind im Besitz der NSDAP.

Als letzte Gruppe treten uns schließlich alle die Verlage entgegen, die auf Grund ihrer technischen und wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, wegen ihrer traditionellen Verwurzelung mit der später durch die NS.-Kulturgemeinde übernommenen Zeitschrift oder wegen ihrer Bedeutung im Geistesleben der Heimat gewählt wurden. Es kann bei ihrer Aufzählung keine nähere Unterteilung gemacht werden, da mit-

unter verschiedene der genannten Merkmale ineinandergreifen; daher ist der Verlag jeweils mit knappen Erklärungen belegt worden.

1. „Die Musik" im Fachverlage „Max Hesse", Berlin;
2. „Kunst und Volk" im leistungsfähigen Unternehmen „Elsner und Elsner", Berlin;
3. „Volkstum und Heimat" in der „Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung", Berlin;
4. „Das Schwabenland" im „Schwabenland-Verlag", Augsburg, der auch schon die historischen Vorläufer des „Schwabenlandes" verlegte;
5. „Deutscher Kulturwart" im Heimatverlag „Albert Heine, Buchdruckerei und Verlagsanstalt, K.-G.", Cottbus.

War der eine Pol der Zeitschriftengestaltung der Verlag, so lernen wir den anderen im Schriftleiter und den Mitarbeitern kennen. Sie werden hier nicht wegen ihres reichen Wissens über den behandelten Gegenstand genannt, sondern in der Gewißheit, daß sie aus ihrer Sachkenntnis und besonderen Berufung heraus die richtige Darstellungsart finden werden.

> „Aber du siehest auch ernste Wissenschaftler und Forscher an der Arbeit, Künstler, die als Maler, Bildhauer oder Holzschnitzer Hervorragendes geleistet haben, Erzähler und Dichter, die das Herz des Landes und seiner Leute kennen und es offenbaren in hochdeutscher und in plattdeutscher Sprache. Auch der Jäger, der Bauer, der Gärtner, der Kaufmann erhalten das Wort."[47])

So sprechen die „Monatshefte für Mecklenburg" über ihren Mitarbeiterkreis. Es ist klar, daß der Bauer und der Bergmann über ihre tägliche Arbeit Bescheid wissen, um sie schildern zu können; das ist aber nicht der letzte Grund, warum sie in der Kulturzeitschrift mit Beiträgen erscheinen. Diese Männer haben eine einfache und harte, aber treffende und bilderreiche Sprache - und darum hören wir aus ihrem eigenen Munde vom Werke auf den Feldern und in Schächten, denn das Tun und Lassen könnten zur Not auch andere schildern.

Und darum schreiben auch die Dichter, weil das Schicksal unseres Volkes in ihren Worten einen besonderen, einen erhebenden und heiligen Klang erhält. Und die Männer der Bewegung, weil sie nicht die Sprache von Ästheten und Bürokraten reden, sondern weil das Erlebnis der Revolution in ihren Worten schwingt, weil sie den Ton treffen, der auch aus dem Marschtritt der Kolonnen dröhnt.

Darum nennen wir sie. Und nicht weil sie sich über ihr Ressort auslassen.

Die folgende Charakterisierung einzelner Verfasser soll dazu dienen, einen Überblick über die Zusammensetzung des Mitarbeiterkreises der behandelten Zeitschriften zu gewinnen. Es kann dabei auf eine Abgrenzung zwischen den einzelnen Zeitschriften verzichtet werden, da sich sonst aus zwei Gründen merkliche Nachteile einstellen müßten. Einmal sind eine ganze Reihe von Verfassern für mehrere Zeitschriften zugleich tätig und müßten dann in jedem Abschnitt von neuem genannt werden; das andere Mal bilden die Mitarbeiter in ihrer Gesamtheit einen geschlossenen Kreis, der innerhalb der einzelnen Zeitschriften wegen ihres teilweise nur kurzen Bestehens noch Lücken aufweisen müßte, in seinem ganzen Umfang aber erst bei Erfassung des gesamten Zeitschriftenblockes, der die Gedanken der NS.-Kulturgemeinde vertritt, gezeigt werden kann.

Die Mitarbeiter treten uns in mehreren großen Gruppen entgegen, die nacheinander behandelt werden sollen. Zunächst beschäftigen uns diejenigen, die sich der Darstellung eigener Erlebnisse widmen.

Im September 1934 behandeln die „Rheinischen Blätter" die Besatzungszeit im Rheinland. Dabei kommen Verfasser zu Worte, die die Ereignisse aus eigenem Erleben kennen, somit Richtigkeit des Gesagten mit einer packenden Unmittelbarkeit und Schlagkraft der Darstellungsweise vereinen. Carl Blumenthal leitete den Abwehrkampf in Linz und war zugleich Beigeordneter der Stadt und Haupt-

mann der Reserve a. D. Karl Mehrmann geriet während der Besatzung in Gefangenschaft und wurde ausgewiesen, da er als Hauptschriftleiter der „Koblenzer Zeitung" einer der Führer im Abwehrkampf war. Er hat auch späterhin seine Treue zur Heimat unter Beweis gestellt und wurde Geschäftsführer des Bundes Deutscher Westen. Auch der Schilderer der sonderbündlerischen Wirtschaftspropaganda, H. van Ham, war im Jahre 1921 literarisch und journalistisch im Abwehrkampf tätig.

In der gleichen Weise wählen auch die anderen Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde ihre Mitarbeiter aus. „Niedersachsen" bringt im Februar 1935 einen Beitrag von Fritz Ibrügger über die Erlebnisse des Verfassers in amerikanischen Gefangenenlagern am Ende des Weltkrieges. Otto Paust, der für mehrere der behandelten Zeitschriften zugleich tätig ist, war Frontsoldat, Freikorpsführer und SA.-Führer am Wedding; heute arbeitet er als Hauptschriftleiter im Verlag Philipp Reclam.

Denselben aktiven Geist atmen auch das Bekenntnis des österreichischen Frontkämpfers und Dichters Bruno Brehm zu den aufbauenden Werten des Soldatentums und die Kriegsbriefe gefallener Studenten, die im Auszug in den Zeitschriften erscheinen. Auch das Erlebnis des Arbeitsdienstes wirkt noch unmittelbar in den Zeilen nach, die von Menschen geschrieben worden sind, denen die Schule der Nation einen Baustein für ihr späteres Leben gegeben hat.

Stark erlebnishaft sind auch die Werke unserer deutschen Dichter bestimmt; deshalb mögen sie als zweite Gruppe behandelt werden. Künstler sind vorzugsweise dazu bestimmt, der deutschen Kulturzeitschrift ihren gediegenen Charakter zu verleihen. Im wesentlichen ist die Verfasserliste dieser Gruppe auf die Zeitschrift „Ich lese" beschränkt geblieben, da wir in ihr als dem literarischen Organ der NS.-Kulturgemeinde die wesentlichen Künder volkhafter Dichtung auf engem Raume ausgewählt vor uns haben, die auch in den übrigen Zeitschriften verstreut auftreten. Es sind dann nur noch die zahlreichen Heimatdichter nachzutragen, die mit jeder Landschaft wechseln. Es folgt nun eine auszugsweise Zusammenstellung, die Namen sprechen für sich:

1. Anton Dörfler, 2. Josef Magnus Wehner, 3. Heinrich Lersch, 4. Kuni Tremel-Eggert, 5. Dietrich Eckart, 6. Agnes Miegel, 7. Herybert Menzel, 8. Hans Christoph Kaergel, 9. Margarethe Schiestl-Bentlage, 10. Werner Beumelburg, 11. Hansjürgen Nierentz, 12. Robert Hohlbaum, 13. Hermann Burte, 14. August Hinrichs, 15. Heinrich Zillich, 16. Paul Alverdes, 17. Eberhard Wolfgang Möller, 18. Hans Baumann, 19. Gerhard Schumann, 20. Heinrich Anacker, 21. Hans Friedrich Blunck, 22. Hanns Johst, 23. Karl Bröger, 24. Hans Zöberlein, 25. Georg Britting, 26. Edwin Erich Dwinger, 27. Gustav Frenssen, 28. Hans Künkel, 29. Heinz Steguweit – und die vielen noch Unbekannten.

Dazu müssen, wie gesagt, die zahlreichen Heimatdichter genannt werden, die ausführlich zu Worte kommen.

> „Die in der Stille schaffenden heimischen künstlerischen Kräfte ans Licht gebracht zu haben, ist ein nicht hoch genug zu wertendes Verdienst der Herausgeber der „Mecklenburgischen Monatshefte".[162])

Ihre pommersche Nachbarzeitschrift, das „Bollwerk", fördert vor allem als Heimatdichter ihrer Landschaft Paul Fuhlbrecht, Arnold Krieger, Otto Graunke, Franz Lommatzsch, Ulrich Sander, der auch im Reich einen Namen hat, Walter Schröder und Odo Ritter, der zugleich Hauptschriftleiter der Zeitschrift ist. Bei weitem umfassender ist die Fülle der heimatlichen Kräfte, die in der „Westmark" abwechselnd zu Worte kommen. Eine kleine Auswahl an Namen mag genügen.

1. Kurt Kölsch, 2. Rupert Rupp, 3. Otto Brües, 4. Nikolaus Schwarzkopf, 5. Lina Staab, 6. Johannes Kirschweng, 7. Claus Schmauch, 8. Alfons Schreieck, 9. Hans Weyland, 10. Paul Appel, 11. Paula Best, 12. Walter Best, 13. Rolf

Werbelow, 14. Albert Bauer. Auf heimatliche Kräfte weisen aber auch alle anderen Kulturzeitschriften ausdrücklich hin.

Als dritte große Gruppe der Verfasser sollen die Männer genannt werden, die eine Stellung im öffentlichen Kulturleben und im Leben der Nation innehaben. Der nationalsozialistische Staat gibt nicht Unverdienten seine Plätze; wir wissen somit, daß diese Männer als Mitarbeiter unserer Zeitschriften vom Geiste des Aufbaues erfüllt sind und diesen Geist auch in ihren Beiträgen fühlen lassen.

Die folgende Aufstellung gibt einen knappen Überblick über die führenden Persönlichkeiten des Reiches, der Provinzen und Gaue und auch der Städte. Dabei sind inzwischen Änderungen in der Besetzung mancher Ämter eingetreten; für unsere Arbeit ist aber diejenige Eigenschaft des Verfassers maßgeblich, die er zur Zeit, als er seinen Beitrag veröffentlichte, innehatte.

„Deutsche Gelehrte, Fachmänner und Führer an die Front!"[163]) ruft der „Oberschlesier", und sie sind ihm alle ausnahmslos gefolgt. Zuerst die Männer der politischen Führung.

1. Dr. Joseph Goebbels, Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda,
2. Hermann Göring in seiner Eigenschaft als Beauftragter für den zweiten Vierjahresplan und als Reichsforstmeister,
3. Dr. Robert Ley, Führer der Deutschen Arbeitsfront,
4. Dr. Dietrich, Reichspressechef,
5. Hartmann Lauterbacher, stellv. Reichsjugendführer,
6. Willi Börger, Staatsrat und Reichstreuhänder der Arbeit,
7. F. Werner, Reichswanderführer,
8. Eisenbeck, Generalarbeitsführer,
9. Dr. Geßner, Landeshauptmann der Provinz Hannover,
10. Gauleiter Staatsrat Grohé,
11. Fritz Montag, Gauobmann der DAF.,
12. Dr. J. O. Plaßmann, Referent für Volkstumsgeschichte in der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde,
13. Werner v. Borstell, Hauptmann im Reichskriegsministerium,
14. Friedel zur Nieden, Gaufachberaterin für Mütterschulung im deutschen Frauenwerk,
15. Walter Höfft, Landjahrführer für Südhannover-Braunschweig,
16. Theodor Seidenfaden, Ortsgruppenleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur (jetzt: NS.-Kulturgemeinde).

Dieser Kreis von politisch tätigen Männern wird erweitert durch alle Verfasser, die in Wissenschaft und Verwaltung verantwortungsvolle Ämter bekleiden. Auch sie sollen in sehr enger Auswahl hier erscheinen.

1. Konrad Hahm, Leiter des Staatlichen Museums für deutsche Volkskunde in Berlin,
2. Karl Esselborn, Direktor der Hessischen Landesbibliothek,
3. Ludwig Schiedermair, Ordinarius für Musikwissenschaft und Direktor des Forschungsinstituts am Beethovenhaus in Bonn,
4. Meffert, Städtischer Oberbaurat, Hannover.

Die vierte Gruppe von Mitarbeitern wird durch diejenigen Verfasser gebildet, die auf Grund ihrer besonderen Bindung an eine Landschaft oder ein Land sich über diesen Gegenstand äußern. Sie tun es nicht nur aus der Kenntnis der Sache, sondern auch um in ihren Worten ein wenig von dem Geist und dem seelischen Hauch mitzugeben, der diese Landschaft umfängt. Der Name Landschaft ist in diesem Zusammenhang umfassend für Städte, Landstriche und ganze Länder gebraucht.

1. Prof. Dr. Gerhard Kallen, Köln: Köln als Universitätsstadt;
2. Kurt Kölsch, Gaukulturwart der Saarpfalz: „Kultureinheit Saarpfalz";
3. Die Mitarbeiter des Niederrhein-Sonderheftes der „Rheinischen Blätter"

vom August 1933 sind: Prof. Dr. Eugen Lüthgen, Bonn; Erich Bockemühl, Drevenak bei Wesel; Dr. Heinrich Plönes, Leverkusen; Robert Huber, Koblenz; Bergassessor Dipl.-Ing. Paul Schulze-Vellinghausen, Köln-Lindenthal; Dr. Kurt Friedrich Schmitz, Düsseldorf; Dr. Karl Schorn, Glehn bei Neuß; Otto Brües, Köln;

4. Dr. von Kries, Vertreter der NSZ.-Rheinfront in England: „Das gekrönte Weltreich";

5. Dr. K. Ph. Kempers, Holländer: „Musik in den Niederlanden".

Zuletzt soll die Gruppe all derer hier erscheinen, die man gewöhnlich als Leser der Zeitschriften kennt: Bauern, Bergleute, Arbeiter, Lehrer, SA.-Männer - der große Kreis der sogenannten „Laien".

Nach der Saarabstimmung zeichnet zum Beispiel die „Westmark" wahrhaft volkstümliches Laienschaffen am Beispiel der Dichtung. Sie meint

> die „naiven und wirklich begeisterten Stimmen von den tausend namenlosen Dichtern und Dichterinnen, denen der Jubel über die glückliche Saarabstimmung und die Heimkehr der Saar zum Reich eine innere Saite hat erklingen lassen; diese Gedichte sind in ihrer einfachen und schlichten Art oft so ergreifend wie nur das Gedicht eines berühmten Zeitgenossen.[164])

Der „Oberschlesier" bringt im März 1936 eine Erzählung „In Czjasnau" von Berta Schilder. Die Verfasserin ist die Tochter eines oberschlesischen Ziegeleiarbeiters und war selbst bis zu ihrer Verheiratung als „Handlangerin auf Neubauten beschäftigt".

Es braucht nicht betont zu werden, daß diese Frau, die ein karges und arbeitsames Leben führte, andere Töne in ihrer Erzählung erklingen lassen kann als bloße Zuschauer, Töne, die im Herzen des Lesers mitschwingen.

Wie anders leben aber auch Sagen auf, die nicht in trockener Gelehrtenmanier „gesammelt" sind, sondern „aus dem Munde alter, freundlicher Bauersfrauen" kamen.[165]) Zu ihnen gesellen sich kleine Geschichten um den Schauspieler Heinrich George, die von seiner Mutter erzählt worden sind. Freilich hat ein anderer sie aufgeschrieben; aber der unmittelbare Eindruck der Erzählung, unter dem auch er stand, ist in die Worte übergegangen.[166])

Einen beachtenswerten Anteil an Beiträgen stellt in den landschaftsgebundenen Zeitschriften auch das Bauerntum. Die „Monatshefte für Mecklenburg" können ihr Aprilheft 1937 ganz „aus Erzählungen und Überlieferungen von Bauern und Landarbeitern" gestalten, denen nur einige Beiträge von Mitarbeitern des Heimatdienstes Mecklenburg in der NS.-Kulturgemeinde beigegeben sind. Diese eingefügten Zusätze bilden jedoch in der Einheit des Heftes keinen Fremdkörper; die „Monatshefte" wollen mit der Verflechtung der beiden Kreise gerade das Gegenteil ausdrücken.

Bauern arbeiten auch in den übrigen Zeitschriften rege mit. So schreibt F. Hinnerk Meyer in „Niedersachsen" mehrfach über die Bedeutung der plattdeutschen Sprache, und im Juli 1936 bringt „Volkstum und Heimat" einen Beitrag von Blasi Geiger über den „Oxnhandl an Oxnsunnta", aus dem „weniger die Kunst als das tatsächliche Leben" spricht.

Eine wertvolle Hilfe bieten in vielen Fällen, besonders aber bei Naturbeobachtungen, die Beiträge von Lehrern. Bekannt ist die Mitarbeit des Arbeiters an den kulturellen Leistungen unseres Volkes. Sie beginnt mit dem Gedicht des einfachen Bergmannes Paul Habraschka[167]) und steigt auf bis zu Höhen, wie sie Heinrich Lersch, Hermann Claudius und Karl Bröger etwa erreicht haben. Arbeit ist hier bereits in dem großen schaffenden Sinne gemeint, nicht mehr als eine Standesbezeichnung.

Die „Westmark" gibt uns schließlich im Mai 1936 eine kurze Zusammenfassung von „Gedichten der Schaffenden" unter der kennzeichnenden Überschrift „Arbeiter, Bauer, Soldat". Sie enthält:

1. Industriearbeiter Josef Lenhard: „Spuk im Laboratorium",
2. Landwirt Wilhelm Trunk: „Zwiesprache mit den Ähren",
3. SA.-Mann Helmut Pritzius: „Neuer Morgen" (Deutschland, Deutschland, du bist frei!).

Neben Beiträgen schlichter Mitarbeiter aus dem Volke, die aber noch als Angehörige eines bestimmten Berufes gekennzeichnet sind, spielen für jede Zeitschrift eine nicht minder wichtige Rolle die Zuschriften irgendwoher aus dem Leserkreise. In die Reihe der Mitarbeiter tritt der unbekannte Volksgenosse aber erst, wenn sein Brief zum Beitrag in den Spalten der Zeitschrift wird.

Abgesehen von allgemeinen Aufforderungen der Schriftleitung, etwa im Anschluß an einen Artikel ähnliche Begebenheiten aus dem eigenen Leben zu erzählen, deren Echo aber meist unbekannt bleibt, wendet sich der Leser an bestimmte Sparten. In der Zeitschrift „Niedersachsen" setzt sich die „Niedersachsen-Brücke", die die Verbindung zwischen den Auslandsdeutschen und der Heimat herstellt, oft aus Zuschriften der Leser zusammen. Der Aufruf des Gaukulturwartes und Schriftleiters Schirmer wird rege befolgt:

> „Hier richten wir eine Bitte an einen jeden unserer niedersächsischen Landsleute im Ausland. Schreibt uns bald einmal, was Ihr über das Schicksal einstiger niedersächsischer Auswanderer wißt. . . Hier könnt Ihr, liebe Landsleute, die dieser Gruß aus der Heimat erreicht, mithelfen.[168])

Den gleichen Anforderungen genügt etwa auch die „Fundgrube" in „Volkstum und Heimat", die wörtliche Mitteilungen aus dem Leserkreis enthält. Die Anregung dazu geschah bereits im Januar/Februar-Heft 1935, wurde aber erst mit der Mai/Juni-Nummer zur Tat.

Damit ist der Verfasserkreis in seiner ganzen Weite gezeichnet. Es sei nochmals betont, daß dies nicht geschah, um aus der Ressortzuständigkeit der Mitarbeiter die inhaltliche Richtigkeit ihrer Beiträge zu beweisen. Sondern die Stellung der Verfasser im täglichen Leben kann ein Licht auf den Ton ihrer Artikel werfen. Ein jeder Beruf erzieht und formt seinen Träger zu einer gewissen typischen Erscheinung, die aus ihm den Verkörperer seines Standes außer im Wissen auch in der Haltung und im Ausdruck bildet. Wievielmehr gilt das noch für die politischen Amtsträger und Führer, die sich ihre Stellung durch jahrelangen Einsatz und Kampf erobert haben. Für sie sagt der Platz, an dem sie im Leben der Nation stehen, alles über ihr Wesen und ihre Eigenschaften aus. Das gilt nicht anders auch für die Dichter unseres Volkes. Aus diesem Gedankenkreis heraus sind die Namen genannt worden.

Nun soll uns die Ausdrucksform selbst beschäftigen. Die vorliegende Arbeit will dabei nicht auf den S t i l als eine literarische Sprachform eingehen. Stil ist uns vielmehr der unmittelbare Ausfluß der inneren Haltung, die sich nicht so sehr in der endlichen Form ausdrückt, als in dem Bildungsgesetz, das sie schuf. Wir stoßen demnach auch nicht etwa auf einen realistischen Stil oder einen heroischen Stil; wir lernen aber die Möglichkeiten der journalistischen Mittel kennen, die unseren Forderungen nach Volkstümlichkeit, Gediegenheit, Wissenschaftlichkeit und politischer Stoßkraft am nächsten kommen. Es ist für ihre Verwirklichung nicht das Dasein der Form, sondern die sinngemäße Anwendung entscheidend.

Zunächst sollen die beiden gebräuchlichen Einkleidungsarten des Journalismus aufgeführt sein, das Streitgespräch und der Brief. Sie stellen innerhalb der Beiträge eine besondere Gruppe dar, denn sie reden den Leser unmittelbar an. Im Briefe ist das unter Gebrauch der wörtlichen Anredeformel erreicht - der Leser ist der Empfänger des Briefes und wird mit Du (oder Sie) angesprochen; im Gespräch wird er als eine der redenden Personen betrachtet und greift unmittelbar in den Ablauf der Handlung ein.

Ein Unterschied zwischen Gespräch und Brief besteht nur im wirklichen Leben. Das Gespräch ist die Form der persönlichen Rede, die die Anwesenheit beider Gesprächspartner am gleichen Platze erfordert und die plötzliche Unterbrechung des einen durch den anderen möglich macht. Der Brief ist lediglich die Übertragung des Gespräches in den schriftlichen Verkehr; die Partner sind getrennt und verständigen sich durch die schriftliche Niederlegung ihrer Gedanken. Dabei besteht allerdings ein wesentliches Auseinandergehen in der Form. Jeder Partner kann jetzt soviel schreiben, wie er will, denn er kann durch sein Gegenüber ja nicht mehr unfreiwillig unterbrochen werden. In der Rede faßt man sich kürzer, einmal weil kein Gesprächspartner sich langatmige Auslassungen gefallen läßt, zum anderen weil man selbst die Möglichkeit hat, jederzeit Nachträge zu machen und damit den anderen auf der Stelle zu widerlegen. Die Lebendigkeit des Gespräches fordert eine kurze Ausdrucksweise, einen raschen Wechsel von Rede und Gegenrede, weil sonst der Charakter eben des Gesprächsmäßigen zugunsten einseitiger (auf die Person bezogen) Ausführungen vernachlässigt wird.

Der Brief dagegen ist nicht auf das schnelle Vergessen der mündlichen Aussage angewiesen; schwarz auf weiß liegt die Ansicht des Partners vor, und man kann nun bei reiflicher Überlegung – denn der andere kann ja nicht weglaufen, er ist ja gar nicht anwesend, sondern sitzt irgendwoanders und wartet geradezu auf die Antwort – man kann nun überlegt und wohlgeordnet die Ausführungen des Partners widerlegen und zugleich die eigenen ebenso anschaulich entwickeln. Dann hat man eine Weile Ruhe, und dann kommt wieder die Antwort von drüben.

Wie stellt sich nun dieses Verhältnis von Gespräch und Brief in der Zeitschrift dar? Beide erfahren eine Umwandlung, die durch das Wesen der Zeitschrift bedingt ist. Die Zeitschrift ist ein Druckerzeugnis, das ebenfalls nicht mündlich, sondern durch die Schrift spricht. Sie ist somit der Form des Briefes besser gesinnt als dem Gespräch; wenn man besonders noch bedenkt, was eingangs über ihre raumverbindende Fähigkeit gesagt wurde, so erscheint sie geradezu als eine gedruckte Form des Briefes, als öffentlicher Rundbrief. Damit rückt sie aber zugleich von den Eigenschaften des privaten Briefes wieder ab; denn sie kann ja mehrere Auslassungen über dasselbe Thema nebeneinander bringen, gewissermaßen eine Sammlung von Stimmen, die nacheinander, teils einander widersprechend, teils sich bestärkend, auf den Leser einwirken. Sie schließen ihn in einen Kreis ein, in dem er selbst sich äußern muß, wenn auch nur in seinem Innern.

Hier erkennen wir noch ein anderes. Der rechte Brief ist auch soweit einseitig, als er von beiden Partnern nur aus der Feder des einen fließt. Geistig jedoch ist er voll zwei- und vielseitigen inneren Lebens, indem der Schreiber nicht nur seine eigenen Gedanken entwirft, sondern mögliche Einwände, unter deren Anführung oder nur bei unausgesprochener Voraussetzung widerlegt. So wird auch der Brief zu einem inneren Gespräch, das abwechselnd von dem einen oder dem anderen Partner geführt wird, aber stets im Namen und Gedanken beider.

Am Ende dieser Ausführungen ist es uns somit gelungen, die Grenzen für eine wissenschaftliche Brauchbarkeit der Begriffe Gespräch und Brief völlig zu verwischen. Es muß daher noch einmal auf die beiden Urformen zurückgegriffen werden, um von ihnen aus zur gemeinsamen Grenze vorzustoßen.

Die ursprüngliche Form des Briefes in der Publizistik ist eine getreue Nachahmung des tatsächlich dem gegenseitigen schriftlichen Verkehr dienenden persönlichen Privatbriefes. Er ist von einem Verfasser erdacht und durch den Abdruck in der Zeitung und Zeitschrift einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht worden. Ebenso ist das Gespräch in der Publizistik die getreue Nachzeichnung der wirklich stattgefundenen Unterhaltung. Sie nimmt Personen an, die in der direkten Wechselrede stehen, und legt, was das typographische Bild betrifft, einen Vergleich mit dem Manuskript eines Bühnenwerkes nahe. Das Gespräch ist zu allen Zeiten eine beliebte Einkleidungsform gewesen und hat zu mancherlei Sonderformen geführt.

Die Form des Gespräches, das wir heute als Streitgespräch bezeichnen können, soll zuerst gewürdigt werden.

Gestalterische Kräfte haben bereits neue Formen gefunden, in denen sie den kulturpolitischen Willen der nationalsozialistischen Bewegung klarlegen. Im „Bollwerk" veröffentlicht der Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde in Pommern, Paul Eckhardt, seine „Streitgespräche der Gegenwart". Sie ziehen sich als freie Fortsetzung, das heißt unter gedanklicher Anknüpfung an die bereits veröffentlichten, durch mehrere Hefte hindurch. Die Personen sind der „Bürger" und „Hellbrecht". Eckhardt sagt schon durch die Namen das Maßgebliche über den Charakter seiner Personen aus. „Hellbrecht" ist der Kämpfer der neuen Zeit, der unsere und des Verfassers weltanschauliche Haltung vertritt. Er wurzelt im Nationalsozialismus und in den besonderen Gedankengängen, die die NS.-Kulturgemeinde von ihrem Schirmherrn Alfred Rosenberg übernommen hat. Der „Bürger" ist dagegen, und kann es nur sein, der Spießbürger einer vergehenden Epoche. Er ist in einer anderen Zeit aufgewachsen, die in erster Linie Ideale des Geldbeutels verfocht. Aber schließlich ist dieser Spießbürger auch ein Deutscher und hat darum ein kleines Fünkchen für die Ansichten des anderen übrig. Es ist ein bemerkenswerter Zug an Eckhardts Darstellung, daß er nicht in seiner kämpferischen Art kraß schwarz gegen weiß zeichnet. Er geht viel tiefer und entwickelt, nicht ohne Anwendung des Humors, versöhnende Gesichtspunkte, die dem Gespräch einen neuen Antrieb geben. Wie Zahnräder greifen die Äußerungen der beiden Gesprächsgegner ineinander, und wie Zahnräder bewegt auch eines das andere vorwärts.

Im Verlaufe der verschiedenen Hefte zeigt uns Eckhardt die ganze Bedeutung des Streitgespräches. Er führt uns zu seinem Ziel als der Überzeugung des Andersdenkenden zur nationalsozialistischen Auffassung. Aus der kämpferischen Einstellung wächst nicht eine unübersteigbare Kluft zwischen den Gegnern, sondern die gesunde Anschauung siegt zuletzt durch ihre Gründe und durch den überzeugten Geist, mit dem sie vorgetragen wird. Der Verfasser antwortet damit zugleich auf die Frage nach dem Sinn des Gespräches in allen Zeiten und seiner besonderen Stellung im heutigen kulturellen Umbruch. Er mißt ihm eine fruchttragende Bedeutung bei und rechtfertigt damit seine Anwendung auch als Einkleidungsform der Kulturzeitschrift.

Um einen Einblick in die Tiefen der vielen kleinen Anregungen, Widerlegungen, Aufnahmen von Bemerkungen und übrigen Wechselwirkungen zu gewähren, die das Gespräch in unseren Zeitschriften ausmachen, sei es erlaubt, im folgenden mit nur knappen Stichworten in seinen Verlauf einzuführen. Es kann dabei niemals Sinn des Unternehmens sein, die geistigen Grundlagen zu geben, auf denen die Unterredung fußt; lediglich der Gesprächsstil soll erfaßt werden.

Es handelt sich im Beispiel um einen besonderen Fall des Gespräches. Die Unterhaltung ist nicht erdacht, sondern hat tatsächlich stattgefunden und ist zur druckreifen Wiedergabe nur stilistisch überarbeitet worden. Daraus rührt der spürbare Vorteil, daß alles gewollte Schema wegfällt. Eine Hausfrau, eine Schulrätin und eine Studentin unterhalten sich über die „Gestaltung der neuen Frau":

„ . . .

Die Schulrätin: Richtig! . . . Sind wir uns einig, wenn ich, natürlich zugespitzt, sage: . . .

Die Studentin: Ich möchte das nicht so grundsätzlich zugeben, sondern ich möchte sagen: . . .

Die Hausfrau: . . . Aber wie ist es nachher im Leben? Ich behaupte, . . .

Die Schulrätin: Das würde also besagen: . . .

Die Studentin: Ich könnte das sogar zugeben. Aber ist dieser persönliche Gesichtspunkt enscheidend? Ich meine: . . .

Die Hausfrau: . . . Wie und wo soll das geschehen? In welcher Form soll ihr die Wissenschaft vermittelt werden?

Die Schulrätin: Um Ihre Frage zu beantworten, müssen wir unsere Untersuchung noch etwas weiter in die geistigen Voraussetzungen der Frau zurückverlegen: Meinen Sie nicht auch, daß . . .
Die Studentin: Aus eigener Erfahrung kann ich dazu sagen: . . .
. . .
Die Studentin: Aber ich sage ja gar nicht, daß . . .
Die Hausfrau: Sagen wir lieber: . . .
Die Studentin: Drücken wir es vielleicht so aus: . . .
Die Hausfrau: Der Gedanke sagt mir durchaus zu . . .
. . .
Die Hausfrau: Mir scheint auch, . . .
Die Studentin: Sie meinen aber doch auch, daß . . .
Die Schulrätin: Selbstverständlich! . . .
Die Hausfrau: Wir können also wohl abschließend die von uns gewünschte Idealgestalt der neuen Frau so umreißen: . . .
Die Schulrätin: Die der Frau gestellte Hauptaufgabe ist . . .
Die Hausfrau: Daran glaube ich auch: . . .
Die Schulrätin: Das positive Ziel wird also erreicht, . . ."[169])

Der Rhythmus des Gespräches, seine ständige innere Bewegung und Ausdrucksverlagerung wird an diesem Auszug klar. Die angeführte Unterhaltung gehört zu der Gruppe von Gesprächen, in denen das endliche Ziel von allen gleichmäßig, mit artgleichem gebenden und nehmenden Anteil geführt wird. Die vorhin erwähnten „Streitgespräche der Gegenwart" arbeiten jedoch nach einem anderen Plan. Der gebende Teil ist in ihnen hauptsächlich Hellbrecht, der nehmende dagegen der Bürger. Sie stellen mehr ein Erziehungswerk des einen, des Gesprächsführers dar, während in der anderen Gruppe ein untereinander ausgeglichener Aufbau des Ergebnisses stattfindet. In beiden Gruppen ist aber kein Unterschied zwischen dem inneren Ringen der Teilnehmer. Die Schulrätin, die Hausfrau und die Studentin sind gleichermaßen von dem leidenschaftlichen Kampfe um einen neuen Zeitausdruck erfüllt; und auch der Bürger steht nicht abseits vom Schauplatz der Gegenwart, er ist nicht passiv - sondern er und Hellbrecht ergänzen sich gegenseitig in ihrem Ringen. Am Ende fällt es schwer, dem größeren inneren Wege, den der eine sich abgerungen, oder der streitbaren Führung, die der andere geleistet hat, die tiefere Anerkennung auszusprechen.

Das belebende Mittel des Gespräches wird auch zuweilen in sonst rein erzählenden Artikeln angewandt. „Volkstum und Heimat" streut in einem Aufsatz über „Echte und falsche Biedermeierei" vom Oktober 1936 gegen Ende des Artikels ein paar Absätze direkte Rede ein. Über 2½ Spalten erzählendem Text steht nur etwas mehr als ½ Spalte Gesprächsanteil gegenüber. Diese Anwendung des Gespräches bildet eine Erweiterung des Themas, bringt aber keine neuen Grundgesetze der Behandlung mit sich.

Einen anderen Boden betreten wir bereits, wenn wir uns der „Zwiesprache mit unseren Lesern" zuwenden, die die „Rheinischen Blätter" zu Weihnachten 1934 halten. Zwiesprache ist hier nicht mehr das Zweigespräch, in dem sich wirklich zwei Personen gegenüberstehen; schon die Betrachtung der beiden Partner regt einen Zweifel an, denn auf der einen Seite läßt sich zwar die Zeitschrift durch eine einzige Person, etwa den Schriftleiter, vertreten, niemals aber kann das mit der Vielheit „unserer Leser" geschehen - der Begriff der „Zwiesprache" ist also schon in seinem grammatischen Objekt widerlegt. Tatsächlich ist der Beitrag auch nicht als ein Mehrgespräch, sondern als ein Monolog der Zeitschrift gehalten. Die Bezeichnung als „Zwiesprache" ist lediglich ein psychologisches Mittel, um eine nähere Verbindung zwischen dem Schreiber und den Lesern zu schaffen.

Grundsätzlich ist mit der Entfernung von der eingekleideten Form des Mehrgesprächs aber eine Wandlung in der Redeform überhaupt gegeben. Das Beispiel

kennzeichnet die Loslösung eines einzelnen Teiles aus dem Gespräch, nämlich der Äußerungen des einen Partners aus dem Gesamtrahmen und ihre Verselbständigung zum Monolog. Dieser wird aber in das Gefüge des Gespräches wieder hineingestellt, wenn eine Entgegnung in derselben oder einer anderen Zeitschrift daraufhin erscheint. Der Unterschied liegt also darin, daß im ursprünglichen Gespräch die einzelnen Personen wie Handpuppen von dem einen Verfasser bewegt und in seinem Sinne, nach seinem Willen und Bilde geleitet wurden. Jetzt wird der Verfasser gewissermaßen vom Spielleiter selbst zur handelnden Person, indem er nicht mehr den ganzen Plan und seine Ausführung lenkt, sondern selbst nur noch eine Stimme führt, auf die ein anderer in anderem Sinne erwidert. Er steht nicht mehr über dem Gespräch, sondern mitten darin.

Diese Entwicklung hat zwei Folgen. Einmal wird im Verlaufe der sich nun über weitere Zeiträume erstreckenden Wechselrede nicht mehr der einheitlich gestaltende Wille unmittelbar spürbar; denn auch der Herausgeber oder Schriftleiter kann nur die einzelnen Stimmen auswählen und einordnen, er kann aber die ausgesprochenen Gedanken selbst nicht verändern. Zum andern erhält diese Form des Gespräches eine unerhörte Lebensnähe, da ja jeder Schreiber voll und ganz hinter seiner Meinung steht und nicht nur ein Verfasser, der umsichtig seinen Standpunkt von Erwiderung zu Erwiderung ändern muß, um die Vielseitigkeit des geformten Gespräches zu wahren.

Während das zuerst behandelte Mehrgespräch eine ersonnene Form war, ein künstliches Gebilde also, wächst die andere Art von Heft zu Heft aus dem stets fließenden Leben. Sie ist von Natur aus organisch und echt, läßt sich aber von vornherein in ihrem Ablauf nicht übersehen; dadurch hat sie stets die Gefahr in sich, abzugleiten und auszulaufen. Die Aufgabe des Schriftleiters ist hier, diese Möglichkeit zu unterbinden.

Beide Gesprächsformen ergänzen einander. Sie schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern dienen beide – sowohl in der überschauenden und ordnenden Form als auch in der schöpferisch-bildenden – dem gleichen Ziele. Vorwärtsdrängen und Festigen sind keine Gegensätze im kulturellen Umbruch; ihr Zusammenwirken sichert vielmehr erst den endgültigen Erfolg.

Das Gespräch trägt zur Belebung der publizistischen Form und zur „Erhaltung der geistigen Schlagfertigkeit und Kampfkraft" bei. Westecker denkt bei diesen Worten wohl an beide Formen des Streitgespräches, stellt aber als Forderung unserer Zeit die eigengestalterische, erobernde in den Vordergrund. Später wird die zusammenfassende und überschauende Art vielleicht zu gleichem Rechte gelangen.[170])

> „Wer Streitgesprächen aus dem Wege geht, wer sich also nicht stellt, ist eine unkämpferische Natur und also zu kulturpolitischen Aufgaben überhaupt unfähig. – Wir brauchen das kulturpolitische Gespräch auf einer großen Linie. . . . Streitgespräche als Geisteskämpfe entsprechen aber einem tiefen deutschen Bedürfnis. Wenn sie heute noch kaum möglich sind, so werden sie doch zu dem Bild und dem Stil der deutschen Kulturpolitik gehören, wie er sich in den deutschen Zeitschriften und Zeitungen in den nächsten zehn Jahren ausprägen wird."

Grundsätzlich können wir zwei Arten des schöpferischen Streitgespräches unterscheiden:

1. die Entgegnung,
2. die Aussprache.

Die Entgegnung ist ein Zwiegespräch, das oft nur auf den einmaligen Wechsel von Rede und Gegenrede beschränkt ist. Die Aussprache umfaßt dagegen nicht nur zwei, sondern mehrere Stimmen zu dem gleichen Thema, die entweder gesammelt nebeneinander stehen oder sich durch mehrere Hefte hindurch folgen können. Sie ist in der Regel auch an die gleiche Zeitschrift gebunden, während die Entgegnung sehr oft zwischen zwei verschiedenen Blättern geführt wird.

Innerhalb der Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde trägt die „Musik" des öfteren Redestreite mit anderen Organen aus. So erscheint im November 1934 eine „Anmerkung zu einem Geburtstagsaufsatz" einer großen Berliner Zeitung, der „eine Lanze für Schönberg" brach. Auch gegen die „Völkische Kultur" nimmt die „Musik" einmal Stellung. Im Juli 1934 hatte Hans Pfitzner in der „Musik" einen „Rechtfertigungsbrief" veröffentlicht, auf den in der „Völkischen Kultur" Conrad Wandrey und Werner Egk antworteten. Auf diese Entgegnung ergreift nun die „Musik" im Februar 1935 ihrerseits das Wort zu einer Erwiderung, die die Folgerungen aus dem Beitrag der „Völkischen Kultur" zieht. So wird die Abwehr des fremden Angriffes im eigentlichen Sinne zur Verteidigung der eigenen Meinung. Die Anfänge zu einem „Gespräch von Zeitschrift zu Zeitschrift" sind hier deutlich gegeben.[171])

Auch in „Niedersachsen" finden wir ein ähnliches Beispiel; es handelt sich um „Eine Antwort auf die ‚Abendpost' in Chikago" vom April 1935. Die Entgegnung kann also auch auf Artikel in Tageszeitungen erfolgen. Sie ist meist vom gleichen Verfasser geschrieben wie der vorangegangene Aufsatz; daß Ausnahmen zutreffen, beweist der vorhergehende Fall aus der „Musik".

Auch in der eigenen Zeitschrift können Entgegnungen Platz finden. Die „Musik" schreibt im Februar 1935 unter der Überschrift „Zur Frage: Opernübersetzung" aus der Feder von Heinrich Creuzburg:

> „Der Aufsatz ‚Opernübersetzungen' von Georg C. Lempert im Januarheft der ‚Musik' geht am Prinzip vorbei und kann in Einzelpunkten nicht unwidersprochen bleiben . . ."

Damit ist der Grund gelegt für die weiter ausgebaute Aussprache. Auch hier soll uns die „Musik", die ihre Spalten so oft für rege geistige Auseinandersetzungen öffnet, das erste Beispiel geben. Im Januar 1935 veröffentlicht sie einen „Beitrag zur Reform der Opernkunst" mit der Forderung nach „Neuer Anonymität" von Walter Abendroth. Die Schriftleitung leitet den Artikel folgendermaßen ein:

> „Die allerdings aus einem begrenzten Sehwinkel erhobene Forderung trifft so prachtvoll ein Problem unserer Zeit, daß eine anschließende Diskussion geboten erscheint, aus der hoffentlich brauchbare Ergebnisse hervorgehen."

Zu Abendroths Ausführungen, in denen er selbst schon auf das Echo, das sie finden werden, hinweist, äußern sich eine Reihe von Männern, die mit ihren eigenen Worten hier angeführt sein sollen:

1. Paul Schmitz, Generalmusikdirektor der Städt. Theater Leipzig: „Die Ausführungen des Herrn Walter Abendroth finden absolut meinen Beifall . . ."
2. Georg Vollerthun, Professor an der Staatlichen Hochschule für Musik, Berlin: „Den restlos überzeugenden Ausführungen Walter Abendroths . . . möchte ich als Schaffender einige Ergänzungen geben."
3. Dr. Peter Raabe, Generalmusikdirektor der Stadt Aachen: „Der Vorschlag ist wohl nicht ernst gemeint? . . . dagegen müßte dann mit allem Nachdruck Einspruch erhoben werden."
4. Fritz Zaun, Generalmusikdirektor des Kölner Opernhauses: „Die Darlegungen des Herrn Abendroth sind mir ganz aus dem Herzen geschrieben."
5. Rudolf Wagner-Régeny, Komponist: „Zu dem Aufsatz . . . ist klärend zu bemerken: . . ." (und dann folgen ein Ja und ein Nein).

Im folgenden Heft stellt die Schriftleitung fest, daß der „temperamentvolle Artikel" Abendroths „die musikalische Öffentlichkeit in gegensätzlichem ‚Für' und ‚Wider'" beschäftigt. Sie schließt dann die „Diskussion vorläufig mit der grundsätzlichen Stellungnahme von Generalmusikdirektor Karl Böhm-Dresden und einer nicht minder anregenden Äußerung von Elly Ney ab".

Das Wesentliche an dieser Aussprache der „Musik" ist, daß die verschiedenen Stellungnahmen im gleichen Hefte wie der grundlegende Artikel beginnen und nur

über zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Hefte verbreitet sind und daß als Verfasser ausnahmslos führende Männer im deutschen Musikleben zeichnen. Bei der angeschnittenen Frage ist auch von vornherein geboten, daß sich eine maßgebliche Äußerung dazu nur auf ernste Sachkunde stützen kann.

Von einer anderen Seite geht der „Deutsche Kulturwart" an das Unternehmen der Aussprache heran. Im April 1937 erscheint ein Beitrag von Franz Graefe über das Problem des Auftragsschaffens in der Kunst. Während das Thema, das sich die „Musik" gestellt hatte, praktische Erfahrungen voraussetzte, macht sich der Gegenstand des „Deutschen Kulturwartes" weitgehend frei davon und wendet sich an den gesamten Leserkreis um Stellungnahme. Es bleibt selbstverständlich nicht aus, daß auch die Erfahrung durch besondere Persönlichkeiten zu Worte kommt.

Die zur Aussprache führenden Gedanken Graefes leitet der Herausgeber und Schriftleiter Josef Buchhorn wie folgt ein:

> „Die temperamentvollen Ausführungen Franz Graefes werden zweifelsohne unsere Leser und Freunde interessieren, wenn auch gegenteilige Meinung in manchem dadurch sicherlich wachgerufen wird. Sie soll hier, wie diese Ausführungen, eine Heimstatt finden, weil nur im Gedankenaustausch darüber Klärung gefunden und Klarheit erzielt wird . . ."

Buchhorn schließt an diese allgemeine Einführung sogleich eine Bemerkung, die sich mit dem Gegenstand bereits auseinandersetzt. Damit nimmt die Zeitschrift, im Gegensatz zur „Musik", schon in der Einleitung die erste Stellungnahme voraus, gibt jedoch keineswegs den Ton an, die Richtschnur, die für die kommende Aussprache verpflichtend ist. Buchhorn versucht lediglich gleich zu Beginn eine Uferlosigkeit zu verhindern, indem er seine eigenen Gedanken mit an die Spitze stellt. Daß er nicht sklavisch nachgebetet wird, beweisen die folgenden Zuschriften besser als jede Beteuerung.

Das Aprilheft bildet so mit dem Beitrag Graefes und der Einführung des Herausgebers die Grundlage zur Aussprache. Das nächste Heft bringt noch keine Stellungnahme; erst im Juni treffen wir die ersten Stimmen an. Buchhorn leitet auch sie ganz kurz ein und gibt dann Walter von Molo und dem Verfasser der vorliegenden Arbeit das Wort. Darauf führt er noch eine Stimme an, die nicht unmittelbar an die Schriftleitung des „Kulturwartes" gerichtet war, sondern vielmehr in Anlehnung und unter Darlegung der Graefeschen Gedanken in einer anderen Zeitschrift erstand. Kurt O. Fr. Metzner nimmt als Herausgeber im „Deutschen Schriftsteller" vom Mai 1937 ausführlich zum Thema Stellung. Der „Deutsche Kulturwart" übernimmt nun seinerseits wieder die Ausführungen Metzners in die eigenen Spalten und bereichert so den Kreis der Aussprache; das einzige Beispiel, in dem sich eine Aussprache wörtlich auf Ausführungen eines fremden Organes stützt und sie in ihre Stellungnahmen mit einbezieht. Es handelt sich dabei nicht um die Vertretung einer gegensätzlichen Anschauung, sondern um eine Unterstreichung der Gedanken Buchhorns und Graefes, die Metzner aus einem Grunde fließen sieht, nämlich aus der völkischen Bindung. Man muß Metzner als einen Mann vom Fach bezeichnen; als Künstler bleibt Molo aber auch im weiteren Verlaufe allein. Der Herausgeber mag das von Anbeginn an vorausgesehen und darum auch Worte eines Mannes der Vergangenheit, Beethovens, angeführt haben. Diese geschichtlichen Aussprüche oder Niederschriften gehören selbstverständlich nicht in den engsten Kreis der Betrachtungen über das Thema des Auftrages, da sie in einer anderen Zeit entstanden sind. Sie runden aber das Bild der Aussprache in einem Maße ab, wie es die zeitgenössischen Zuschriften allein nicht vermocht hätten. Buchhorn stellt diese Beiträge auch in einen spürbaren Abstand von den übrigen, unmittelbaren Stellungnahmen; aber man fühlt die innere Verbindung doch bestehen.

Im Juli knüpft dann Heinz Schlötermann wieder an das Thema an. Buchhorn leitet auch diesen Beitrag persönlich mit ein paar Worten ein; er wahrt dadurch

stets die Verbindung mit dem grundlegenden Beitrag und schließt alle Artikel der Aussprache zu einer Einheit zusammen.

Im August setzt der Kreis wieder aus, und der September bringt endlich die abschließende Zusammenfassung und Ordnung aller Beiträge durch den Urheber der Aussprache und Verfasser des grundlegenden Aufsatzes, Franz Graefe. Dieser stellt noch einmal den Inhalt seines zum Teil mißverstandenen ersten Beitrages klar und geht dann daran, die einzelnen Zuschriften in verschiedenen Punkten, die seinen Ausführungen entgegenstehen, sachlich zurückzuweisen. Zum Schluß faßt er das Ergebnis der Aussprache zusammen, läßt sich dabei begreiflicherweise aber maßgeblich von seinen eigenen Gedanken leiten und stellt nur Übereinstimmungen mit den übrigen Zuschriften fest.

Buchhorns Geschick in den Fragen der Schriftleitung zeigt sich darin, daß er nicht die Aussprache durch wahllos aneinandergereihte Beiträge laufen läßt, sondern daß er die wechselvollen Meinungen am Schlusse zu einem Ergebnis bündelt. Er vermeidet dabei ein buntes, aber haltloses Mosaik, indem er nicht nachträglich einen goldenen Mittelweg zu konstruieren versucht, sondern die bestimmende Linie, die der Anfang gab, deutlich herausarbeitet - ja, er tut das nicht einmal selbst, sondern überläßt es dem Anreger, um so die überschauende Abschlußbetrachtung gewissermaßen geläutert zum Anfang zurückkehren zu lassen. Es tritt uns nicht ein Gemisch aller geäußerten Meinungen entgegen, sondern die grundlegende Anschauung ist im Feuer des Streitgespräches geglüht, gehärtet und veredelt worden und wird in ritterlicher Weise nicht vom Herausgeber, sondern eben vom ersten Kämpfer nochmals vorgetragen.

Dieses Beispiel einer Aussprache steht in seiner Geschlossenheit allein in den behandelten Zeitschriften. Es finden sich aber überall Anfänge zu Auseinandersetzungen, wenn sie auch nicht immer bis ins Letzte durchgeführt sind. Sehr weit geht noch „Volkstum und Heimat". Diese Zeitschrift gibt im Juni 1937 unter „Berichte und Meinungen" einen „Austausch von Erfahrungen und Meinungen über Theorie und Praxis der Kulturarbeit außerhalb der Städte". Die eigene Bedeutung erhält das Unternehmen dadurch, daß die vier Verfasser nicht aufgefordert wurden, gerade dieses bestimmte Thema zu bearbeiten, über das sie wirklich geschrieben haben; sie waren der Schriftleitung vielmehr „entweder persönlich oder durch ähnliche schriftliche Meinungsäußerungen bereits bekannt". So war einmal klar, daß sie als Praktiker auch wirklich dem Wunsche, nach der Feder zu greifen, nachkommen würden; zum anderen konnte aber auch, trotzdem jeder schrieb, worüber er Lust hatte, eine gedankliche „Einstimmigkeit vermutet" werden. Wenn schon dieses eine Heft eine Aussprache „oder besser: Unterhaltung" darstellt, so regt die Schriftleitung doch noch weitere Stellungnahmen aus dem Leserkreise an:

> „Wer eine andere Meinung hat, mag sich zu Worte melden . . . So wünschen wir, daß . . . diese Aufsatzreihe ihre Fortsetzung finden kann."

Ähnlich verfährt auch "Niedersachsen", wenn es im Mai 1936 mehrere Beiträge über die „Daseinsberechtigung des Plattdeutschen" zusammenstellt, die als Einsendungen an die Schriftleitung „mit zur Klärung" des Themas beitragen sollen. Auch die „Rheinischen Blätter" versuchen im Juliheft 1933 einen Aufsatz über den „nordischen Gehalt in der deutschen Kunst" als „grundsätzliche Ausführungen zur Aussprache" zu stellen. An diesem Punkte muß noch einmal auf die Form der Entgegnung zurückgegriffen werden. Im September 1936 druckt „Kunst und Volk" eine „Zuschrift und Antwort" ab, der folgender Sachverhalt zugrunde liegt. Hans Wühr hatte in der Zeitschrift einige Betrachtungen altdeutscher Kunst veröffentlicht, in denen er den deutschen Kern im christlichen Gewande nachwies. Bei der Behandlung von Inhalt und Form hat unsere Darstellung diese Aufsätze schon beachtet. Wührs Standpunkt fand selbstverständlich im Leserkreise Widerspruch, und so blieb es auch nicht aus, daß eines Tages die Zuschrift eines Lehrers an die Schriftleitung kam. Sie war in persönlicher Anrede gehalten, und Hans Wühr antwortete ebenso

persönlich an den Absender. Beide Ausführungen wurden aber von der Zeitschrift abgedruckt und dem gesamten Leserkreis zugänglich gemacht; denn in der Zuschrift wurden „Fragen und Grundsätze berührt, die in unserer Zeit größte Beachtung finden", und aus der Antwort wird „das Gerüst eines neuen, unserer Zeit gemäßen Kunsterlebens sichtbar". Die Zeitschrift hebt so das Streitgespräch zwischen Wühr und einem Leser aus der persönlichen Bindung heraus und verleiht ihm einen grundsätzlichen Charakter, wobei zugleich die Personen nun nicht mehr Einzelpersönlichkeiten sind, sondern typenhafte Vertreter ihres Standpunktes.

Soweit sind die beiden Beiträge noch ganz im Rahmen der Entgegnung gehalten, wie wir sie bereits kennengelernt haben. Das Neue aber ist, daß wir es hier mit Briefen zu tun haben. Die Zuschrift ist ein ganz gewöhnlicher Brief, der mit der Post zur Schriftleitung kam und als nichts weiter als ein Brief gedacht war. An diesem Beispiel wird vielleicht am besten deutlich, wie eng Brief und Gespräch verwandt sind. Sie bilden im vorliegenden Falle nur die mündliche und schriftliche Form derselben Äußerung, nämlich des Redestreites. Weil aber ihre Ausprägung im mündlichen und schriftlichen Verkehr in der Folge zu unterschiedlichen Ausdrucksformen führen mußte, die zu Beginn des Abschnittes schon angegeben wurden, ist sowohl der Brief als eigentlich schriftliche Form als auch das Gespräch in seiner Bedeutung als Einkleidungsform in die Zeitschrift eingegangen.

Die Trennung beider Formen ist deshalb noch erschwert, weil die Briefform als reine Schriftform mit Anrede und Unterschrift aufgefaßt wird, als äußeres Kennzeichen also, das Gespräch aber vielmehr in seiner inneren Bedeutung des Meinungsaustausches, wobei die äußere Einkleidung erst in zweiter Linie berücksichtigt wird. Denn eine geistige Auseinandersetzung in der Zeitschrift kann sehr wohl in Briefform geschehen; andererseits muß nicht jeder äußerlich als solcher gekennzeichnete Brief Träger eines Meinungsstreites sein. Das wird im folgenden Abschnitt über den B r i e f noch klarer.

Als Ergänzung der obengenannten „Zuschrift und Antwort" aus „Kunst und Volk" seien noch zwei Beispiele angeführt. Im April 1935 druckt das „Bollwerk" den Brief eines Lesers ab, der zu einem Aufsatz des Januarheftes „Wandlung eines Kunstwerks" Stellung nimmt; zugleich bringt die Zeitschrift auch die Antwort des angegriffenen Verfassers Gerhard Peters. Bezeichnend für diese Form der Auseinandersetzung zwischen Zeitschrift und Leser ist, daß Zuschrift und Rechtfertigung stets unmittelbar nebeneinander im gleichen Hefte stehen, da sonst der Zusammenhang zerstört wird, das heißt: die Rechtfertigung nicht die gleiche Schlagkraft besitzt wie in nächster Nachbarschaft. Das gilt auch für einen Fall aus dem „Schwabenland": „Ein Brief an die Schriftleitung und seine Folgen", der im Januar/Februar-Heft 1935 erschien. Hier ist die Zuschrift wohl noch in der ursprünglichen Briefform gehalten, die Antwort entfernt sich jedoch davon und wird zur allgemeinen Bemerkung der Zeitschrift. Das liegt vielleicht mit daran, daß in den bisherigen Fällen der Verfasser der Entgegnung stets der persönlich angegriffene Mitarbeiter war, im letzten Beispiel jedoch die Zeitschrift als Gesamterscheinung antwortet. Es handelt sich hier auch nicht um einen ausgesprochenen Angriff, sondern mehr um aufbauende Kritik, die auch ihre praktischen Auswirkungen in den nächsten Heften aufweist. Diese „Folgen" werden auch in der anschließenden Betrachtung dargelegt.

Eine enge Verbindung mit dem Streitgespräch in seiner gehaltlichen Bedeutung weist der „offene Brief" auf. Auch in seiner Verwendung ist die „Musik" führend. Im Oktober 1934 bringt sie in der Sparte „Hier spricht die Hitler-Jugend" einen Artikel „Musik in Gefahr!", der folgenden Untertitel und Briefkopf aufweist:

> „Offener Brief an Dr. Gerhard Tischer,
> Herausgeber der ‚Deutschen Musikzeitung'.
> Von Wolfgang Stumme, Musikreferent der Reichsjugendführung.
> Eine Erwiderung auf den ‚SOS'-Leitartikel in der Juli-Ausgabe der ‚Deutschen Musikzeitung'.

Sehr geehrter Herr Dr. Tischer!
— — — —"

Und noch ein zweites Beispiel: Auf einen Aufsatz Herbert Gerigks, des jetzigen Hauptschriftleiters der „Musik", zum 10. Todestag Busonis im Augustheft 1936 der Zeitschrift antwortet der Sohn des Künstlers im Dezemberheft des gleichen Organes.

„Um das Erbe Busonis.
Offener Brief an Herrn Herbert Gerigk-Danzig . . .
Sehr geehrter Herr Gerigk!
— — — —"

Der Brief ist sogar datiert und unterzeichnet:

„Berlin, 31. Oktober 1936. Benvenuto Busoni."

Gerigk läßt in seiner Antwort die Form des „offenen Briefes" unberücksichtigt; denn durch sie hätte Busonis Sohn den Zeitschriftenaufsatz zu einem öffentlichen kulturpolitischen Streitfall aufgebauscht, in dem die nationalsozialistische Kunstauffassung von einem Abseitsstehenden vor ein Forum zitiert worden wäre. Gerigk widerlegt Busoni; er widerlegt ihn stichhaltig - aber in Ablehnung der von Busoni angegebenen plakatierenden Form wahrt er die Überlegenheit und Autorität der von der „Musik" vertretenen Kunstanschauung. Im Dezember 1936 veröffentlicht er „Neue Bemerkungen über Busoni", aus denen „an Stelle einer Erwiderung" vielmehr „eine erweiterte Stellungnahme zu Busoni" geworden ist.

Nun soll der Brief unter Lösung vom Streitgespräch als eigene publizistische Einkleidungsform gewürdigt werden. Er wendet sich in der Kulturzeitschrift stets an die gesamte Leserschaft. Zwar beschränkt er sich in seiner Anrede nicht selten auf eine bestimmte Gruppe, eine besondere Schicht oder auch gar auf eine einzelne Person; hinter dem Angeredeten steht aber der weite Kreis aller Leser.

Im folgenden wird ein Überblick über die Anredeformen und die in ihnen liegenden Begrenzungen gegeben.

a) Zu den angesprochenen Gruppen können zählen:
1. die Bewohner einer bestimmten Landschaft:
„Brief an das Saarvolk";
2. Volksgruppen in einem bestimmten Staat oder Erdteil:
„Liebe Landsleute in Amerika!";
3. die Auslandsdeutschen in aller Welt:
„Liebe deutsche Volksgenossen im Ausland".

Die Gruppen erhalten eine gewisse Einschränkung dadurch, daß praktisch niemals alle Angeredeten erfaßt werden können, sondern nur die, denen die Zeitschrift zugänglich ist. Die angeführten Briefe der Gruppe 2 und 3 finden sich in der besonderen Sparte „Die Niedersachsen-Brücke" der Zeitschrift „Niedersachsen", die der Verbindung mit dem Auslandsdeutschtum dient, und erhalten durch diese Kennzeichnung noch einen verstärkten Anredecharakter an die erfaßte Gruppe.

b) Einzelpersonen können folgende Gemeinschaften vertreten:
1. die Jugend:
„Briefe des ‚Mannes vom Morgenstern'",
„Mein lieber, junger Freund";
2. die Frauen und Mütter:
„Helfer des Christkindes",
„Liebe mütterliche Freundin!";
3. das politische Soldatentum:
„Die Arbeit des Kampfbundes für deutsche Kultur und seiner Rheinischen Blätter",
„Kampfgefährte";

4. die Natur- und Sportfreunde:
   „Der Lawinenhang. Ein Brief",
   „Liebe Gertraut";
5. das Auslandsdeutschtum:
   „Blut und Boden. Brief über Kindheit an einen Auslandsdeutschen.",
   „Lieber Freund!";
6. das Reichsdeutschtum:
   „Saarschicksal? - Brief an einen Innerdeutschen.";
7. das ganze Volk:
   aa) im offenen Brief:
       „Heinz Steguweit: An Jules Romain. Ein Brief.";
   bb) im allgemeinen Aufsatz, der, ohne Brief zu sein, den Leser anredet:
       „Hermann Stahl: Almosen, Spende, Opfer.",
       „Freund, wir wollen uns einmal mit diesen drei Worten beschäftigen ...
       Sag nicht, es seien Werktagsworte . . .
       Du, es sind nämlich Worte, die stehen über Werktag und Sonntag ..."

In der Erwähnung des Auslandsdeutschtums in beiden Abteilungen wird deutlich, daß zwischen der Anrede einer Gnmeinschaft und der einer Einzelperson keine Unterschiede der erfaßten Kreise sind; beide stellen nur zwei journalistische Formen dar, die den gleichen Sinn haben, und von denen eine nur den Teil als Vertreter für das Ganze setzt.

Die Form des Briefes wird verschieden gewahrt. Auf der einen Seite stehen geradezu wörtliche Nachahmungen:

1. „Köln, den 27. November 1933.
   Lieber Freund!
   — — —
   In alter Freundschaft grüßt Dich
   Dein Karl Herwagen."
2. „Liebe Gertraut,
   — — —
   . . . herzlich Dein Alfred Müller-Hennig."

Dabei nennt der Verfasser als Mitarbeiter der Zeitschrift und als Schreiber des Briefes den gleichen Namen. In der „Niedersachsen-Brücke" zeichnet mitunter „In volksdeutscher Treue / Die Forschungsstelle ‚Niedersachsen im Ausland'".

Ein Zusammenhang läßt besonders noch den gegenwärtigen Wert des Briefes erkennen. Die briefliche Einkleidungsform bemüht sich heute überall, aus dem privaten Klang des „Du" und „Sie" immer mehr zur Gemeinschaft des „Wir" vorzustoßen. Sie nähert sich in ihren Grenzfällen bereits der Form der Rede, von der unverkennbare Einflüsse herkommen.

Abschließend müssen noch die übrigen Verwendungsmöglichkeiten des Briefes aufgezeigt werden. Als Einkleidungsform tritt er auch in den sogenannten Kunstbriefen auf, Berichten aus allerlei Städten des Reiches und der Landschaften, in denen meist ständige Mitarbeiter tätig sind. „Niedersachsen" bringt zu wiederholten Malen den „Bremer -" und den „Oldenburger Brief", die sich mit Theater und den übrigen Künsten, aber auch mit heimatkundlichen Themen beschäftigen. Die „Rheinischen Blätter" veröffentlichen im Juni 1935 einmalig einen „Brief aus Koblenz", der sich unter der Sparte „Zellen kultureller Wiedergeburt am Rhein" mit der Arbeit der NS.-Kulturgemeinde befaßt. Die Königsberger Bühnen behandelt der „Ostdeutsche Theaterbrief" des „Jungen Osten", der in seinem Titel auf die Nennung einer einzigen Stadt verzichtet; er ist seinem Wesen nach mehr als Sparte zu werten. Ähnlich sind auch die „Bücherbriefe aus der Kurmark" im „Deutschen Kulturwart" gestaltet. Gemeinsam ist allen diesen Briefen, daß sie die Bezeichnung nur übertragen führen. Brief heißt hier soviel wie Bericht. Die Be-

zeichnung reicht bis in die Anfänge des deutschen Zeitschriftenwesens hinein, da der Brief als wichtige Nachrichtenquelle mit an erster Stelle stand. Die Kunst- und Bücherbriefe gehören ihrem Wesen nach am ehesten in den Besprechungsteil; mit der engeren Form des Briefes als persönlicher Anrede haben sie nichts mehr gemein. Sie sind in den weitaus meisten Fällen als gewöhnliche Artikel geschrieben; nur der „Bremer Brief" aus der Märznummer 1935 der Zeitschrift „Niedersachsen" weist noch mit einem Wort auf die ursprüngliche Form hin:

„Darf ich zu Beginn meines Briefes einen Jubilar vorstellen?"

Die Betrachtungen über Streitgespräch und Brief haben uns so gezeigt, daß in diesen journalistischen Formen die Forderungen an den Darstellungsstil der Zeitschrift erfüllt werden. Insbesondere zeugen alle in dieser Art eingekleideten Beiträge von starker politischer Stoßkraft. Streitgespräch und Aussprache müssen diese Eigenschaften notwendigerweise verlangen, um überzeugen zu können. Daneben spüren wir aber auch, zumal in den Zuschriften aus dem Leserkreise, den Drang nach Volkstümlichkeit. Wenn zugleich auch Dichter als Verfasser von Briefen zeichnen, ist außerdem noch Gediegenheit gewährleistet. Brief und Gespräch ordnen sich so in unseren Gedankenkreis ein.

Ein weiteres sprachliches Mittel, das die gestellten Forderungen verwirklichen hilft, ist die Satire. Sie findet sich in zwei Formen innerhalb der deutschen Kulturzeitschrift, als lächelnder und versöhnlicher Humor, aber auch als streitbarer, beißender Spott.

Der Humor nimmt dieselben stofflichen Gegenstände und zu einem großen Teil auch die gleichen publizistischen Formen in Anspruch wie die ernsthafte Darstellung. Seine besondere Stellung ergibt sich lediglich aus dem lachenden Unterton seiner Betrachtungsweise, der sich über den Gegenstand lustig macht. Die „Musik" widmet dem Humor einen Teil ihres Februarheftes 1937, den sie unter das Thema „Karnevalistische Musikbetrachtung" stellt. Hier kennzeichnet sie den Charakter der humorvollen Darstellung:

„Einmal im Jahr treiben die Menschen Mummenschanz. Sie steigen ins Narrengewand und nehmen Masken an, damit sie, einer für den anderen unkenntlich, im Spiel ernst werden können. Wenn der Humor und der derbe Spaß regieren, dann kann es auch uns niemand verwehren, die Dinge einmal von der heiteren Seite zu sehen, die wir sonst gewichtig, um nicht zu sagen mit tierischem Ernst abhandeln müssen."

In diesem Faschingsheft erscheinen nun alle publizistischen Formen im heiteren Licht. Auch das Gespräch neigt sich auf die Seite des Lustspielhaften, wenn Personen der Vergangenheit sich über Errungenschaften und Geschehnisse der Gegenwart unterhalten. Die Unbeholfenheit, mit der sie unserer Zeit gegenüberstehen, birgt mancherlei humorvolle Augenblicke in sich, zugleich findet sich darin aber auch die tiefste Bedeutung deutschen Humors, der stets einen Zug ins Tragische aufweist. Er deckt unter Lachen Schäden auf, und man glaubt ihm dabei stets mehr als der ernsten Darstellung.

Die Menschen spotten aber nicht nur im Fasching; Humor findet sich in der deutschen Welt, wo immer man nur steht. Er hat über die bereits vorhandenen Formen der Publizistik hinaus neue geschaffen, die schon durch ihre Benennung den humorvollen Charakter verraten. Die Anekdote nimmt dabei den ersten Rang ein. Es lassen sich in ihrer Gattung wirkliche Geschehnisse, sagenhafte Begebenheiten mit landschaftlicher Gebundenheit und frei erfundene, dichterische Einfälle unterscheiden.

Die wirklichen Geschehnisse knüpfen sich zumeist an bestimmte Persönlichkeiten oder einzelne Stände. Sie werden daher überwiegend von den fachlichen Zeitschriften gepflegt; Spohr, Reger, Gigli, die Orchestermitglieder oder auch ganz allgemein die Musiker werden in einer Reihe von Anekdoten der „Musik" genannt. Das gleiche Unternehmen leistet für die bildenden Künstler „Kunst und Volk",

wenigstens in ihrem ersten Jahrgang, der unter dem Namen „Die Völkische Kunst" erschien. „Ich lese" schließt sich mit den Dichtern an.

Die landschaftlich gebundenen Begebenheiten, die oft aus einem sagenhaften Kern entstanden sind oder alte Überlieferungen näher ausspinnen, finden wir hauptsächlich in den Gauorganen, wie es nicht anders zu erwarten ist. Sie werden oft mit den landschaftlichen Namen, wie Döntjes in Niedersachsen, belegt und sind in vielen Fällen in Mundart geschrieben.

Die Anekdoten unser zeitgenössischen oder auch früheren Dichter sind über alle Zeitschriften gleichmäßig verstreut. Sie nehmen jedoch zahlenmäßig keinen breiten Raum ein, da die deutsche Kulturzeitschrift sich mehr der ernsten Erörterung der Probleme zuwendet.

Viel eher bedient sie sich dagegen des Spottes in seiner gegenwärtig häufig gebrauchten Form der Glosse. Während Humor im Grunde versöhnlich ist, zeigt sich uns die Glosse als ausgesprochene Kampfwaffe wider kulturpolitische Gegner. Ihre Macht hat Dr. Goebbels in vielen Äußerungen bekannt, und seine Leitaufsätze im „Angriff" setzen seine Anschauungen in die Tat um. Hans Schwarz van Berk schreibt dazu:

> „Hohn ist eine tödliche Waffe. Lächerlichkeit untergräbt jede Macht."[172])

Ein hervorragender Vertreter der kulturpolitischen Glosse ist der jetzige Hauptschriftleiter der „Musik", Herbert Gerigk. Bereits im Oktober 1934 tritt er mit einer glänzenden Zeitglosse über das dritte internationale Musikfest in Venedig hervor. „Musikfestdämmerung" ist sie treffend genannt. Ihre einzelnen Abschnitte weisen folgende Überschriften auf:

1. „Kultur und Fremdenwerbung",
2. „Totentanz der Gestrigen",
3. „Talentlose Neutöner",
4. „Kein Musikfest ohne Milhaud",
5. „Der Emigrant Hermann Scherchen",
6 „Schluß mit solchen Musikfesten".

Die gleiche Linie verfolgt er auch im November 1935 mit seinem Artikel „Von Rauschebärten, vom ADMV. und von deutscher Musikpolitik". Darin führt er unter anderem aus:

> „Heinz Steguweit hat ein prächtiges Wort geprägt: ‚Es gibt Leute, die das, was sie vierzig Jahre lang falsch gemacht haben, ihre Erfahrung nennen.' Er hat sicher nicht an die Wortführer des ADMV. gedacht, denn solange sind sie ja auch noch nicht dabei. Aber es ist immerhin belustigend, wie sich ältere Herren, die bisher keinerlei klare Linie in ihrer Musikpolitik verrieten, plötzlich als eine Art Gralshüter der deutschen Kunst fühlen. Niemand hat sie in diese Rolle berufen, sie sind einfach in selbst erteiltem Auftrag da."

In weitem Maße dient auch die Sparte „Unsere Meinung" innerhalb der „Musik" als Pflegestätte der Glosse. Ein paar Überschriften kennzeichnen auch hier die Einstellung:

1. „Karnevalspassion in Berlin?",
2. „Wie lange noch Mozart à la Levi?",
3. „Das metaphysische Ohr",
4. „Herr Ohlekopf schreibt einen Leitartikel",
5. „Volkslied und Alkohol",
6. „Der Happy-end-Bazillus in der Oper".

Es fällt daran auf, daß die „Musik" die Überschriften ihrer Glossen zuweilen als Fragen gestaltet. Diese Tatsache gründet sich darauf, daß es sich meist um Artikel handelt, die sich auf bestimmte Vorfälle im deutschen oder ausländischen Kulturleben stützen und diese Vorfälle dann satirisch beleuchten.

Daneben findet sich häufig die Erscheinung, daß die Überschrift zugleich den Beginn des ersten Satzes im Artikel bildet:

1. „Ein Mann namens Bahle
hat im Jahre IV der nationalsozialistischen Revolution die Stirn, Hans Pfitzners Gedankengänge über den musikalischen Schaffensprozeß anzugreifen . . ."
2. „Drei kleine Negerlein
musizieren stumm auf der Titelseite der neu erschienenen Zeitschrift ‚Die Volksmusik', . . ."

Schließlich findet sich als dritte Form noch die Verbindung der Spartenüberschrift mit dem Beitragstitel:

„Unsere Meinung
Über eine willkürliche Mozartbearbeitung".

Die Glosse erschöpft sich aber nicht nur in der Satire. Lachen löst; es befreit neue aufbauende Kräfte. Die Waffe des Spottes schließt gleichzeitig auch den Willen zu positivem Schöpfertum in sich. Aus der Satire kommt die „Musik" zum Beispiel zum praktischen Ratschlag, der gerade durch die Glosse seine Unterlage und Berechtigung erhält:

„Also, Herr Doflein, merken Sie sich das, lassen Sie sich raten und ziehen Sie sich bescheiden wieder zurück!"[173])

Das „Schwabenland" beschäftigt sich im Februar 1937 mit einer verlegerischen Neuerscheinung, die sich bei der Behandlung von Franken und der Bayerischen Ostmark tolle geographische Schnitzer leistet. Es heißt dort:

„Den Spaß zu weit getrieben, verschnupft leicht. Deshalb wollen wir doch die Verfasser ähnlicher Werke bitten, sich in Zukunft eine Landkarte anzuschaffen, in jeder Buchhandlung sind solche billig zu haben."

Weiter läßt sich eine Satire unter Zuhilfenahme einfachster Mittel sicher nicht mehr treiben.

Auch die „Monatshefte für Mecklenburg" können sich bei passender Gelegenheit recht deutlich ausdrücken. Friedrich Griese sagt in einer Buchbesprechung etwa:

„Der Verfasser hält es also für möglich, seine eigenen Ausführungen und diejenigen Lauffers mit einem ‚dazu paßt' zu verbinden. Freilich paßt das, aber wie die Faust aufs Auge."

Es sollte damit gezeigt werden, daß in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde nicht Spott um des Spottes willen, sondern als Mittel zu neuem Aufbau da ist. So nennt auch „Volkstum und Heimat" seine Glossenecke „Aufbau durch Aussprache", und die „Westmark" leitet eine Reihe satirischer Bemerkungen mit einem Aufsatz „Mut zur Auseinandersetzung" ein.

„Wir brauchen noch einmal die Ecke, in der man unrichtige und unschöne Dinge angreift."[174])

Bei den letzten Beiträgen wird schon deutlich geworden sein, daß sich auch von der Glosse wieder Fäden zur Aussprache, zur Entgegnung, zum Streitgespräch überhaupt ziehen. Satire, oder genauer: Glosse und Streitgespräch sind ihrer Bestimmung nach eng verwandt und können sich in ihren publizistischen Formen überdecken. Eine Wirkungssteigerung ist dabei möglich; hochgradig wirksame Streitgespräche haben sogar in den meisten Fällen Glossencharakter.

In der Tageszeitung hat sich die Glosse heute weitgehend in den Leitaufsatz vorgearbeitet; es sei nochmals auf den „Angriff" verwiesen. Der Leitaufsatz der deutschen Kulturzeitschrift ist dagegen ernst und abhandelnd. Er kennt wohl die Form des Aufrufs an den Leser, niemals aber die Glosse; das liegt im Wesen der Kultur=

zeitschrift, in dem der deutschen aber besonders. Unter diesen Gesichtspunkten ist eine Erscheinung aufschlußreich. Es wurde vorhin schon die Sparte „Aufbau durch Aussprache" in „Volkstum und Heimat" angeführt. Verfolgen wir sie einmal weiter, so stoßen wir im März 1937 auf einen Beitrag „Hier saß Stephan Lochner!". Auf einer anschaulichen Zeichnung wird des Künstlers politische Stellung im Leben seiner Heimatstadt Köln klar, denn die alten Meister waren zugleich Handwerker und damit fest in der ständischen und politischen Ordnung ihrer Stadt verwurzelt. Die bildliche Darstellung verfolgt aber außer dieser Aufgabe der historischen Veranschaulichung „noch einen anderen Zweck, der nicht ohne weiteres vermutet werden kann. Sie erteilt der Gegenwart und ihrem Künstlertum eine sehr drastische Lehre." Weil diese Lehre aber eben „drastisch" ist, ergibt sich von selbst, daß auch ihre Darstellung in diesem Sinne „drastisch", das heißt satirisch und glossenhaft wird. Ein besonderer Kunstgriff des Verfassers besteht darin, daß er nicht die Schilderung der geschichtlichen Zustände selbst mit dem Spott gegen das Heute erfüllt, sondern daß er zwischen den Zug der vergangenen, ehrbaren Ereignisse seine scharfen Streiche setzt, daß die Satire erst in der eingeklammerten Bemerkung sichtbar wird.

> „. . . auf dem sechsten Ratsessel von links . . . hat als Vertreter seiner Zunft der Maler (oder ‚Kunstmaler', wie man heute bezeichnenderweise sagt) Stephan Lochner gesessen! Welch eine Verbundenheit dieses Künstlers mit der Gemeinschaft seiner Berufsgenossen (einschließlich der ‚Anstreicher', wie man heute bezeichnenderweise sagt) und dem öffentlichen und politischen Leben seiner Stadt hat dieser Ratsherr und Maler Lochner damit bewiesen!"

Was aber in dieser Klammer steht, kann geballter und knapper, aber auch eindringlicher nicht gesagt werden. Die wörtliche Wiederholung des zweitrangigen Nebensatzes: „wie man heute bezeichnenderweise sagt" trifft die inhaltliche Leere einer entarteten Sezessionsgesellschaft aufs Haar. So stark die Anklage auch ist, die in den Worten liegt, die Satire ist noch schärfer und erfüllt das Urteil, noch ehe es gesprochen ist; denn sie tötet, wie Dr. Goebbels sagt. Und damit schafft sie Platz für eine neue Forderung, die aus der Geschichte fließt: wo früher die Einordnung in die Gemeinschaft natürliche und selbstverständliche Pflicht war, muß auch die Gegenwart diese Bindung wieder freiwillig anerkennen.

„Freiwillige Bindung - das ist es, worauf es heute ankommt." Wo liegt aber der tiefere Sinn dieser Glosse? Er liegt darin, daß in diesem Beitrag in die Form der Glosse ein Inhalt gegossen ist, den wir sonst im Leitartikel anzutreffen gewohnt sind. Dadurch wird am Inhalt nichts geändert; jedoch die Form wird vom Leitaufsatz zur Randbemerkung bagatellisiert. Und in der Kulturpolitik kommt es oft auf die Form an, in der man etwas sagt.

Eine andere Aufgabe hat sich „Ich lese" zum Olympia 1936 gestellt. Bisher haben wir die Glosse als publizistische Form betrachtet; jetzt aber tritt sie uns als literarische Gattung entgegen. Damit hängt zusammen, daß von vornherein der Stoff festgelegt ist - es sind „Sport-Glossen" - und daß dieser Stoff dichterisch gestaltet wird, aber mit politisch-satirischen Ausblicken. Die Zeitschrift bringt sie auch nicht als laufende, in eine Sparte gedrängte Erscheinung, sondern als für das Gebiet des Sportes vorhandene, für andere Gebiete jedoch fehlende Gattung der Dichtung. Sie werden nicht als Glossen zusammengestellt, sondern als formverwandte Arbeiten über das Thema des Sportes.

Dennoch müssen sie hier erwähnt werden, weil sie mit dazu beitragen, die Zeitschrift zu aktivieren, ihr Stoßkraft und Volkstümlichkeit zugleich zu verleihen.

Der volkstümliche Charakter unserer deutschen Zeitschriften beruht zu einem großen Teil auf dem häufigen Gebrauch der M u n d a r t. In allen Sparten hat sie Eingang gefunden: im Gedicht, in der Erzählung und sogar in der Abhandlung. Natürlich richtet sich die Häufigkeit ihrer Verwendung zum maßgeblichen Teil nach

der Lebendigkeit der Mundart in der betreffenden Landschaft. „Niedersachsen" weist von den allgemein kulturellen Zeitschriften den größten Anteil an mundartlichen Beiträgen auf, weil das Plattdeutsche die tägliche Umgangssprache der niederdeutschen Stämme ist. Die folgenden Zahlen geben einen Überblick über seine Anwendung.

	1934	1935	1936	
1. Hochdeutsch	128	86	107	Beiträge
2. Plattdeutsch	9	12	8	„
3. Plattdeutsche Einstreuungen	8	11	6	„

Dazu kommt noch ein Beitrag mit Einstreuungen Berliner Mundart, einer mit dem seemännischen Gemisch von Platt und Englisch und zwei in niederländischer Sprache.

Wesentlich günstiger lautet das Verhältnis noch in der saarpfälzischen Zeitschrift „Unsere Heimat", die jedoch stofflich auf das Gebiet von Volkstum und Heimat beschränkt ist:

	1. Jahrg.: 1935/36	2. Jahrg. 1936/37
1. Hochdeutsch	115	82
2. Mundart	41	20
3. Mundartliche Einstreuungen	8	3

Die Untersuchung des 2. Jahrganges mußte mit dem Juniheft 1937 abgebrochen werden. Die Zahl der mundartlichen Beiträge umfaßt sowohl saarländisch-pfälzische als auch auslandsdeutsche, etwa Pennsylvania-pfälzische oder Batschka-pfälzische Mundarten. Auffallend ist gegenüber „Niedersachsen" die geringe Anzahl gemischter Beiträge, die einen hochdeutschen Rahmen besitzen, aber mundartliche Einstreuungen aufweisen.

Über den Wert der Mundart ist bereits auf Seite 13 ff. genügend gesagt worden. An dieser Stelle steht ihre Erwähnung als Beweis für die Volkstümlichkeit der behandelten Zeitschriften. Wo die Mundart lebendig ist, kann man durch sie viel mehr sagen und auch schreiben, viel herzlicher und tiefer als durch die hochdeutsche Umgangssprache.

„Plattdeutsch heißt für mich: schlicht und einfach."[175])
„Wo klingst du leiflich, plattdütsch' Red',
Kein' Sprak geiht so an't Hart as du . . ."[176])

Und aus Schwaben tönt es nicht anders:

„Ein Schwabe wird doch schwäbeln dürfen.
E Spatz des isch koi Distelfink
Ond doch e Musikant.
Soll jeder pfeife, wie-n-rs ka',
Nau stimmts in Stadt und Land."[177])

Die Themen, die in der Mundart behandelt werden, sind äußerst mannigfaltig. Sie haben aber alle eins gemein: sie stehen stets in besonders engem Zusammenhang mit den Menschen der Landschaft und ihrem Leben. Der Übersicht halber sind die verschiedenen Themen hier geordnet aufgeführt.

1. Die Heimat. Hochdeutsch ist eine Verständigungssprache aller deutschen Stämme; die Mundart aber ist immer an den einzelnen Stamm gebunden. Sie wächst aus der Landschaft, ist verbunden mit dem heimatlichen Boden und seinem Himmel darüber - was läge näher als das Erlebnis dieser Heimat zuerst in der Mundart zu gestalten!

2. Das Überlieferungsgut. Angedeutet wurde schon die reiche Spruchweisheit unserer Stämme. Dazu kommen allerlei Standessprüche; auch Sagen und Volksmärchen treffen wir häufig an.

3. Leben und Ewigkeit. Der deutsche Mensch hat den Hang zum Grübeln, zum Denken und Forschen; er macht sich über alles Gedanken: über sich selbst, den Tod und die Ewigkeit. Der einfache Mann spricht, wie er denkt – er denkt aber auch, wie er spricht: nämlich in der Mundart. Darum müssen seine tiefsten Gedanken am ehesten mundartlich ausgedrückt sein, denn in ihnen löst er sich am weitesten von allem Äußerlichen und deckt sein Inneres auf.

4. Die Familie. Das häusliche Leben spielt sich ganz unter dem Gebrauch der Mundart ab; es ist daher nicht verwunderlich, wenn unter den Mundartbeiträgen in den Kulturzeitschriften auch häufig dieser Kreis behandelt wird.

5. Das tägliche Leben. Auch außerhalb der Familie ist der tägliche Umgang reich an Begegnungen, in denen immer die Mundart herrscht. Knecht und Bauer bei der Arbeit oder die Fischer hoch draußen auf dem Meere sind solche Themen. Das tägliche Tun der Mädchen und Frauen findet gleichfalls seine Würdigung.

6. Die Liebe. Was von Herzen kommt, macht keine Umwege, auch in der Sprache nicht. Darum haben wir so viele Liebeslieder aus alter und neuer Zeit, die lustig und nachdenklich in frischer Mundart plaudern.

7. Das eigene Erlebnis. Erlebnisse wollen erzählt sein, ob sie nun lustig oder ernst sind. Sie drängen unmittelbar zur Mitteilung und packen uns in der Erzählung wieder so, daß wir unwillkürlich die Hemmungen des Hochdeutschen beiseite lassen und der Mundart ihr Recht einräumen.

8. Der Feierabend. Erst nach der Arbeit weicht die Spannung vom Menschen, und dann gibt er sich so, wie er wirklich ist. Er erzählt Schnurren und „Döntjes"; er preist die List und Schläue des einfachen Bauern, der gelehrte Leute hinters Licht führt, er gibt aber in all seinen lustigen Erzählungen auch seine Erkenntnis mit, die er gesammelt hat. Die „Monatshefte für Mecklenburg" richten in diesem Sinne eine Sparte „Fierawend" ein, in der „wertvolle plattdeutsche Erzählungen und Gedichte" stehen sollen.[178])

Mundartliche Beiträge haben aber, mögen sie auch die verschiedensten Themen behandeln, in ihrem Wesen immer eines gemein: sie geben allesamt Geschehnisse, die unmittelbar gesprochen werden können und dadurch den Gebrauch der Mundart erst rechtfertigen. Was diese Behauptung heißt, soll gleich erklärt werden.

1. Mundartliche Beiträge können unmittelbare Anrede sein. Sie sprechen zum einzelnen Menschen und durch ihn zur Gesamtheit, indem sie die Du-Form gebrauchen. Wo nicht der ganze Beitrag die Anredeform aufweist, tun es doch wenigstens einige Stellen.

2. Mundartbeiträge können auch ausdrückliche Erzählung des Verfassers sein. Sie sind dann in der Ich-Form geschrieben und sprechen nicht selten in ihren eigenen Worten von der Rede oder dem Gespräch.

„Un ick fööl, wur leew de Herrgott
sine Ogen bi mi hett; . . .
Ick fang an, mit emm to schnacken,
wat mi lang up'n Harten sitt . . ."[179])

3. Mundartliche Beiträge bringen zuweilen auch innerhalb ihrer Schilderung wörtliche Aussprüche der darin auftretenden Personen. Nicht nur laute Worte, auch Flüstern drückt sich in der Mundart aus. Und sogar Gedanken können sich nicht von ihr lösen. Ein Schäferjunge jammert über seine schwere Arbeit, bis ihm zuletzt der rettende Gedanke kommt:

„Das Leba isch m'r z'saur!
Als Schäfer hab me geschonda gnua,
Jaz gan i zo de Maur'r!"[180])

Auch die dichterische Möglichkeit, daß die Natur sprechen kann, und zwar in der Mundart sprechen kann, wird verwertet.

4. Nicht nur die geschilderten Personen können im Mundartbeitrag ihre Gedanken ausdrücken, auch der Dichter selbst äußert sich in seiner Darstellung auf einmal in wörtlicher Rede. Ein Beispiel gibt uns Hermann Claudius in „De Ole":

„Seh ick den Olen sitten
ant Water bi den Steen.
De Sünn geit sachen ünner.
Wo weer dat wunnerschön!"[181])

5. Die letzte Möglichkeit, in der die bisherigen noch dazu enthalten sein können, ist die Liedhaftigkeit des Mundartbeitrages. Er ist in singbaren Strophen geschrieben, die ihre Melodie entweder ungeschrieben, aber stark in sich bergen oder denen eine eigene Weise schon beigegeben ist. Besonders gern wird der Kehrreim angewandt, der ja ein Kennzeichen des Volksliedes ist.

Die Beispiele mögen nun bewiesen haben, daß die Mundartbeiträge wirklich unmittelbar gesprochen werden können. Sie haben eine innere Kraft, ein Streben, nicht nur mit den Augen gelesen, sondern auch laut gesprochen zu werden. Sie haben noch in weitem Maße die ursprüngliche Verbindung zum lebendigen Klang des Wortes, so daß sie nie abstrakt-objektiv werden können, sondern in sinnlicher Lebensnähe immer nach dem Munde verlangen, der sie sprechen will und spricht.

Die äußeren Kennzeichen dieser Eigenschaft, die punktweise aufgezeigt wurden, sind die handwerklichen Mittel, das Streben zum gesprochenen Wort auszudrücken.

In diesem Zusammenhang gewinnt die Volkstümlichkeit der Mundartbeiträge ein neues Licht, das beachtet werden will. Volkstümlichkeit ist aber nicht ihre einzige Eigenschaft. Sie sind in vielen Fällen zugleich auch von gediegenem Wert. Das beweisen einmal die Verfasser, das kündet zum anderen aber auch die zitierte Ankündigung der Sparte „Fierawend" in den „Monatsheften für Mecklenburg", die ihre Arbeiten ausdrücklich „wertvoll" nennt.

An Verfassern, die mit ruhigem Gewissen als Dichter bezeichnet werden können, ist bereits Hermann Claudius aufgefallen. Zu ihm gesellen sich unter vielen anderen noch Karl Baumbauer in der „Westmark" und die drei Träger des Literaturpreises der Provinz Hannover von 1936: Moritz Jahn, Alma Rogge und Wilhelm Scharrelmann, die hauptsächlich in „Niedersachsen" schreiben.

Neben den ursprünglichen Möglichkeiten, die die deutsche Sprache in Mundart und Humor und in ihren verschiedenen Gattungen aufweist, gibt es noch eine Reihe von Hilfsmitteln, denen eine mehr praktische, fast technische Bedeutung zukommt. Es sind dies die Anführung von Beispielen, Quellen und Hinweisen und der Gebrauch bildlicher Darstellungen.

Das Beispiel tritt als Mittel zur Veranschaulichung und als Beleg oder Beweis auf.

„Beispiele, Hinweise, Folgerungen sollen nur dem Verständnis dienen."[182])
Es hilft also mit, die Forderungen nach Volkstümlichkeit und Wissenschaftlichkeit zu verwirklichen. Doch auch der Quell politischer Stoßkraft kann darin liegen. Als Dr. Goebbels seinen Kampf um Berlin begann, sah er eine Aussicht auf Erfolg nur darin, daß er allgemeine Gedanken in eine besondere Form faßte.

„Das Allgemeine wurde persönlich."[183])
Denn er sprach nicht vom Judentum als vagem Begriff oder von der Gerechtigkeit der Republik als einer ausgebliebenen Hoffnung. Dr. Goebbels sprach von „Isidor". Damit traf er beide aufs Haupt.

Diese Kampfweise hat sich auch die deutsche Kulturzeitschrift angeeignet. Sie nennt nicht Begriffe, die sie ohne Blut läßt. Sie füllt sie aus, aber nicht mit Worten, sondern mit Namen und den Männern, die hinter ihnen stehen. Nicht „der Held" ist ihnen das Zielbild; sondern „Siegfried, Dietrich von Bern, Beowulf, Walther, König Rother" werden unmittelbar dahinter genannt.[184])

Im Rahmen des Einzelartikels vermag das Beispiel zu Behauptungen zu führen oder sie nachträglich zu stützen; es kann aber auch durch Analogieschluß eine bestimmte Meinung auf andere Gegenstände ausdehnen. Zu diesen schematisch gezeichneten Möglichkeiten kurz ein paar Beispiele.

a) Der Beleg:

1. „Als schwäbisches Beispiel sei . . . ausgewählt."
2. „Zu dieser Art des Verfassers, sich seiner Aufgabe zu entledigen, mag noch ein drittes Beispiel angeführt werden."
3. „An einer Reihe von Beispielen wurde die staatsbildende Kraft der Sachsen . . . deutlich gemacht."
4. „Wir wollen versuchen, an Hand eines konkreten, aus der Praxis entstandenen Beispiels dieses zu erhellen."

b) Die Erweiterung des Gültigkeitsbereiches:

„Das Beispiel der Gefäße läßt sich mit Leichtigkeit auf viele andere Gebiete, z. B. Tapete und Flächenschmuck, Möbel aller Art, Gegenstände der Glaserzeugung, alle Arten von Webereien u. a. übertragen."

Zu der Gruppe der Belege zählen auch alle die Aufsätze, die Originaltexte anführen.

Nicht viel anders steht es mit den vergleichenden Betrachtungen, die von der „Musik" über die Bearbeitung der Mozartschen Operntexte durch Hermann Roth und von den „Bausteinen zum deutschen Nationaltheater" über die Shakespeareübersetzungen von Hans Rothe angestellt werden. Im letzten Fall wird die Ablehnung der Neuübersetzung durch Gegenüberstellung von englischem Originaltext, der Schlegelschen und der Rotheschen Übersetzung begründet.

Auch zur Rettung Mozarts vor jüdischen und schlechten Übersetzern seiner Opern stützen sich die „Bausteine" im Oktober 1936 auf ausführliche Beispiele.

Schließlich kann aber nicht nur der einzelne Aufsatz sich des Beispiels bedienen; er kann auch selbst als Beispiel aufgefaßt sein.

Die guten Vorbilder überwiegen in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde bei weitem. Fast überall, wo ein Aufsatz als Beispielsgut aufgefaßt ist, handelt es sich um ein Muster und eine Anspornung zu gleichem Tun.

Beispiele gibt es nicht nur als Ansatzpunkte für eine kommende Entwicklung, sie ragen auch aus der Vergangenheit mehr oder weniger gut erhalten in unsere Zeit herüber. Im Juni 1935 behandelt „Volk und Scholle" Maria Einsiedel bei Gernsheim als „ein Beispiel der Spätgotik" und weist daran das Typische jener Epoche nach.

Eine besondere Erscheinung bilden abhandelnde Aufsätze, denen als Beispiele eigene Beiträge beigegeben sind. Es handelt sich dabei meist um Gedichte oder doch dichterische Arbeiten. Sie können entweder vor oder auch nach den grundsätzlichen Ausführungen stehen, entweder mit oder ohne ausdrücklichen Hinweis auf ihre Eigenschaft als Beispiel.

1. „Deutscher Kulturwart" vom September 1936:
   a) Hans Jenkner: „Georg Vollerthun. Schicksal und Werk."
   b) „Alt geworden". Ein Lied von Georg Vollerthun.
2. „Niedersachsen" vom Oktober 1934:
   a) Reinecke-Altenau: „Heimot". In oberharzischer Mundart.
   b) Reinecke-Altenau: „Über die Herkunft der oberharzischen Mundart".

Auffallend ist hieran, daß das Beispiel vor der Abhandlung steht und daß beide vom selben Verfasser geschrieben sind.

3. „Der Oberschlesier" vom Januar 1935:
   a) Alfons Hayduk: „Der heimatliche Lyriker Richard Schiedel."

Dieser Aufsatz enthält die Worte: „Die nachfolgenden Gedichtproben mögen das hier Gesagte erhärten . . ."

b) Sechs Gedichte von Richard Schiedel.

Hier ist also der ausdrückliche Hinweis vorhanden.

Beispiel und Gegenbeispiel ergänzen einander immer; das gilt im Leben, das gilt auch für die deutsche Kulturzeitschrift. Wenn vorhin das gute Vorbild als überwiegend betont wurde, so ist doch das abschreckende Beispiel imstande, das Erstrebenswerte noch stärker herauszustellen. Es findet demnach seine Anwendung auch vornehmlich als Beleg innerhalb eines Beitrages, der mehrere Beispiele nebeneinander zeigen und so durch Gegensätzlichkeit wirken kann.

„Einige Beispiele aus meinem Sammelkasten, in dem Gutes und Böses nebeneinander liegen, mögen zeigen, wie stark . . . die schöpferische Kraft in Zeiten hochstehender Kultur bei unserem Handwerk gewesen ist."[146])

Die „bösen" Beispiele zeigen demgegenüber die Schwächen des kulturellen Niederganges und bestärken den Willen zum Aufstieg. Anders ist es im Beitrag, der in seiner Ganzheit selbst Beispiel ist. Er kann, wie schon gesagt, nur ein Beispiel bringen, und das muß gut sein. (Von der Glosse, die auch weniger als Beispiel in unserem Sinne bezeichnet werden kann, muß abgesehen werden.) Es ist nur noch möglich, daß ein Gegenstand, ein Fall in seiner Wandlung vom Schlechten zum Guten gezeigt wird und sich auf diese Weise zwei Beispiele in einem verbergen. „Volkstum und Heimat" geht diesen Weg anläßlich eines Artikels über die Neugestaltung des Marienburger Marktplatzes. Die Zeitschrift enthält zwei Aufnahmen des alten und des neuen Bauzustandes und weist auch im Text auf den augenfälligen Vergleich hin.[185])

Die Hinweise auf Schrifttum und Quellen können kurz gestreift werden, da sie im Bereiche der Kulturzeitschrift nichts wesentlich Neues bringen. Sie treten in zwei Formen auf: als Schrifttumsnachweis zu Beginn oder am Schluß eines Aufsatzes und als Anmerkung in Gestalt einer Fußnote.

Die Anmerkung wird hauptsächlich von vorwiegend wissenschaftlich arbeitenden Zeitschriften gebraucht. Sehr gute Beispiele gibt der „Oberschlesier". Auch das „Schwabenland" und die Beilage „Völkische Wissenschaft" in der „Westmark" gebrauchen die Form der Anmerkung häufig.

Schrifttumshinweise finden sich in verschiedenstem Umfang. Eine „Vorläufige Mitteilung über die geolog. Bearbeitung der Reichsautobahn München-Ulm" führt unter „benützter Literatur" nur zwei Titel auf.[186]) Joachim Schröder: „Die Deutung der vulkanischen Vorgänge im Nördlinger Ries" gibt dagegen ein „Schrifttum" über 20 Buch- und Aufsatztitel und 12 Kartenblätter an.[187]) Noch weiter geht der „Deutsche Kulturwart", der in den drei Heften vom Juli/August und November-Dezember 1935 und vom März 1936 in der „Kurmärkischen Bibliographie" eine „Übersicht über das wesentliche dichterische Schaffen des Gaues Kurmark" bietet. Die Aufstellung beginnt zeitlich mit dem Minnesang des 13. Jahrhunderts und umfaßt sowohl Dichter, die in der Kurmark geboren sind, als auch andere, die den Gau nur zum Schauplatz ihrer Werke gemacht haben. Die Barbeiterin ist Marga Heyne.

Anmerkungen und Literaturnachweise dienen vorzugsweise zur Unterstützung der Wissenschaftlichkeit. Sie können aber auch zur volkstümlichen Gestaltung beitragen. Im Aprilheft 1937 des „Oberschlesiers" sagt der Verfasser eines Aufsatzes über unsere „Waldvögel" von einem in der Anmerkung erwähnten Buche:

„In feinen, lebenstreuen bunten Bildern sind die Vögel abgebildet. Die Bände sind im Taschenformat und bequem auf Wanderungen mitzunehmen."

Einen maßgeblichen Anteil an der Ausgestaltung der heutigen deutschen Kulturzeitschrift trägt die Wiedergabe bildlicher Darstellungen. Sie umfaßt das Foto – als Originalaufnahme und als Reproduktion anderstofflicher Werke –,

die Kartenskizze, Notenschrift, Faksimile und mit Vorbehalt die Zahlentabelle. Die verbreitetste Wiedergabeform ist zweifellos das Foto. Im „Deutschen Kulturwart" umfaßt das bildliche Beiwerk im 1. Jahrgang $^{1}/_{50}$, im 2. $^{1}/_{6}$ und im 3. $^{1}/_{8}$ des Gesamtumfanges der Bände. Daran kann man seine Bedeutung leicht ermessen. Ungezählt sind ja auch seine Vorteile. Wenn sie hier kurz zusammengestellt werden, so gelten die Betrachtungen lediglich für die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde; Dinge, die darüber hinaus liegen, können nicht mehr mit einbezogen werden.

Das Foto ist zunächst einmal Originalaufnahme und ist dazu berufen, Sachverhalte, die sich mit Worten nur schwer und ungenau erläutern lassen, durch eine einzige Aufnahme zu klären. Es macht den Gegenstand anschaulich und wirkt somit in wissenschaftlicher und volkstümlicher Weise zugleich.

Besonderen Wert erhält jede Aufnahme durch ihre Herkunft. Ihre Zuverlässigkeit wird dadurch erhärtet. Im Dezember 1936 bringt zum Beispiel „Unsere Heimat" zu ihrem Aufsatz über das germanische Radsymbol mehrere Abbildungen, die aus folgenden wissenschaftlichen Instituten stammen:

1. Mannheimer Altertumsverein, Mannheim,
2. Archäologisches Institut des Deutschen Reiches - Römisch-Germanische Kommission - Frankfurt am Main,
3. Historisches Museum der Pfalz, Speyer am Rhein,
4. Theodor-Zink-Museum (Volkskundemuseum der Pfalz), Kaiserslautern.

Im Vorgeschichts-Heft des „Deutschen Kulturwartes" vom März 1936 sind eine Reihe der Abbildungen aus der Modellwerkstatt und dem Bildarchiv des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte genommen.

Die Aufgaben, die früher Stahl- und Kupferstich als Reproduktionsverfahren gestellt waren, erfüllt heute ebenfalls die Fotografie. Sie bringt dabei einen unschätzbaren Vorteil mit sich. Alle Stichverfahren arbeiten mit Tiefdruck und geben dadurch ein stark verfälschtes Bild, das meist viel zu weich und tonig anmutet. Die fotografische Herstellung des Druckstockes ermöglicht jedoch die Anwendung des Hochdruckverfahrens, das diese Fehler bis zu einem gewissen Grade vermeidet. Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde lehnen es in Anerkennung dieser Tatsache ab, in ihren Bildwiedergaben den Kupfertiefdruck zu verwenden, der ähnlich wie der Kupferstich arbeitet.

Das Problem bei der Wiedergabe von Kunstwerken im Druck besteht darin, möglichste Werktreue in Stofflichkeit und Größe zu wahren. Man sieht gleich von Anbeginn, welchen Schwierigkeiten diese Forderung begegnen wird. Trotzdem muß die „Handwerksferne" vermieden werden. Hans Hell hat sich im Dezemberheft 1935 der „Völkischen Kunst" über dieses Thema ausgelassen und den Versuch der Zeitschrift gewürdigt, wenigstens die natürlichen Größenverhältnisse soweit wie möglich zu wahren.

> „Eine verkleinerte Abbildung des Dürerschen Ritters verfälscht die Zeichnung der Einzelheiten wie die Haltung des Ganzen hoffnungslos . . . Die Strichstärke des graphischen Blattes gehört zu seinen wesentlichen Eigenschaften. Die Verkleinerung des Holzschnittes verwischt den Unterschied zum Kupferstich."

An anderer Stelle sagt derselbe Verfasser noch viel schärfer:

> „Die großartigsten Dinge verlieren in der ungenügenden und verfälschenden Abbildung für den, dem sie eine erste Anschauung vermitteln sollen, jeden Wert."[6])

„Kunst und Volk" hat sich zur Wahrung der rechten Größe folgenden Behelf ausgedacht, der sich bis jetzt gut bewährt hat. Eine Abbildung in verkleinertem Maßstabe gibt das besprochene Bild in seinem ganzen Umfang; daneben jedoch zeigt ein Ausschnitt in natürlicher Größe die richtigen Verhältnisse und Wirkungen wenigstens an einem Teil des Ganzen. Ein anderer Ausweg war auch nicht möglich, da durch das gegebene Format der Zeitschrift feste Grenzen gesetzt sind; und selbst wenn es veränderlich wäre, könnte man niemals eine Monumentalplastik von der Höhe

mehrerer Meter in ihrer ganzen Größe abbilden. Hier liegen Trennungsgräben, die nicht übersprungen werden können. Schon im Eingangskapitel wurde darauf hingewiesen.

Die Frage nach der stofflich echten Wiedergabe kann nur teilweise gelöst werden. Plastiken und Ölbilder lassen sich nicht in Zeitschriften einheften; aber eine gute Aufnahme kann schon weitgehend ihre Werte vermitteln. Anders liegt es bei den graphischen Künsten, die ja auch mit dem einfachen Blatt Papier arbeiten. Durch Einheften besonderer Seiten, die dem Werkpapier für Holzschnitte oder Radierungen ähneln, kann man weitgehende Stofftreue wahren. „Kunst und Volk" ist hierbei führend. Grenzen werden jedoch immer bleiben, die durch die Umständlichkeit und Verteuerung der Herstellung noch gefestigt werden.

Dennoch, trotz all dieser Schwierigkeiten ist das Bild aus der heutigen Zeitschrift nicht mehr wegzudenken, weil es eine gewaltige erzieherische Aufgabe löst. Daher sind einzelne Zeitschriften dazu übergegangen, neben besonderen Kunstdruckseiten auch auf dem gewöhnlichen Buchdruckpapier Abbildungen unterzubringen. Vor allem der „Deutsche Kulturwart" hat darin schon befriedigende Ergebnisse erreicht.

Das gegenwärtige Foto hat schon einen so überzeugenden Ausdruck gewonnen, daß es auch ohne beschreibenden Text eines zugehörigen Aufsatzes wiedergegeben wird. Oft genug finden wir bebilderte Beiträge, in denen jedoch mit keinem Wort auf die Aufnahmen verwiesen wird. Werner Rittich gibt im Januarheft 1935 der „Völkischen Kunst" mit seinen Ausführungen „Heros in Stein und Bronze" lediglich die gedanklichen Grundlagen für die Verherrlichung des Heldentums durch die Kunst. Ohne Erwähnung oder gar Beschreibung stehen dabei als Abbildungen:

1. Otto Placzek: „Erwachen" (Mann),
2. Karl Trumpf: „Junger Metallarbeiter",
3. Hermann Hosäus: „Figur vom Kriegerehrenmal der Stadt Harburg an der Elbe",
4. Fritz Klimsch: „Die Tapferkeit",
5. Theodor Kärner: „ϟϟ=Mann".

Die Darstellungen wirken auch im Bilde noch ohne Hilfe des Wortes. Sie können sich sogar ganz vom Beitrag befreien und eigene Themen behandeln, die im Rahmen des Heftes liegen. Darüber wird bei Betrachtung des Einzelheftes noch die Rede sein.

In gleicher Weise wie das Foto dienen auch die übrigen bildlichen Darstellungen in der Zeitschrift den Forderungen nach Volkstümlichkeit und Wissenschaftlichkeit. Notenbeilagen machen nicht nur in der „Musik" das Gesicht der fachlich bestimmten Zeitschrift aus; sie kommen auch in den meisten Gauorganen vor. Ihnen obliegt es, als Beispiele zu den Aufsätzen des Heftes die Belege zu liefern; dazu sind sie meist innerhalb des Textes angeführt. Sie haben aber auch eine große Aufgabe, wenn sie in den Dienst der neuerwachenden Hausmusik gestellt werden. Besonders Lieder, und die hauptsächlich zur Weihnachtszeit, dienen diesem Zwecke. Die „Westmark" weist auf ihre erste Beilage dieser Art im Dezember 1933 durch ihre „Mitteilungen der Schriftleitung" besonders hin.

Noch umfänglicher als das Auftreten der Notenbeilagen ist die Verwendung zeichnerischer Darstellungen. Es sind dabei nicht Illustrationen figürlicher Art gemeint, sondern Kartenskizzen, Übersichtstafeln, Grundriß= und Modellzeichnungen. In Abstand gehören auch die zugrunde liegenden Zahlentabellen hierher, die durch die graphische Darstellung ja nur weiter ausgeführt sind. Die Ausgestaltung von Kartendarstellungen etwa kann in den Einzelheiten so weit gehen, daß die Beilage der Zeitschrift durch nichts mehr von einer handelsüblichen Landkarte unterschieden werden kann, nur daß sie noch durch besondere Einzeichnungen vervollkommnet ist. Eine solche Übersichtskarte im Maßstab 1:400 000 mit einem „vorgeschichtlichen,

astronomischen Liniennetz am Oberrhein" gibt die „Westmark" im Juniheft 1934 als Beilage.

Eine letzte Möglichkeit der bildlichen Darstellung schließt das Faksimile in sich. Es wird zur Wiedergabe literarischer Dokumente, Dichterhandschriften oder Werktitel angewandt und erfüllt dabei meist wissenschaftliche Erfordernisse. Ein Beispiel: der „Oberschlesier" enthält in seinem Augustheft 1934 zwei Briefe Eichendorffs in Originalgröße.

Bisher war nur von der volkstümlichen und wissenschaftlichen Sendung des Bildes die Rede. Jetzt muß sein Wert auch nach der künstlerischen Seite hin untersucht werden. Dabei muß zweierlei bedacht werden.

Das Originalfoto, das seinen Gegenstand in der Natur sucht, kann bei geschickter Anwendung seiner technischen Mittel durchaus künstlerische Wirkungen erreichen. Selbstverständlich sind in der Anwendung des Fotos als künstlerisches Mittel immer diejenigen Zeitschriften im Vorteil, die auf Kunstdruckpapier gedruckt sind. Die übrigen suchen diese Lücke durch mannigfache Beigabe besonderer Kunstdruckseiten wettzumachen; denn auch das Festhalten am rauhen Buchdruckpapier hat Gründe der Werkgerechtigkeit aufzuweisen.

Das Foto ist also zuerst einmal selbst künstlerischer Ausdruck. Seine Gediegenheit muß sich daneben aber natürlich auch in der Wahl seines Inhaltes aussprechen. Man kann, und das erstreckt sich vornehmlich auf das Gebiet der Reproduktion, nämlich schlechte Werke aufnehmen, man kann aber auf demselben Film auch eine gute Arbeit bringen. Dem Bildinhalt kann dazu noch politische Stoßkraft eigen sein. Das Befreiungsdenkmal in Heidelberg und die Plastik der „freien Saar" von Richard Scheibe etwa, die die „Westmark" im Januar 1936 wiedergibt, tragen unmittelbare Nähe zum politischen Kampf um die Saar in sich.

Alle Arbeit der verantwortlichen Männer um Wissenschaftlichkeit, Gediegenheit, Volkstümlichkeit und politische Stoßkraft erfährt ihre letzte Bestätigung erst durch die Antwort des L e s e r s.[188]) Die Aufnahme der Zeitschrift ist aber weitgehend abhängig von ihrer Preisgestaltung. Die folgende Aufstellung gibt einen Überblick über Einzel- und Abonnementspreis der erfaßten Zeitschriften im Juni 1937.

		Einzelpreis	Abonnementspreis
1.	„Die Musik"	1.80	viertelj. 4.50
2.	„Bausteine zum deutschen Nationaltheater"	1.—	viertelj. 3.—
3.	„Der Oberschlesier"	1.—	viertelj. 3.—
4.	„Rheinische Blätter"	—	viertelj. 2.50
5.	„Die Westmark"	0.80	viertelj. 1.50 (f. Mitgl. d. NSKG.)
6.	„Niedersachsen"	0.80	—
7.	„Deutscher Kulturwart"	0.75	viertelj. 1.50
8.	„Monatshefte für Mecklenburg"	0.70	viertelj. 2.10
9.	„Das Bollwerk"	0.60	viertelj. 1.50
10.	„Volk und Scholle"	0.50	jährlich 5.—
	für Mitglieder des Reichsbundes:		jährlich 3.—
11.	„Unsere Heimat"	0.50	—
12.	„Die Heimat"	—	viertelj. 2.—
	für Mitglieder des Ringes „Die Heimat":		jährlich 5.—
	für Studenten und Schüler:		jährlich 3.—
13	„Volkstum und Heimat"	0.45	jährlich 5.—
14.	„Kunst und Volk"	0.40	viertelj. 1.20
15.	„Schwabenland"	—	jährlich 4.80
16.	„Der junge Osten"	0.40	viertelj. 1.20
17.	„Ich lese"	kostenlos; Bezugspreis ist im Abonnement der „Deutschen Kulturbuchreihe" inbegriffen.	

(„Volk und Scholle" ist im Jahre 1934 an alle Familien, die zugleich von der NSBO. erfaßt wurden, für monatlich nur 10 Pfennige geliefert worden.)

Die starke Unterschiedlichkeit der Preise von 0.40 bis 1.80 RM. erklärt sich aus den sehr verschiedenen Herstellungskosten, die bei einem Fachorgan wie der „Musik" durch den häufigen Notendruck erheblich gesteigert werden. Die meisten Organe werden im Abonnement bezogen und verbilligen sich dadurch wesentlich. Durchschnittlich beträgt der Abonnementspreis für das ganze Jahr 6.85 RM. Über diesen Betrag gehen nur sechs Zeitschriften; elf dagegen bleiben darunter. Was den Einzelpreis anbetrifft, so kostet rund die Hälfte der Zeitschriften nicht mehr als 50 Pfennige; zwei kosten 1.00 RM. und nur eine einzige übersteigt die Markgrenze. Die durchschnittlichen Kosten des Einzelheftes betragen, aus dem Abonnementspreis berechnet, 57 Pfennige. Eine Berechnung nach den Einzelverkaufspreisen ist nicht möglich, da von drei Zeitschriften diese Werte nicht angegeben werden; außerdem tritt das Abonnement praktisch auch maßgeblich in den Vordergrund, so daß anders gefundene Zahlen nicht dem tatsächlichen Bild entsprechen.

Wenn man die Leistungsfähigkeit der Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde mit ihrem kulturpolitischen Wert und der stofflichen Ausstattung in Erwägung zieht, sind die Verkaufspreise außerordentlich niedrig gehalten.

Das bestätigt auch die Auflageziffer. Die folgenden Zahlen sind vom 1. Vierteljahr 1937 genommen; nur beim „Jungen Osten", der zu dieser Zeit eingestellt war, mußte auf frühere Angaben zurückgegriffen werden.

1.	„Ich lese"	40-50 000
2.	„Kunst und Volk"	14 744
3.	„Volk und Scholle"	13 000
4.	„Die Westmark"	7 500
5.	„Das Bollwerk"	7 000
6.	„Volkstum und Heimat"	6 333
7.	„Rheinische Blätter"	4 000
8.	„Schwabenland"	3 995
9.	„Die Musik"	3 500
10.	„Unsere Heimat"	3 065
11.	„Niedersachsen"	2 482
12.	„Der Oberschlesier"	2 400
13.	„Die Heimat"	2 300
14.	„Monatshefte für Mecklenburg"	2 200
15.	„Der junge Osten"	2 000
16.	„Deutscher Kulturwart"	1 400
17.	„Bausteine zum deutschen Nationaltheater"	etwa 500

Das ergibt eine Summe von: 126 419 Stück Auflage aller Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde innerhalb eines Monats. Rechnet man selbst ein Fünftel davon für Doppelbezüge ab, so würde diese Zahl immer bedeuten, daß jeden Monat einmal das große Olympia-Stadion in Berlin von den Lesern der von der NS.-Kulturgemeinde betreuten Zeitschriften bis auf den letzten Platz gefüllt würde. Eines ist jedoch noch hinzuzufügen. Eine Veranstaltung im Olympiastadion könnte, wenn sie in unmittelbarer Folge die gleichen Werte wie die Kulturzeitschrift bringen will, eine Dauer von zwei, höchstens drei Stunden nicht übersteigen. Diese Zeit reicht aber bei weitem nicht aus, um das Monatsheft einer der behandelten Zeitschriften - ausgenommen vielleicht „Ich lese" - gründlich und fruchtbringend durchzulesen. Wie wäre das bei den 72 Seiten der „Musik" möglich, die in jedem Satz die Aufmerksamkeit des Lesers neu in Anspruch nehmen, oder bei den starken Sonderheften des „Deutschen Kulturwarts", die selbst in der Einzelnummer bis zu 180 Seiten umfassen können! Wenn man also die Bezieherzahl der Zeitschriften mit dem Fassungsvermögen des Olympiastadions in Verbindung

bringen will, müßte man sich schon dazu entschließen, monatlich zumindest zwei Veranstaltungen anzunehmen. Dazu kommt noch etwas, das die lebendige Veranstaltung nie ersetzen kann: die Zeitschrift kann man einmal lesen, man kann sie zweimal lesen und immer wieder durchblättern; sie „geht nicht vorbei", wie es die Veranstaltung tut.

Über die Aufnahme der behandelten Zeitschriften beim Leser können nur wenige Beobachtungen sprechen. Die „Musik" wird in den öffentlichen Lesesälen so rege benützt, daß sie zuweilen gar nicht ständig ausgelegt, sondern nur von Fall zu Fall vom Schalterbeamten ausgegeben wird; die Hefte leiden sonst zu sehr unter dem Gebrauch.[189]) „Kunst und Volk" wird von vielen Beziehern regelmäßig gesammelt und jährlich mit einer Einbanddecke versehen; das beweisen Zuschriften an die Schriftleitung, das hat aber auch der Hauptschriftleiter der Zeitschrift mit eigenen Augen feststellen können.[190—191]) Daher finden wir am Ende jedes Jahrganges in den Anzeigen Hinweise auf die vom Verlag eigens hergestellten Einbanddecken; diese Erscheinung gilt für die meisten Zeitschriften zugleich.

Über die ständische Zusammensetzung der Leserkreise der verschiedenen Zeitschriften kann nichts Bindendes erfahren werden. Aus den Beiträgen der Zeitschriften wird jedoch deutlich, daß die Schule, die Familie und die Formationen der nationalsozialistischen Bewegung mit in erster Linie den Inhalt der Hefte aufnehmen und weitertragen.

Der „Oberschlesier" beweist das durch wörtliche Hinweise, ebenso der „Deutsche Kulturwart".[188]) Darüber hinaus sind die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde selbstverständlich unterschiedslos im ganzen deutschen Volk verbreitet; „Kunst und Volk" bestätigt das in einem Wort vom Februar 1937:

> „Der Aufgabe der NS.-Kulturgemeinde entsprechend wollen wir uns mit der Zeitschrift an alle Stände und Schichten unseres Volkes wenden, denn wir glauben nicht, daß die Kunst nur eine Angelegenheit für wenige ist."

Aus verschiedenen zugänglichen Stellungnahmen der Leser soll im folgenden einiges genauer über den Bezieherkreis ausgesagt werden. Es kann daran nicht nur seine Schichtung gezeigt werden, sondern es wird zugleich ein Rückblick auf die gestellten Forderungen der Darstellungsweise und ihre Verwirklichung aus dem Munde der Leser gegeben.

1. Die Königliche Universitätsbibliothek Upsala über das „Bollwerk":
   „Wir freuen uns sehr über Ihre schöne Zeitschrift, die das gegenwärtige Deutschland so gut zum Ausdruck bringt."
   (Archiv der Schriftleitung des „Bollwerkes".)
2. Die Kreisfrauenschaftsleiterin über das „Bollwerk":
   „Die NS.-Monatszeitschrift ‚Das Bollwerk' sagt mir deswegen sehr zu, weil sie so geschrieben ist, daß alle Schichten unserer pommerschen Bevölkerung etwas davon haben."
   (Archiv der Schriftleitung des „Bollwerkes".)
3. Der Handwerker über „Kunst und Volk":
   „Wegen ihres reichen und fachlich bedeutsamen Inhalts gehören die Hefte dieser Zeitschrift in die Hand des Handwerkers."
   („Deutsches Handwerk" vom 10. Juli 1936.)
4. Der Professor über das „Bollwerk":
   „Überrascht hat mich der reiche Inhalt und die vornehme Ausstattung der Zeitschrift."
   (Archiv der Schriftleitung des „Bollwerkes".)
5. Der Intendant über die „Monatshefte für Mecklenburg":
   „Bietet Ihre Zeitschrift in ihrem Gehalt doch eine solche Fülle an Gediegenstem und Erlesenstem . . ."
   („Monatshefte für Mecklenburg" vom Februar 1929.)

6. Der Bauer über das „Bollwerk":
„Ihre Zeitschrift hat uns sehr gut gefallen, die Aufsätze sind wertvoll. – ‚Das Bollwerk' ist sehr lehrreich."
(Archiv der Schriftleitung des „Bollwerkes".)
7. Die Geistlichkeit über „Kunst und Volk":
„Bei dem niedrigen Preis von 40 Pfg. pro Heft ist hier eine wirkliche Volks-Kunstzeitschrift geschaffen."
(Klerusblatt" vom 6. Mai 1936.)
8. Der Schulrat über das „Bollwerk":
„Ich gehe auch bei Schulrevisionen gelegentlich auf den Inhalt der letzten ‚Bollwerk'-Nummern ein."
(Archiv der Schriftleitung des „Bollwerkes".)
9. Der Archivpfleger über den „Deutschen Kulturwart":
„Jeder Schulungsleiter der Partei, jeder Lehrer und Erzieher muß dieses Heft kennen."
(„Angermünder Tageblatt" vom 22. April 1936.)

Auch die Stimmen der Volksdeutschen sind sehr wichtig, denn von draußen sieht man oft mehr und besser, als wir es aus der Nähe können. Aber auch ihre Stellungnahmen sind durchweg anerkennend.

1. Aus Brestovaz über „Unsere Heimat":
„Den Inhalt verwerte ich in unserem Jugendkreis."
(„Unsere Heimat" vom Juli 1936.)
2. Aus Südbrasilien über „Niedersachsen":
„. . . seitdem wir Zeitschriften und Zeitungen aus dem Dritten Reich, dem Reich Adolf Hitlers, bekommen, ist das Gefühl des Verlassenseins gewichen."
(„Niedersachsen" vom April 1936: Niedersachsen-Brücke.)
3. Aus Zemun (Semlin) bei Belgrad über „Unsere Heimat":
„Alle genießen wir das volkstümliche Wesen, das aus der Zeitschrift ‚Unsere Heimat' unmittelbar zum Herzen spricht. Man könnte sagen, die Zeitschrift hat ‚Bodengeruch', so fest fühlt man ihre Eigenart!"
(„Unsere Heimat" vom Juli 1936.)

Sehr lebhaft ist auch das Echo, das die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde in der übrigen deutschen Presse auslösen. Alle Besprechungen werden aber unsichtbar zusammengehalten durch das gemeinsame Eingehen auf vier grundsätzliche Punkte: auf den niedrigen Preis, auf die gediegene Ausstattung, auf die volkstümliche Sprache und auf die wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Das sind aber Dinge, die auch in unserer Darstellung obenan standen. Ein ganz kurzer Überblick über die reichen Pressestimmen soll folgen.

1. „Neue Mannheimer Zeitung", Mittagsausgabe, vom 6. Mai 1936 über „Kunst und Volk":
„Ohne jede Einseitigkeit, ohne Voreingenommenheit, aber aus einer gefestigten weltanschaulichen Einstellung heraus werden die Dinge hier betrachtet . . ."
2. „Oder-Zeitung", Frankfurt/Oder, vom 8. Mai 1936 über den „Deutschen Kulturwart":
„Hier liegt eine Zeitschrift vor, in der tatsächlich alle Gebiete des kulturellen Lebens der Kurmark auf dem Boden ernster wissenschaftlicher Erkenntnisse in einer volkstümlichen Form und allgemein-verständlichen Sprache dargestellt werden."
3. „Westfälisches Volksblatt" vom 16. Juli 1936 über „Kunst und Volk":
„Immer ist es die klare, aller Fachsimpelei ferne Sprache, die die Hefte ‚Kunst und Volk' allen Volksgenossen jeden Standes und jeder Schicht lieb und wert machen wird."

4. „Neue Bücher / Zusammengestellt im deutschen Auslands-Institut Stuttgart", Sondernummer 1936: Deutsche Zeitschriften von heute / Ein Querschnitt über die „Musik":
„Die Zeitschrift wendet sich an die breiten Kreise der musikliebenden Öffentlichkeit und trägt viel zur musikalischen Erziehung in artgemäßem Sinne bei."
5. „Cellische Zeitung" vom 14. April 1936 über „Kunst und Volk":
„Durch den erstaunlich billigen Preis kann die Zeitschrift wirklich ein Beitrag werden, um die entscheidende Bindung wiederzugewinnen, die ihr Titel ausspricht; die zwischen Kunst und Volk."
6. „Völkischer Beobachter" vom 25. September 1936 über den „Deutschen Kulturwart":
„Besonders erwähnt werden müssen die vielen schönen Abbildungen, die das geschriebene Wort auf ihre Weise unterstützen."

So erfüllt die gemeinsame Arbeit der verantwortlichen Gestalter der deutschen Kulturzeitschrift in mannigfachen Einkleidungsformen, durch Satire und Mundart und mit Hilfe von Wort- und Bildbeispielen die gestellten Forderungen. Wissenschaftlichkeit, Gediegenheit, Volkstümlichkeit und politische Stoßkraft werden wirksam, und das Echo in Leserkreis und Zeitungsbesprechungen bestätigt ihre Bemühungen als erfolgreich.

Die publizistische Gestalt

Die Formung zur politischen Einsatzfähigkeit

> Eine jede von den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde muß ihren Inhalt fachlich oder landschaftlich begrenzen; sonst ist sie „kein politisches Instrument und kann es auch nie werden."
> (Rudolf Ramlow: Gedanke aus persönlichen Mitteilungen an den Verfasser im März 1937.)

Im ersten Teil der Darstellung wurde als Stoffgebiet der behandelten Zeitschriften die Gesamterfassung des deutschen Kulturlebens angegeben. Zwischen dieser Gesamterfassung unserer Zeitschriften und der Universalität der Tagespresse besteht jedoch ein grundlegender Unterschied. Der Zeitungsleser will jeden Tag von Neuem wissen, was überall in der Welt und auf allen Gebieten geschehen ist; die Zeitung muß daher, mindestens in der Theorie, nach Universalität in jeder Nummer streben. Die Zeitschrift rechnet dagegen mit einer längeren Bezugsdauer für jeden Leser und verteilt den Gesamtumfang des Stoffes auf viele Hefte. Ihre Arbeit ist bewußt auf die Zeit gestellt.

Daher ist es möglich, ohne Gegensätzlichkeit der Gedanken nach der Aufzeigung des Stoffumfanges von einer fachlichen Begrenzung zu sprechen. Auch die Beschränkung auf eine Landschaft birgt in ihrem einen Sinn die wenn nicht fachliche, so doch stoffliche Begrenzung auf einen Teilbereich des Ganzen. Die innere Zusammenfassung dieser Art ist jedoch notwendig, allein aus räumlichen Gründen, in denen zugleich alle anderen beschlossen liegen. Bei einer in die Breite gehenden Behandlung großer Gebiete droht die Gefahr, daß das Unternehmen in einem umfassenden, aber willenlosen Kompendium endet. Eine Kulturzeitschrift des Dritten Reiches – und die NS.-Kulturgemeinde verkörpert ja auf ihrem Gebiet die Anschauungen des Dritten Reiches – muß unausweichbar weltanschaulich und politisch ausgerichtet sein. Sie muß unbedingte, zielstrebige Kräfte aufzuweisen haben. Um diese Aufgabe erfüllen zu können, muß sie aber auf den umfassenden Stoffreichtum in jedem Heft verzichten und ihn auf viele Hefte der gleichen Zeitschrift und auf mehrere Organe zusammen verteilen. Aus diesen Gedanken ist das Aufgebot an Kulturzeitschriften entstanden, das unsere Darstellung behandelt. Es kann dabei auch an dieser Stelle klar werden, warum alle behandelten Zeitschriften als einheitlicher Kreis aufgefaßt wurden, dessen Glieder ineinandergreifen.

Daß sie aber wirklich ineinandergreifen und nicht nur lose nebeneinanderstehen, beweisen die Stimmen aus der Presse und Beispiele aus den Zeitschriften selbst. Der „Völkische Beobachter" sagt von „Kunst und Volk":

> „Die Aufzählung zeigt die über alle Gebiete greifende Reichhaltigkeit . . ."[192])

Und die „Rheinische Landeszeitung" beschreibt diese Gebiete näher:

> „Der Rahmen ist weit über die Grenzen der bildenden Kunst gespannt, die hoffnungsvollen Ansätze auf dem Gebiete der Musik, Dichtung, der Bühnenkunst und des Films sind in gleicher Weise berücksichtigt."[193])

Diese Haltung ist nur zu verstehen, wenn man die Anschauung von der kulturellen Einheit aller Lebensgebiete kennt. Denn sonst müßte sich die erfolgte Trennung in Fachgebiete und die Ausweitung dieser selben Fachgebiete wieder zu einem beträchtlichen Teil gegenseitig aufheben. Die angeführten Pressestimmen wollen in erster Linie betonen, daß die Begrenzung auf ein Fachgebiet nicht unbedingt zur Abkapselung vom übrigen Leben zu führen braucht, sondern daß sich die kulturelle Einheit auch dahinein auswirken kann.

Um ihren Zeitschriften die nötige politische Einsatzfähigkeit zu verleihen, hat die NS.-Kulturgemeinde zwei Formen der deutschen Kulturzeitschrift herausgebildet:

1. das fachlich begrenzte Organ, das seinen Stoff aus dem ganzen Reiche holt und auch über das Reich verbreitet ist,
2. das Gauorgan, das in seinem Inhalt und nach seiner Verbreitung auf eine bestimmte Landschaft beschränkt ist, dafür aber innerhalb dieser Landschaft alle Fachgebiete erfaßt.

Die Reichsorgane: Die reichsgültigen Fachorgane der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde sind ohne vorherige Gesamtplanung entstanden. Wie eine Abteilung der Organisation nach der anderen aufgebaut wurde, so schuf sie sich auch ihre eigene Zeitschrift. Darum hat ein jedes der fünf Reichsorgane sein eigenes Gesicht und seine eigene Geschichte.

„Kunst und Volk": Die Zeitschrift der Abteilung Bildende Kunst besteht erst seit Januar 1936 in der neuen Form als „Kunst und Volk"; sie hat jedoch Vorläufer in zwei verschiedenen früheren Organen.

Der erste Versuch, der Abteilung ein eigenes Organ zu geben, wurde bereits im Dezember 1934 gemacht, als ein Werbeheft für eine neue Kunstzeitschrift herauskam, die unter dem Titel „Die Völkische Kunst" als Organ der NS.-Kulturgemeinde bezeichnet war. Im Januar 1935 begann dann auch der erste Jahrgang. Aber bereits mit seinem Ablauf trat die NS.-Kulturgemeinde als Herausgeber zurück und nahm mit einem anderen Verlage Verbindung auf, um die einmal begonnene Arbeit fortsetzen zu können. Zu dieser Zeit konnten jedoch nach den Anordnungen von Reichsleiter Amann keine Neugründungen von Zeitschriften mehr vorgenommen werden; darum griff die NS.-Kulturgemeinde auf ein bereits früher von ihr herausgegebenes Organ zurück, auf die „NS.-Kulturgemeinde". Diese Zeitschrift lebte nun wieder auf und erhielt eine „Neue Folge" in dem Kunstorgan „Kunst und Volk". Vom Rechtsstandpunkt gesehen ist demnach „Kunst und Volk" eine Fortsetzung der „NS.-Kulturgemeinde", ihrer geistigen und typologischen Gestaltung nach knüpft sie aber an die „Völkische Kunst" an.

Die „NS.-Kulturgemeinde" ist selbst wieder eine Fortsetzung der „Illustrierten deutschen Bühne" und hatte vor allem eine technische Aufgabe; ihr Aussehen glich dem einer illustrierten Beilage. Sie bevorzugte das Gebiet des Theaters und stellte eine Verbindung der zentralen Berliner Organisationsleitung mit den einzelnen Ortsverbänden als Trägern der Veranstaltungen dar. Sie war eine zentral geleitete Programmzeitschrift, die für die einzelnen Städte Sonderseiten in ganz bestimmter Auflage einfügte. Insgesamt hatte sie im November 1934 300 000 Auflage. Die „Völkische Kunst" dagegen entstand mit dem bestimmten Ziele einer Kunstzeitschrift, als die NS.-Kulturgemeinde in Berlin ihre umfassende Ausstellungsarbeit begann. Zwar bestanden auch im Dezember 1934, als die Zeitschrift gegründet wurde, schon die Amannschen Anordnungen; der Verlag F. Mittelbach hatte sich jedoch vor der Neuordnung die Genehmigung zur Herausgabe einer Zeitschrift erwirkt und weil er mit seiner Gründung nicht alleinstehen wollte, verband er sich mit der NS.-Kulturgemeinde. Die gemeinsame Arbeit dauerte vom Dezember 1934 bis zum Dezember 1935. Zu dieser Zeit trat die NS.-Kulturgemeinde als Herausgeber der „Völkischen Kunst" zurück und sah sich nach einem neuen Verlage um, mit dem zusammen sie die Zeitschriftenarbeit fortsetzen konnte. Daraus entstand dann „Kunst

und Volk". Der Verlag Mittelbach versuchte jedoch, die „Völkische Kunst" weiterzuführen, gab auch im Jahre 1936 noch zwei Nummern heraus, entschloß sich jedoch dann zur Einstellung des Unternehmens.

Da die NS.-Kulturgemeinde ihre Zeitschriftenarbeit in der „Völkischen Kunst" und in „Kunst und Volk" gleichermaßen durchgeführt hat, werden die beiden Zeitschriften in der vorliegenden Darstellung in einer Entwicklungslinie genannt.

Nachdem im Dezember 1934 ein Werbeheft der „Völkischen Kunst" erschienen war, setzt der 1. Jahrgang mit dem Januar 1935 ein. Die Herausgabe der Zeitschrift hatte Amtsleiter Walter Stang übernommen; die Schriftleitung lag in den Händen von Robert Scholz, dem Ausstellungsleiter der NS.-Kulturgemeinde, dem als wissenschaftlicher Bearbeiter Werner Rittich zur Seite stand. Ab November 1935 zeichnet Rittich für die Zeitschrift verantwortlich.

Der Umschlag der Zeitschrift weist anfangs eine dreizeilige Anordnung des Titels auf: „Die / Völkische / Kunst", wobei die Anfangsbuchstaben jeweils als Initialen ausgeführt sind. Da der Titel selbst in schwarzer, die Initialen aber in roter Farbe gedruckt sind, beeinträchtigen sie jedoch die Leserlichkeit. Das Bild findet erst im Juni 1935 Eingang in den Titel, als das Sonderheft zur Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde einen äußeren Anlaß dazu gibt. Ab Juli erscheint dann regelmäßig eine bildliche Wiedergabe auf dem Umschlag, während gleichzeitig der Name der Zeitschrift in eine Zeile zusammengerückt wird; seine typographische Gestaltung behält er jedoch weiter bei. Im März 1935 erscheint in der „Völkischen Kunst" die erste Bildbeigabe auf besonders werkgerechtem Papier.

Mit dem Jahrgang 1936 ist das Erscheinen der „Völkischen Kunst" „durch verschiedene Umstände . . . ganz wesentlich verschoben worden".[194]) Die NS.-Kulturgemeinde rückt von der Zeitschrift ab, dafür übernimmt R. Otto Mittelbach die Herausgabe und Arthur Rathje die Schriftleitung. Das Fehlen der tragenden Organisation macht sich jedoch sehr bald in einem Auflagenrückgang bemerkbar. Während 1935 bis zum August regelmäßig 7485 Stück als Auflage angegeben werden können, diese Zahl im September, der ein Sonderheft über Schlesien bringt, sogar auf 8000 steigt, sinkt sie im letzten Vierteljahr über 6500 im Oktober bis auf 4000 im Dezember. Das vom Verlag allein herausgegebene Januarheft 1936 hält diese Höhe zunächst noch, das Februarheft gibt aber wieder weiter nach und zählt nur noch 3800 Bezieher, also weniger als die Hälfte der anfänglichen Auflage. Obwohl im Februar noch ausdrücklich vermerkt wird, daß die Zeitschrift „selbstverständlich weiter erscheint", bleibt jedoch bereits das nächste Heft für den März aus.

Für die NS.-Kulturgemeinde ist dagegen seit Januar 1936 die Zeitschrift „Kunst und Volk" zum amtlichen Organ geworden. In den Personen des Herausgebers und Schriftleiters wird jedoch die Anknüpfung an die „Völkische Kunst" noch sichtbar. Die Herausgabe hat nach wie vor Walter Stang, die Schriftleitung führt Werner Rittich, der nunmehr völlig selbständig arbeitet. Beachtenswert ist die sofort einsetzende Auflagensteigerung; während die „Völkische Kunst" im Dezember 1935 4000 Bezieher zählte, wartet „Kunst und Volk" in seiner ersten Nummer mit 15 045 auf, einer Zahl, die auch in den folgenden Heften annähernd gleichbleibt, zuweilen sogar noch ansteigt:

1. Vierteljahr	1936:	15 045,
2. „	1936:	15 317,
3. „	1936:	15 305,
4. „	1936:	15 088,
1. „	1937:	14 744,
2. „	1937:	13 452.

Das Programm der Zeitschrift liegt schon in ihrem Namen beschlossen.

„Der Titel dieser Zeitschrift soll die Idee, der sie dienen soll, und das Programm, das sie sich gestellt hat, aufzeigen."[195])

„Kunst und Volk" sagt selbst in einem Aufsatz ihres Hauptschriftleiters über diese Zielsetzung:

> „Die Kunstanschauung der vergangenen Jahrzehnte hat zwischen Kunst und Volk eine Kluft geschaffen, die verschüttet oder überbrückt werden muß. . . . Die Kunst . . . ist ein nicht fortzudenkender Teil im Leben des Volkes."[9])

Den gleichen Gedanken spricht auch die von Hellmuth Langenbucher herausgegebene Zeitschrift „Buch und Volk" über die Arbeit unseres Kunstorganes aus:

> „‚Kunst und Volk' nennt die NS.-Kulturgemeinde ihre Zeitschrift und will damit sagen, daß beide eine Einheit sind, daß wahre Kunst nur aus dem Volke kommt und daß sie, um wirksam sein zu können, wieder dorthin zurückfließen muß."[196])

Wichtig ist „Kunst und Volk" durch eine ausgezeichnete Ausstattung; sie stellt einen würdigen Vertreter für die Gattung der Kunstzeitschrift, gibt der Entwicklung auf diesem Gebiet aber zugleich einen beträchtlichen Anstoß durch ihren außergewöhnlich niedrigen Preis von 40 Pfennig. Es sei nur noch angeführt, daß „Kunst und Volk" in der Besprechung einer deutschen Tageszeitung „als die glücklichste Form erscheint, die heute eine Kunstzeitschrift finden kann."[197])

„Die Musik": Es ist auf diesen Seiten nicht Raum genug, ein umfassendes Lebensbild der „Musik" zu geben; bei einer Zeitschrift, die im 29. Jahrgang erscheint und zwar in so wechselvollen Jahren, wie es die letzten dreißig waren, nimmt dies auch nicht wunder. Der kurze geschichtliche Abriß soll nur die Lage der Zeitschrift zeigen, die durch die NS.-Kulturgemeinde geschaffen wurde.

Die „Musik" wurde am 1. Oktober 1901 gegründet, um dieser Kunstgattung ein Organ zu geben, „das sich den vornehmen Revuen der Literatur, der bildenden und angewandten Kunst würdig einzureihen" vermochte.[198]) Daneben wollte sie sich im Gegensatz zur damaligen Musikbetrachtung stellen und ein Organ bilden, das „unabhängig und frei sei von Parteilichkeit und kritiklosem Personenkult, von scheuer Engherzigkeit und örtlicher Begrenzung". Wie weit sich aber die Zeitschrift von der abgelehnten „Engherzigkeit" entfernte und mit offenen Armen vieles aufnahm, zeigen die Worte der Schriftleitung vom Oktober 1932:

> „Auch weiterhin werden wir das Auge offen und das Ohr aufnahmefähig halten für jede Stimme, die klangvoll und vom Leben durchpulst ertönt, komme sie von rechts oder von links, von alt oder jung."

Bedeutsam ist für die vorliegende Darstellung nun die Tatsache, daß es der NS.-Kulturgemeinde gelungen ist, in wenigen Jahren die „Musik" zu einem einsatzfähigen musikpolitischen Organ umzugestalten.

Mit dem Aprilheft 1934 wird die Zeitschrift zunächst von der Hitler-Jugend übernommen; sie erscheint als „Amtliche Mitteilungen der Reichsjugendführung, Abteilung Schulung und Kulturarbeit". Die Herausgabe der Schriftleitung wird in die Hände von Johannes Günther gelegt, der zusammen mit dem Leiter der zuständigen Abteilung der HJ. folgendes Programm aufstellt:

> „Wir werden hierbei von dem Gedanken geleitet, einmal in unserem Sinne wertvolle deutsche Künstlerschaft für die Ziele der HJ. zu gewinnen, zum anderen diese Künstlerschaft mit dem revolutionären Geist der kommenden Generation vertraut zu machen."[199])

Zur gleichen Zeit finden die Anschauungen der HJ. in der Sparte „Hier spricht die Hitler-Jugend" Raum. Die Zusammenarbeit dauert jedoch nur fünf Monate an. Seit dem Juliheft 1934 zeichnet Friedrich W. Herzog als Hauptschriftleiter, der ab April 1936 auch die Herausgabe übernimmt.

Nachdem bereits im Oktober und November 1933 Mitteilungen über die Tätigkeit des Kampfbundes für deutsche Kultur Eingang in die „Musik" gefunden hatten und nachdem im Juli 1934 Amtsleiter Walter Stang selbst anläßlich der Eisenacher

Reichstagung über die NS.-Kulturgemeinde geschrieben hatte, wird die Zeitschrift mit dem Septemberheft 1934 amtliches Organ der NS.-Kulturgemeinde.

„Die in den Händen von Friedrich W. Herzog liegende Hauptschriftleitung bietet Gewähr, daß die Zeitschrift auch in weltanschaulicher Hinsicht den Ansprüchen gerecht wird, die sowohl die NS.-Kulturgemeinde als auch jeder nationalsozialistische Musiker und Komponist heute an eine Fachzeitschrift stellen muß."[200])

Ab September wird eine besondere Sparte „Mitteilungen" eingerichtet, für die Rudolf Ramlow als Leiter der Presseabteilung verantwortlich ist. Seit März 1936 zeichnet Rudolf Sonner.

Als im Oktober 1935 der 28. Jahrgang beginnt, führt die „Musik" folgende Untertitel: „Amtliches Organ der NS.-Kulturgemeinde" und „Amtliches Mitteilungsblatt der Berliner Konzertgemeinde (Konzertring der NS.-Kulturgemeinde)". Mit dem gleichen Heft ist der Verlag auf Wunsch des Hauptschriftleiters dazu übergegangen, anstatt der bislang gebräuchlichen Antiquatype die Tannenberg-Fraktur anzuwenden. Auch das Titelblatt wird in diesem Sinne umgestaltet.

Ein Jahr später, im Oktober 1936, übernimmt Herbert Gerigk die Hauptschriftleitung, der ebenso wie vorher Herzog zugleich Leiter der Musikabteilung in der NS.-Kulturgemeinde ist und auf diese Weise die Verbindung von Organisation und Zeitschrift herstellt. Als Schriftleiter nämlich wird er vom Verlag Max Hesse bestellt. Gerigk hatte auch schon zuvor mit Herzog vielfach zusammengearbeitet, so „daß sich auch die künftige Gestaltung der Zeitschrift auf der bisherigen Ebene" weiterbewegen kann. Herzog hat außerdem auch fürderhin „musikpolitische Aufsätze und Kritiken zugesagt."[201])

Bereits als Gerigk die Zeitschrift in seine Obhut nimmt, kann er feststellen, daß sie „zu einem kompromißlos geführten Organ nationalsozialistischer Musikpflege" geworden ist.[201]) Nach zwei Jahren strenger Arbeit hat die NS.-Kulturgemeinde der „Musik" also ein neues, weltanschaulich ausgeprägtes Gesicht geformt.

Die Mitarbeiter der Zeitschrift kommen hauptsächlich aus zwei Kreisen: Auf der einen Seite sind es Wissenschaftler, Spezialisten auf ihrem Gebiet, die aber zugleich der Anforderung nach einer verständlichen Schreibweise genügen müssen; auf der anderen Seite sind es Künstler und Kunstpfleger. Dabei ist es möglich, daß Männer wie Furtwängler, gegen den die Zeitschrift anläßlich seiner Stellungnahme zu Hindemith scharf ins Feld zog, heute wieder tätig mitarbeiten.

Innerhalb des Leserkreises legt Herbert Gerigk besonderen Wert auf die musikalischen Laien, die auf Grund ihrer eigenen Ausübung der Hausmusik von der Zeitschrift erfaßt werden müssen, und auf die Rundfunkhörer. Gerigk vertritt den Standpunkt, daß die Gestaltung des Hörers, der im heutigen Musikleben zur herrschenden Macht geworden ist, mindestens ebenso wichtig ist wie die Gestaltung des Programms. Aus diesem Grunde beschäftigt sich die Zeitschrift sehr stark mit der Erörterung des deutschen Rundfunkschaffens, soweit es sich im Rahmen der Musik hält. In der „Musikchronik des deutschen Rundfunks", die seit der schriftleiterischen Tätigkeit Gerigks im Oktober 1936 als Sparte besteht, werden zu Beginn stets allgemeine und grundsätzliche Fragen des Musikfunks geklärt; daran schließt sich die „Funkmusikalische Auslese", die Besprechungen über die Tätigkeit einzelner Reichssender bringt.

Außerdem geht die „Musik" in ihrem aktuellen Teil auch in reichem Maße auf neue Werke, Tagesereignisse im Musikleben und auch Schallplatten ein. Trotzdem hat sie ihre Auflage bis jetzt nur auf 3500 Stück beziffern können; die zweitgrößte deutsche Musikzeitschrift, die „Zeitschrift für Musik", hat sogar nur 2400 Bezieher aufzuweisen. Diese niedrigen Auflagezahlen erklären sich daraus, daß in Deutschland die Hausmusik bei weitem nicht den breiten Raum einnimmt wie etwa in England. Der Musiktreibende ist aber stets an allen Fragen des Gebietes am

meisten interessiert und stellt daher auch den Hauptteil an Lesern einer Musikzeitschrift. Der Rundfunkhörer dagegen, den es wohl in großer Zahl gibt, bringt der Arbeit der „Musik" gerade auf dem Gebiete des Funks noch wenig Verständnis entgegen.

„Volkstum und Heimat": Unter diesem Titel erscheint die Zeitschrift seit April 1934. Sie wurde von Werner Haverbeck, dem Leiter des Reichsbundes Volkstum und Heimat und des Amtes Volkstum und Heimat der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" herausgegeben und nannte sich im Untertitel „Blätter für nationalsozialistische Volkstumsarbeit und Lebensgestaltung". Sie stellt auf dem deutschen Zeitschriftenmarkt jedoch keine Neugründung dar, sondern bildet den 43. Jahrgang der Zeitschrift „Das Land". „Das Land" war eine Schöpfung des bekannten Volkstumsforschers Heinrich Sohnrey, der schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts für die Anerkennung der Kräfte eintrat, die aus Heimat und Volkstum fließen. Einer seiner engsten Mitarbeiter, der ihn vier Jahrzehnte begleitet hat, war Ökonomierat Friedrich Lembke, ein alter Dithmarscher, der „Das Land" auch durch die marxistische Revolution getragen hat. Im Jahre 1893 erließ Heinrich Sohnrey einen Aufruf, der die gedanklichen Grundlagen zur Arbeit seiner Zeitschrift gibt; es heißt darin unter anderem:

> „Es fehlt dem Lande an einer vollwichtigen literarischen Vertretung; es fehlt ihm ein geistiger Mittelpunkt . . . Einen solchen Mittelpunkt zu schaffen, durch ihn für die materielle, geistige und sittliche Erhaltung und Kräftigung der Grundschicht unserer deutschen Bevölkerung einzutreten und jedermann eine Quelle rein sachlicher und notwendiger Belehrung zu bieten – das war's, was zur Gründung dieser Zeitschrift führte, die den einfachen Titel ‚Das Land' trägt. ‚Das Land' soll seine Aufgabe in der Hauptsache lösen durch Popularisierung der in Betracht kommenden Wissenschaft, durch naturgetreue Darstellung der ländlichen Zustände, durch Vorführung sozialreformatorischer Vorbilder und Beispiele . . ."

Wie sehr auch noch die neugestaltete Zeitschrift als „Volkstum und Heimat" diese Tradition ehrt und weiterführt, beweist die Tatsache, daß dieser Aufruf von 1893 im Januar 1937 auszugsweise wiederholt wird. Aus seinen Gedanken leitet die Zeitschrift eine Verpflichtung her, die sie zu erfüllen bereit ist.

Nach der Umgestaltung 1934 will „Volkstum und Heimat" vor allem diesem Ziele dienen:

> „Die nationalsozialistische Volkstumsarbeit auf ihren verschiedenen Gebieten zu zeigen, einen Überblick über ihre Bedeutung zu vermitteln, zum anderen Rüstzeug dem aufzuweisen, der als Pionier des jungen Volkstums auf ihrem Boden arbeiten will, ist Aufgabe dieser Blätter . . ."[202])

Ihr Titel ist vom gleichnamigen Reichsbund „Volkstum und Heimat" entliehen und inzwischen zu einer ähnlichen schlagkräftigen Synthese geworden wie „Blut und Boden". Die Zeitschrift erscheint ab April 1934 im Verlag Volkstum und Heimat GmbH. in Kampen auf Sylt und geht mit dem Mai/Juni-Heft 1935 auf die Westholsteinische Verlagsanstalt, Heider Anzeiger GmbH., Heide in Holstein, über. Ab Mai 1934 führt sie den neuen Untertitel „Rüstzeug für die nationalsozialistische Volkstumsarbeit und Volkwerdung".

Für den Beginn des Jahrganges ist kennzeichnend, daß die Zeitschrift ihren Inhalt erweitert und vorzugsweise auf grundsätzliche Fragen ihres Gebietes eingehen will; dazu bedient sie sich der Doppelhefte. Zugleich führt sie die Anordnung des Satzes in zwei Spalten ein.

Das Mai/Juni-Heft 1934 erscheint nach einer kurzen Zwischenregelung erstmals unter der Herausgabe der NS.-Kulturgemeinde, Abteilung Volkstum und Heimat. Während im ersten Heft vom April 1934 W. D. Müller die Schriftleitung in Vertretung führte und sie dann bis zum April 1935 Ernst Bargel übernommen hatte,

zeichnet vom Mai bis Juli des gleichen Jahres der Presseleiter der NS.-Kulturgemeinde Rudolf Ramlow, ebenfalls in Vertretung. Dann übernimmt Heinrich Guthmann, der Leiter der Abteilung Volkstum und Heimat in der NS.-Kulturgemeinde, die Schriftleitung, die er bis zum Abschluß der Arbeit nicht wieder abgegeben hat. Die Zeitschrift kam an die NS.-Kulturgemeinde, weil ihr auch der Reichsbund Volkstum und Heimat, der das Organ vorher betreute, angegliedert wurde.

Im Jahrgang 1936 wird die Zeitschrift von Walter Stang, dem Amtsleiter der NS.-Kulturgemeinde, persönlich herausgegeben. In dieser Zeit stellt sie sich ganz unter den kulturpolitischen Willen dieser Organisation und baut ihren Inhalt immer weiter aus.

Mit dem Jahre 1937 ist die enge Bindung an die NS.-Kulturgemeinde aufgehoben worden; das Organ führt von nun an den Untertitel „Zeitschrift für nationalsozialistische Kulturarbeit". Mit dieser Umgestaltung ist eine bedeutende Ausweitung der Arbeit und der Wirkungsmöglichkeiten der Zeitschrift verknüpft. Während sie bisher als amtliches Organ der NS.-Kulturgemeinde auch nur von dieser getragen werden konnte, findet sie jetzt viel leichter Eingang in andere Organisationen. Diese kommen einmal durch Beiträge aus ihren Reihen in der Zeitschrift zu Worte, zum anderen können sie aber einen beträchtlichen Teil der Bezieher stellen. Es handelt sich dabei außer der NS.-Kulturgemeinde, die auch weiterhin mit der Zeitschrift zusammenarbeitet, vor allem um die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude", den Reichsnährstand, den Bund Deutscher Heimatschutz, den Deutschen Gemeindetag, die Hauptstelle für Sinnbildforschung, das Deutsche Ahnenerbe und die NS.-Frauenschaft. Ein Blick auf diesen Kreis erfaßt die Breite der Grundlage.

Die gegenwärtigen Mitarbeiter der Zeitschrift kommen hauptsächlich aus drei Kreisen, aus der Volkstumskunde als Wissenschaft, aus der praktischen Volkstumskunde und aus dem alten Kreis um Heinrich Sohnrey. Zu der letzten Gruppe gehört auch heute noch Friedrich Lembke, der besonders in der Sparte „Die Fundgrube" zu Worte kommt, die ihn sogar eigens zum Sprechen bringen soll. Auf die Sparte „Aus der praktischen Arbeit" legt Guthmann großen Wert, weil dort das tatsächliche Wirken der gegenwärtigen Volkstumsarbeit am besten sichtbar wird.

Mit der Umgestaltung der Zeitschrift am 1. Januar 1937 ist auch ein Wechsel des Verlages verbunden; sie erscheint seit diesem Zeitpunkt bei der Verlagsbuchhandlung Herbert Stubenrauch in Berlin. Ebenfalls seit Januar 1937 lastet die gesamte Gestaltung der Zeitschrift auf Heinrich Guthmann, der schon vorher als verantwortlich zeichnete und noch vor seiner ausdrücklichen Namensnennung unterstützend mitwirkte.

Heinrich Guthmann stellt durch seine Person auch die Verbindung zwischen „Volkstum und Heimat" und der NS.-Kulturgemeinde her. Er ist zugleich Hauptschriftleiter der Zeitschrift und Abteilungsleiter für Volkstum und Heimat in der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde. Durch seine persönliche Arbeit wird das Organ also in den Kreis der behandelten Zeitschriften gestellt.

„Ich lese": Seit dem dritten Vierteljahr 1935 gibt der Zentralverlag der NSDAP. in Zusammenarbeit mit der NS.-Kulturgemeinde, Abteilung Schrifttum, die „Deutsche Kulturbuchreihe" heraus. Diese „Kulturbuchreihe" bringt, gestützt auf den Festbezug der Mitglieder, in vierteljährlichen Abständen billige „Volksausgaben guter Werke heutigen Schrifttums".[7]) Um dieses Unternehmen nun bekanntzumachen, um die Herausgabe der Bücher durch laufende Darbietung kürzerer Arbeiten zu begleiten und um endlich die Mitglieder zu einer festen Gemeinde zusammenzuschließen, erscheint die Zeitschrift „Ich lese". Sie ist aus diesen Gründen eng an die „Kulturbuchreihe" gebunden, gedanklich, stofflich und geschichtlich.

Ehe der Verlag und die NS.-Kulturgemeinde zur Herausgabe ihrer Bücher schreiten konnten, mußten sie ihr Vorhaben weiten Kreisen bekanntgeben. Diesen

Zweck erfüllte „Ich lese", indem es schon zwei Monate vor Erscheinen der Buchreihe seine erste Nummer veröffentlichte; das war im Mai 1935. Für den Inhalt der Zeitschrift zeichnet von Anfang an der Abteilungsleiter für Schrifttum in der NS.-Kulturgemeinde, A. F. Velmede, verantwortlich. Er wird in seiner schriftleiterischen Tätigkeit von Werner Wien unterstützt. „Ich lese" wird den Beziehern der „Kulturbuchreihe" unentgeltlich zugestellt; darüber hinaus wird laufend eine Werbeauflage durch den Buchhandel verteilt. Bei besonderen Anlässen, wie vor Weihnachten und bei kulturellen Veranstaltungen einzelner Gaue, ist diese Werbeauflage höher gehalten; sie machte beim Danzigheft vom Oktober 1935 10 000 Stück aus und wurde von der NS.-Kulturgemeinde und dem Buchhandel gemeinsam verbreitet. So richtet sich die Auflageziffer der Zeitschrift nach der Anzahl der Mitglieder und den Erfordernissen der Werbung.

„Ich lese" zeichnet sich vor allem durch seine häufige Gestaltung von Sonderheften aus. Vorwiegend bilden Kulturveranstaltungen der Gaue und die Neuerscheinungen der „Deutschen Kulturbuchreihe" den Anlaß dazu. Die Dichter der „Kulturbuchreihe" werden auch in allen übrigen Heften vorzugsweise zur Mitarbeit aufgefordert; daher erklären sich im Laufe der Jahrgänge die häufigen Beiträge von Heinrich Eckmann, Kuni Tremel-Eggert, Carl von Bremen, Kurt Kluge, Tüdel Weller, Heinrich Bauer, Karl Miedbrodt, Kurt Faber, Paul Brock, Henrik Herse. Viele Beiträge zu den Sonderheften sind Auftragsarbeit. Die Verfasser der „Kulturbuchreihe" kommen, wenn möglich, mit Beiträgen zu Worte, die außerhalb ihrer erscheinenden Werke geschrieben sind.

An der äußeren Gestaltung der Zeitschrift hat sich im Verlaufe ihrer bisherigen drei Jahrgänge nicht viel geändert. Sie wird regelmäßig von Werner Wien besorgt. Da das Format der Zeitschrift nur 17×24 cm beträgt, sind den Möglichkeiten im Umbruch Grenzen gesteckt; trotzdem wird eine rege Abwechslung erreicht. Seit dem Jahrgang 1937 ist der Umschlag, der sich bis dahin in seinem Papier von den inneren Seiten nicht unterschied, fester gearbeitet.

Mit dem Maiheft 1937 tritt Walter Stang als Herausgeber zurück, und in der Schriftleitung wird A. F. Velmede von Erwin Bischhaus abgelöst. Ab Juni 1937 erweitert sich der Inhalt um eine besondere Sparte „Unser Büchertisch", die vor allem Werke des Zentralverlages der NSDAP., daneben aber auch anderer Verlage, bespricht. Seit Juli wird die Zeitschrift durch ein regelmäßiges Beiblatt „Für den deutschen Bücherschrank / Mitteilungen des Zentralverlages der NSDAP., Franz Eher Nachf. GmbH." ergänzt. Diese Regelung steht in Zusammenhang mit der Einordnung der NS.-Kulturgemeinde in die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude".

„Bausteine zum deutschen Nationaltheater": Als Vorläufer der NS.-Kulturgemeinde schuf sich der Kampfbund für deutsche Kultur im Oktober 1933 das erste Organ für seine Gruppe Theater, die „Bausteine". Sie wurden von Walter Stang herausgegeben und von Hans Knudsen verantwortlich geleitet. Hans Knudsen war zuvor Archivar der Vereinigung künstlerischer Bühnenvorstände und zeitweiliger Schriftleiter von deren Zeitschrift „Die Szene" (1920–1924) gewesen. Er war von der Vereinigung beauftragt worden, eine Überleitung der „Szene" in die Form „Reichsdramaturgischer Blätter" einzuleiten, die im Jahre 1933 stattfinden sollte; wir treffen ihn jedoch als Schriftleiter der „Bausteine" wieder. Seine Tätigkeit erstreckt sich auf die drei Hefte des Jahres 1933, ab Januar 1934 hat Werner Kurz, der Leiter der Abteilung Theater in der NS.-Kulturgemeinde, die Schriftleitung übernommen.

Der Name „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" knüpft in zwei Richtungen an die deutsche Vergangenheit an. Der Germanist Prof. Franz Saran hatte eine Schriftenreihe „Bausteine zur neueren Deutschen Literaturgeschichte" begründet, in der Arbeiten von ihm selbst und seinen Schülern erschienen. Davon

leitet die Zeitschrift die Bezeichnung „Bausteine" ab, will mit dieser Äußerlichkeit aber zugleich das Bekenntnis zu der besonderen wissenschaftlichen Arbeitsweise Sarans ausdrücken. Die bestand darin, im Gegensatz zu seiner zeitgenössischen Umgebung den „Dichter selbst und seine Dichtung in den Vordergrund zu stellen und nicht die mehr oder weniger ‚genialphantasievoll' den Stoff bearbeitende Person des Ausdeuters mit all ihren privaten Zufälligkeiten". Seine besondere Tätigkeit auf dem Gebiete des Theaters lag darin, daß er zu seiner Zeit die „wichtigste Schule der Dramaturgie" bot. Er vertrat den Gedanken, daß der Dichter in seinen Werken auch eine bestimmte Anschauung ausdrücken will, auf deren Erfassung es ankommt. Sarans Arbeit soll nun in den „Bausteinen zum deutschen Nationaltheater" ihre Fortsetzung erfahren „in einer dramaturgischen Arbeit für das deutsche Drama, für das deutsche Theater."

> „Die direkte Anknüpfung an die Arbeit Franz Sarans wurde gegeben durch Dr. Walter Stang, der . . . in seinen Aufsätzen und Besprechungen die Methode Sarans mit dem Geiste des Nationalsozialismus verband . . ."[203])

Die Bezeichnung „Nationaltheater" wird dagegen auf Lessing zurückgeführt, dessen Forderung ausdrücklich im ersten Heft der „Bausteine" betont wird:

> „Und der Verfasser unseres deutschesten Lustspiels war es auch, der als Exponent des wiedererwachenden deutschen Nationalgefühls, der Besinnung des Deutschen auf sich selbst, seine Kraft, seinen ureigensten Wert zuerst jene Forderung nach einem Deutschen Nationaltheater erhob."[4])

Die Ziele der „Bausteine" liegen ganz im Rahmen der NS.-Kulturgemeinde:

> „Das Programm der ‚Bausteine' ist identisch mit dem Programm des Nationalsozialismus. Die ‚Bausteine' wollen nichts anderes, als die nationalsozialistische Anschauung für das Theater durchsetzen . . ." [203])

Darin ist eine enge Verbindung von Zeitschrift und Theaterarbeit begründet, in der das Mittleramt der Zeitschrift stark zum Ausdruck kommt. In den ersten Heften stehen eine Reihe grundsätzlicher Ausführungen, die aber kein Programm für die Zeitschrift darstellen, sondern die Richtlinien und Ziele für die Neugestaltung des Theaterlebens. Mit diesen ist aber zugleich auch das Wesentliche über die Arbeit der „Bausteine" gesagt. Durch den Abdruck der richtungweisenden Reden Alfred Rosenbergs und Walter Stangs gewinnt sie an Bedeutung. Ihr besonderes Gesicht erhält die Zeitschrift dadurch, daß sie nicht selbst Kunst und Volk zusammenführt, sondern sich an die leitenden Männer des Theaterlebens wendet, an Intendanten, Spielleiter, Dramaturgen, Schauspieler und Kunstschriftleiter, und ihnen die nationalsozialistischen Anschauungen von Kultur und Volksleben einpflanzt; durch die Arbeit dieser Männer werden dann auch die Bestrebungen der Zeitschrift ins Volk getragen, und zwar bereits in ihren ersten praktischen Auswirkungen. An diesem Beispiel kann man am ehesten ermessen, wie weit eine Zeitschrift als Mittel hinter der lebendigen Kulturgestaltung aus dem Wahrnehmungskreis des Volkes verschwinden kann, um aber gerade dadurch die stärksten Wirkungen zu verzeichnen. Daß die „Bausteine" diese Erfolge aufweisen können, mag ein Fall belegen: Hans Christophs Kaergels Volksstück „Hockewanzel" wurde in den „Bausteinen" stark herausgestellt und empfohlen; es konnte dadurch zu einem gewaltigen Uraufführungserfolg, dem größten eines neuen Autors im Jahre 1934, geführt werden. Mit der Begrenzung des Bezieherkreises hängt auch die geringe Auflage der Zeitschrift zusammen, die zwischen 400 und 500 Stück schwankt. Eine Ausnahme machen nur die Spielplan-Sonderhefte, die im allgemeinen 1000 Stück erreichen; das Shakespeare-Rothe-Sonderheft kam sogar auf eine Auflage von 1500 Stück.

Die „Bausteine" haben sich durch die Aufzeigung des „Deutschen Spielplanes" und des „Spielplanes der Anderen" hervorgetan, die zeitgenössische Bühnenwerke nach ihrem Gehalt und erst dann nach ihrer Bühnenwirksamkeit beurteilen und danach empfehlen oder ablehnen.[204]) Die gleiche Arbeit hat auch schon die

„Deutsche Bühnenkorrespondenz" geleistet, die im Januar 1932 nach vorherigem Bestehen zum ersten Male gedruckt und in bedeutend erhöhter Auflage erschien. Eine besondere Zusammenfassung erfährt die Arbeit in der Herausgabe eigener Sonderhefte, die jedes Jahr vor Beginn der neuen Spielzeit den verantwortlichen Männern der Bühne einen sicheren Wegweiser für ihre Spielplangestaltung in die Hand geben. Da die Besprechungen aller Werke als Stellungnahme der NS.-Kulturgemeinde zugleich eine amtliche Äußerung darstellen, ist mit ihnen den deutschen Theatern ein großer Dienst erwiesen.[204]) Buchbesprechungen über die wesentlichen theoretischen Werke des Theaterfaches geben eine Ergänzung in grundlegender Richtung.

Mit dem Juli/August-Heft des Jahrganges 1934 erscheinen die „Bausteine" zum ersten Mal als „Organ der NS.-Kulturgemeinde". Die Umgestaltung vom Kampfbund zur neuen Organisation hat auf die innere und sonstige äußere Gestaltung der Zeitschrift jedoch keinen Einfluß ausgeübt.

Seit dem April 1935 haben die „Randbemerkungen zur praktischen Theaterarbeit" größere Bedeutung erlangt. Sie enthalten Stellungnahmen von Dichtern und Theaterfachleuten, auch aus den Reihen der NS.-Kulturgemeinde, die gegenwärtige Zustände im Theaterleben klären sollen. Die Ausführungen sind als Anregungen gedacht und decken sich nicht immer mit den Anschauungen der Schriftleitung. Als Verfasser sind bisher aufgetreten:

1. Karl Künkler, enger Mitarbeiter der Schriftleitung;
2. Rudolf Ramlow, Abteilungsleiter für Presse in der NS.-Kulturgemeinde;
3. Arthur Klinger, Leiter der Organisationsabteilung der NS.-Kulturgemeinde, früher Theaterdirektor, hatte in den Sommermonaten 1937 die Leitung des Berliner Lessing- und Renaissance-Theaters inne;
4. Heinz Steguweit, bekannter junger Dramatiker und Romanschriftsteller;
5. Hans Wolfgang Hillers, Kenner des Freilichttheaters, der auch selbst Erfolge auf Freilichtbühnen zu verzeichnen hatte;
6. Willy Rath, Schriftsteller, Dramatiker, Drehbuch-Autor;
7. Walther Gottfried Klucke, von der NS.-Kulturgemeinde maßgeblich geförderter junger Dramatiker.

Die Themen der Aufsätze, die in der gesamten Zeitschrift behandelt werden, sind oft aus Besprechungen der Mitarbeiter entstanden. Als besonders tätig, auch an der Gestaltung der „Bausteine", ist Karl Künkler zu nennen, der in der Theaterabteilung der NS.-Kulturgemeinde beamtet ist.

Im Verlaufe der Umorganisation der NS.-Kulturgemeinde und ihrer Vereinigung mit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" haben die „Bausteine" ihr Erscheinen seit April 1937 eingestellt. Es bestehen jedoch Pläne für die Wiederherausgabe der Zeitschrift, die vom Amt für Kunstpflege beim Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Erziehung der NSDAP. ausgehen.

Die Gauorgane: Die Gauzeitschriften der NS.-Kulturgemeinde haben sich ganz überwiegend an den Grenzen des Reiches entwickelt. Im innerdeutschen Raum sind nur zwei Gaue festzustellen, die ein eigenes Organ besitzen, Hessen-Nassau und Südhannover-Braunschweig. Dieser Eindruck wird noch bestärkt durch die Tatsache, daß an besonders gefährdeten Stellen der Grenze auch die Zeitschriftenarbeit besonders reiche Früchte trägt. In der Saarpfalz finden wir neben dem eigentlichen Gauorgan, der „Westmark", noch eine eigene Volkstumszeitschrift, „Unsere Heimat", die ebenfalls an denselben Gau gebunden ist. In Schleswig-Holstein arbeitet die Gaudienststelle außer an ihrer eigenen Zeitschrift „Die Heimat" noch an zwei landschaftlich verwurzelten Organen mit, an den „Lauenburgischen Blättern" und an „Dithmarschen". In Ostpreußen wurde außerhalb der Gauzeitschrift „Der junge

Osten" der Versuch gemacht, eine besondere Broschürenarbeit einzuleiten, die bisher als „Arbeitsblätter der Nationalsozialistischen Kulturgemeinde e. V." unter dem Titel „Heimat an der Grenze" das Heft „Kinderfeste im Freien" gezeitigt hat. Und in Schlesien geht der Wille zur Zeitschriftengestaltung ganz unbedingt von dem bedrängten Oberschlesien aus, nach dem das Organ seinen Namen „Der Oberschlesier" hat, aus dem es seinen weitaus meisten Stoff bezieht, wo es erscheint und auch am stärksten verbreitet ist.

Neben der Grenze als anregender Kraft sind noch einige andere Pole der landschaftlichen Sammlung klar zu erkennen. Im Gebiet der deutschen Altstämme ragt in dieser Hinsicht besonders der Rhein hervor, während das Kolonisationsland jenseits der Elbe demgegenüber gleichmäßig und durchgehend erfaßt ist. Die niedersächsische Gruppe ist schon weit weniger ausgeprägt; Süddeutschland hat vollends nur ein Organ im bayerischen Schwaben aufzuweisen.

Die Gauorgane haben innerhalb der Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde die besondere Aufgabe, die einzelnen Gaue als politische Einheiten aufzuzeigen und sie als solche in den Rahmen des gesamten Reiches hineinzustellen. Sie müssen die im ersten Teil aufgewiesenen Eigenschaften der Landschaft und der kulturellen Einheit für das bestimmte Gebiet ihrer Heimat miteinander verschmelzen und so den ganzheitlichen Begriff des „Gaues" entwickeln.

„Deutscher Kulturwart": Gegen Ende des Jahres 1933 gab Gauamtsleiter Paul Urban dem Cottbuser Verleger Albert Heine die Anregung, eine Zeitschrift herauszugeben, die die Arbeit der deutschen Vereine betreuen und nach nationalsozialistischen Zielen ausrichten sollte. Da der Verleger zustimmte, erschien mit dem Dezember 1933 das erste Heft einer Zeitschrift „Der Vereinswart / Handweiser für den deutschen Vereinsvorstand". Als Schriftleiter zeichnete der stellvertretende Gauschulungsleiter der Kurmark, A. H. Scherer, der jedoch von Wilhelm Arndt, einem Mitarbeiter des Kreisschulungsamtes, maßgeblich unterstützt wurde. Als Anhang führte der „Vereinswart" die „Parteiamtlichen Bekanntmachungen des Landeskulturwartes und der Kreiskulturwarte".

Im Aprilheft 1934 gibt A. H. Scherer bereits bekannt, daß der Titel „Vereinswart" „zu einschränkend ist" und geändert werden soll; tatsächlich erscheint die Zeitschrift auch ab Juli desselben Jahres als „Deutscher Kulturwart". Der tiefere Grund für diese Umbenennung, der auch bald eine innere Umgestaltung folgt, ist aber wohl darin zu sehen, daß das Vereinsleben des Jahres 1934 für eine eigene Zeitschrift keinen tragenden Grund mehr abgeben konnte. Vorerst soll jedoch auch der „Kulturwart" immer noch „genau so und voraussichtlich noch mehr" dem Vereinsvorstand dienen.[205]) Es macht sich aber allmählich eine Ausweitung des Stoffgebietes bemerkbar, das nun auch auf die Volkstumsarbeit übergreift.

Im Verlaufe des Jahres 1934 nimmt die gestaltende Tätigkeit Wilhelm Arndts am „Kulturwart" immer mehr zu; neben ihn tritt aber jetzt schon der Einfluß Josef Buchhorns, der als Gauamtsleiter für Presse und Kultur in der Kurmark tätig war. Sein erster Beitrag im „Kulturwart" erscheint im Aprilheft 1934 und behandelt den „Entwurf eines Programms für die Schill-Feiern am 31. Mai 1934", hält sich also noch ganz im Rahmen des „Vereinswartes". Im Januar 1935 tritt Buchhorn zum ersten Male als Schriftleiter auf; als Herausgeber zeichnet jedoch noch bis zum September des Jahres A. H. Scherer, dann übernimmt Buchhorn auch diese Stellung. Unter seiner Führung soll der „Kulturwart" die „Tribüne werden, von der aus alle diejenigen in Zukunft sprechen, die in der Kulturarbeit des Gaues Kurmark eingesetzt sind, sie vertreten und fördern".[206])

Da Buchhorn zugleich Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde ist, erhebt er die Zeitschrift auch zum Sprachrohr dieser Organisation für den Bereich des Gaues Kurmark. Obwohl er sie einmal selbst als „amtliche Zeitschrift" bezeichnet,[207]) weist sie jedoch keine äußerlichen Kennzeichen dieser Eigenschaft auf. Damit wird bezweckt,

daß sie auch denjenigen Kreis der Leser erfassen kann, bei dem eine freie Zeitschrift leichter Eingang findet.

Buchhorns Wille bleibt auch während seiner weiteren Tätigkeit:

„Deutsche Kultur auf völkischer Grundlage in kurmärkischem Einschlag zur Erschließung und Durchdringung deutscher Seele freie Bahn zu schaffen, um . . . den germanischen deutschen Menschen zu prägen, der, ungefährdet durch alle Beschwernisse und Irrnisse seiner Zeit, die Richtung auf das ewige Deutschland aufnimmt . . ."[208])

Mit dem Oktober 1936 schied Josef Buchhorn aus der Gauamtsleitung der Kurmark, behielt jedoch die Herausgabe und die Schriftleitung seiner Zeitschrift weiterhin bei. Es ergab sich die Notwendigkeit, die Arbeit des „Deutschen Kulturwartes" nunmehr in enger Fühlungnahme mit der Amtsleitung der NS.-Kulturgemeinde in Berlin zu leisten und deren Anregungen und Wünsche aufzunehmen und weiterzutragen. Dadurch erweiterte sich das Stoff- und Verbreitungsgebiet der Zeitschrift von dem Gau Kurmark auf das gesamte Reich. Der „Deutsche Kulturwart" ist damit die einzige Zeitschrift der NS.-Kulturgemeinde, die den Schritt vom Gau zum Reich getan und zugleich die Behandlung aller kulturellen Fachgebiete beibehalten hat. Die Lage des „Kulturwartes" war auch darum besonders schwierig, weil der Gau Kurmark große räumliche Ausdehnung aufweist und in seinem Innern die kulturell gänzlich anders geartete Reichshauptstadt birgt. Diese Tatsache muß sich natürlich auch in der Arbeit einer Gaukulturzeitschrift auswirken, nicht einmal zuletzt in ihrer Auflagengebarung.

Der Mitarbeiterkreis hat sich in der Folge der Umgestaltung vom „Vereinswart" zum „Kulturwart" ebenfalls einer Veränderung unterzogen. Besonders mehren sich mit den Jahrgängen 1935 und 1936 die Namen von Wissenschaftlern und Dichtern, aber auch die Amtsträger der NS.-Kulturgemeinde treten mehr in den Vordergrund. Ein paar Beispiele mögen das zeigen. Im Dezember 1933 und Februar 1934 schreibt Johannes Thomann, der jetzt Kreisobmann der NS.-Kulturgemeinde in Brandenburg ist; dann klafft aber eine weite Lücke. Erst mit dem Januar 1935 setzen Amtsleiter Walter Stang und Hanns Havenstein, Gaugeschäftsführer der NS.-Kulturgemeinde in der Kurmark, die Reihe fort. Ihnen folgen A. F. Velmede, der Leiter der Abteilung Schrifttum, und Karl Künkler, ein enger Mitarbeiter der Theaterabteilung, die beide im Juli/August-Heft vertreten sind. Das Jahr 1936 bringt im Januar einen Beitrag von Werner Rittich, dem Hauptschriftleiter von „Kunst und Volk", dem im Februar der stellvertretende Amtsleiter Carl Maria Holzapfel, der Leiter der Abteilung Volkstum und Heimat, Heinrich Guthmann, und der bereits genannte Hanns Havenstein folgen. Carl Maria Holzapfel tritt auch im Oktober und November/Dezember nochmals auf. Die Entwicklung ist also deutlich spürbar.

„Rheinische Blätter": Im Januar des Jahres 1923 erschien in Koblenz im eigenen Verlage eine neugegründete Zeitschrift, die sich „Rheinische Heimatblätter" nannte. Sie hatte sich das Ziel gesteckt, „dem heimatlichen Gedanken zu dienen und ihn aus dem Begriffschaos der Nachkriegszeit wieder zu lebendiger Bedeutung zu führen". Ihr Gründer und erster Schriftleiter war Dr. Bellinghausen in Koblenz, nach dessen Ausscheiden die Zeitschrift von Hans Sparre und von Werner W. Knoeckel betreut wurde; Sparre widmete sich dabei in erster Linie der verlegerischen Tätigkeit.[209])

Zu Beginn ihres 10. Jahrganges hat die Zeitschrift eine Veränderung zu verzeichnen. Sie erscheint nunmehr unter dem Titel „Rheinische Blätter". Hauptschriftleiter war zu dieser Zeit Robert Huber. Vier Monate später erfolgte die Übernahme der Zeitschrift durch den Kampfbund für deutsche Kultur. Vorher war sie bereits Organ des Kreises der Rheinischen Heimatfreunde und Mitteilungsblatt der mittelrheinischen Gesellschaft zur Pflege alter und neuer Kunst e. V., Wies-

baden. Im Mai 1935 gibt der Leiter der Landesleitung des Kampfbundes, in der Zeitschrift folgende Umgestaltung bekannt:

„Die ‚Rheinischen Blätter‘ werden ab 1. Mai 1933 herausgegeben von der Landesleitung Rhein-Saar des Kampfbundes für deutsche Kultur, e. V. Verlag und Schriftleitung ordnen sich und ihre Arbeit vorbehaltlos ein in den Kampfbund und in die Zielsetzung des Kampfbundes. Die Hauptschriftleitung liegt nach wie vor in den Händen des Schriftleiters Robert Huber. Ihm zugeteilt innerhalb des Redaktionsausschusses sind zunächst als Mitarbeiter der Landesleitung: für Fachgruppe Schrifttum: Univ.-Prof. Dr. Hans Naumann, Bonn; für Fachgruppe Hochschule und Wissenschaft: Univ.-Prof. Dr. Dr. Eugen Lüthgen, Bonn; für Fachgruppe Presse: O. P. Hildebrandt, Koblenz; für Fachgruppe Theater: Eugen Hollerbach, Bonn; für die Bühnenbesucherorganisation: Studienrat Herzogenrath, Düsseldorf."

Für die Kampfbundmitglieder wurde der Pflichtbezug der Zeitschrift angeordnet. Die Eigenschaft als Organ des Kampfbundes drückt sich bereits im Titel aus, der jetzt lautet: „Rheinische Blätter des Kampfbundes für deutsche Kultur". Ab September 1934 wird er, als Folgeerscheinung der Umorganisation im Kampfbund selbst, in „Rheinische Blätter der NS.-Kulturgemeinde" umbenannt. Als Herausgeber zeichnet Robert Brandes, der Beauftragte der Reichsleitung der NS.-Kulturgemeinde, der durch die Mitarbeit Theodor Seidenfadens unterstützt wird. Brandes trägt auch die Verantwortlichkeit für die Schriftleitung, die er bereits seit Beginn des Jahrganges innehat.

Mit der fortschreitenden Unterteilung der Gebiete in der Kampfbund-Organisation war zunächst die Gültigkeit der „Rheinischen Blätter" für das Saargebiet aufgehoben worden. Ab Februar 1934 gelten sie für die Landesleitung Rheinland und die Gaugruppe Düsseldorf, ab Mai desselben Jahres auch noch für die Landesleitung Nordwest; es macht sich damit die Entwicklung bemerkbar, die zur Bindung der Zeitschrift an das Gebiet der gesamten Rheinprovinz führt. Im April 1936 werden entsprechend die vier Gaue Koblenz-Trier, Köln-Aachen, Düsseldorf und Essen angeführt; Essen scheidet jedoch seit Oktober des gleichen Jahres wieder aus.

Im Februar 1935 macht es sich notwendig, den anwachsenden Inhalt nach Sparten zu scheiden und diese Sparten verschiedenen verantwortlichen Männern zu unterstellen. Toni Feldkirchen zeichnet für den Teil „Dichtung" und Günther Wohlers für den „Rheinischen Guckkasten". Seit Januar 1936 zeichnet Kurt Vowinkel für den gesamten Inhalt verantwortlich, wird jedoch von Fall zu Fall von besonderen Mitarbeitern beraten, die neben ihm als verantwortlich für das betreffende Heft genannt werden.

Mit dem Erscheinen des Aprilheftes 1937 vollzieht sich in den „Rheinischen Blättern" eine durchgreifende Umgestaltung. Im Zuge der Eingliederung der NS.-Kulturgemeinde in die NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude tritt die NS.-Kulturgemeinde als tragende Organisation der Zeitschrift zurück. Die „Rheinischen Blätter" sollen nunmehr „im Einvernehmen mit den rheinischen Gauleitern und dem Oberpräsidenten die Unterstützung aller Dienststellen der Partei sowie der staatlichen und kommunalen Behörden haben. Auch die Einzelpersönlichkeit soll an der von den Rheinischen Blättern übernommenen Aufgabe mitwirken können. Um diese Mitwirkung aller ohne jegliche Bedenken zu ermöglichen, ist der Verlag der Rheinischen Blätter auf Anregung des Reichsleiters Rosenberg in das Parteieigentum übergegangen. Verleger ist nunmehr der Gauverlag Köln-Aachen der NSDAP., der seinerseits wie alle Gauverlage im Besitz des Zentralverlages der NSDAP. ist. Die verantwortliche Schriftleitung ist in die Hand eines bewährten, weltanschaulich klaren Parteigenossen gelegt worden."

Diese Worte schickt Gauleiter und Staatsrat Grohé dem Aprilheft 1937 voran. Gemäß seinen Gedanken führen die „Rheinischen Blätter" seit dieser Zeit den Untertitel „Deutsche kulturpolitische Zeitschrift im Westen"; der von ihm erwähnte

Hauptschriftleiter ist Walter Trienes, sein Stellvertreter Wilhelm Joost. Durch die Umgestaltung der Zeitschrift ist ihr Verlagsort von Koblenz nach Köln verlegt worden. Ihr Hauptschriftleiter ist zugleich Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde im Gau Köln-Aachen.

„**Der Oberschlesier**": Am 3. Oktober 1919 erschien der „Oberschlesier" zum ersten Male in der Form einer Wochenschrift. Als Herausgeber und Verleger trat Georg Wenzel hervor; Schriftleiter war Julius Soika. Soika wurde jedoch bereits nach einem Jahr von Ernst Laslowski abgelöst, der das Amt bis zum Herbst 1922 führte. Die Zeitschrift stand unter dem Leitwort „Freie Aussprache für alle Oberschlesier" und wollte „eine Art Ringstätte sein, auf der die verschiedensten Ansichten die Probe ihrer Tüchtigkeit ablegen" könnten. Nur eine Bedingung galt: „Jede Agitation und jeder persönliche Angriff sind streng zu vermeiden." Mit dieser Aufgabenstellung wollte die Zeitschrift zugleich die deutsche und die polnische Bevölkerung erfassen; die Begriffe Deutsch und Polnisch sind in der ersten Zeit noch unklar und nach verschiedenen Gesichtspunkten getrennt, die Aussprache soll auch hier läutern helfen.

In der Abstimmungszeit war die Ungunst der Zeit jedoch so gewachsen, daß die Zeitschrift nur lebensfähig bleiben konnte, wenn sie von einer tragenden Organisation gestützt wurde. So trat sie in enge Verbindung mit dem „Oberschlesischen Kulturverband", der in ihr einen starken Mittelpunkt fand.[210]) In der Folgezeit wurden auch die konfessionellen Verbände und der Bund für Arbeiterbildung, die sich vom Kulturverband gelöst hatten, zur Mitarbeit eingeladen.

Im Jahre 1923 wurde der Lehrer und spätere Rektor Karl Sczodrok mit der Schriftleitung betraut. Er hat die Zeitschrift, unter anfänglicher Mitarbeit Willibald Köhlers, in eigener Verantwortung weitergeführt und leitet sie auch bei Abschluß dieser Arbeit noch als Herausgeber und Hauptschriftleiter. Vom 1. Januar 1926 an wird nach mehrmaligem Verlagswechsel auch die verlegerische Tätigkeit von der Zeitschrift selbst geführt; in den Heften zeichnet heute als Verlag „Der Oberschlesier" in Oppeln.

Der „Oberschlesier" ist von anfänglich wöchentlichem Erscheinen, das in der Inflationszeit unterbrochen und durch sogenannte „Nothefte", deren Abstände bis zu zwei Monaten betrugen, fortgesetzt wurde, zum halbmonatlichen und seit 1924 zum monatlichen Erscheinen übergegangen. Der Untertitel hat sich entsprechend mit geändert und lautet jetzt „Monatsschrift für das heimatliche Kulturleben".

Im August 1933 wurde die Zeitschrift mit dem Organ des Oberschlesischen Provinzialausschusses „Die Provinz Oberschlesien" vereint. Vorher erhielten bereits die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde, die Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde und der Gau Schlesien im Reichsverband deutscher Schriftsteller Raum in der Zeitschrift, zum Teil in eigenen Beilagen. Auch der Bund Deutscher Osten ist vertreten. Außerdem arbeitet die Zeitschrift noch mit folgenden Organisationen für Grenzlandarbeit zusammen: mit dem Volksbund für das Deutschtum im Ausland, mit dem Deutschen Auslands-Institut in Stuttgart und mit dem Deutschen Schutzbund.

Die Verbindung mit der NS.-Kulturgemeinde wird dadurch hergestellt, daß die Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde, als deren Organ die Zeitschrift gilt, der Abteilung Volkstum und Heimat in der NS.-Kulturgemeinde angegliedert ist. Aber bereits der Kampfbund für deutsche Kultur, in dessen Nachfolge die NS.-Kulturgemeinde entstand, hatte Einfluß auf die Gestaltung des „Oberschlesiers", da er durch den Oberschulrat Rudolf Fitzek im Vertrauensrat der Schriftleitung vertreten war; dieser Beirat aber gibt der Zeitschrift „die kulturpolitische Rückendeckung", wie es in den Ankündigungen des Umschlages heißt.

Der Gau, den der „Oberschlesier" im Rahmen der vorliegenden Arbeit vertritt, umfaßt neben Oberschlesien auch das übrige Gebiet des ehemaligen Reichsschlesien, die

Regierungsbezirke Breslau und Liegnitz. Obwohl der „Oberschlesier" nach Namen, Gründung und Entwicklung, nach Stoff- und Verbreitungsgebiet und nach seinem Mitarbeiterkreis die Betonung auf seine engere Heimat legt, schließt er sich jedoch nicht gegenüber dem übrigen Reichsschlesien ab. Oberpräsident und Gauleiter Wagner bestätigt der Zeitschrift in einem Geleitwort für das Jahr 1937, daß sie „sich nicht provinziell einkapselte und keine chinesischen Mauern gegenüber dem übrigen Schlesien aufrichtete". Schließlich bezeichnet sie sich selbst auf ihren Umschlagseiten als diejenige Monatsschrift, die „für Oberschlesien und den Neustamm der Schlesier" bestimmt ist.

„Die Westmark": Im Oktober 1933 begann die saarpfälzische Gauzeitschrift „Die Westmark" ihren ersten Jahrgang. Sie ist aus der Zusammenlegung der beiden früher schon bestehenden Zeitschriften „Die literarische Pfalz" und „Das pfälzische Museum" entstanden. Die Gründer waren Gaukulturwart Kurt Kölsch und der pfälzische Schriftsteller Rupert Rupp.[211]) Innerhalb der Schriftleitung war Kurt Kölsch für den Hauptteil und die Sparte „Der Trifels" verantwortlich, während die übrigen Sparten von Rupert Rupp besorgt wurden; die Beilage „Völkische Wissenschaft" leitete Hermann Emrich. Mit Beginn des zweiten Jahrganges wird Rupert Rupp als Stellvertreter des Hauptschriftleiters angeführt und bleibt in diesem Amt bis einschließlich Mai 1936. Im Juli 1935 hatte Karl Mages die Hauptschriftleitung vertretungsweise übernommen, wird im Mai 1936 aber von Josef Hühnerfauth abgelöst. Im Juni 1936 wird Jakob Maria Wallacher und ab Februar 1937 Camille Sangiorgio als Stellvertreter angeführt.

Die verlegerischen Geschäfte hatte der Gauverlag der Saarpfalz, der NSZ.-Verlag, Neustadt an der Weinstraße, übernommen. Mit dem Januar 1935 erscheint die Zeitschrift jedoch im eigenen Verlage, dem Westmark-Verlag GmbH., Neustadt, der im Juni des gleichen Jahres nach Heidelberg und Saarbrücken übersiedelt. Seit März 1937 befindet er sich jedoch wieder in Neustadt.

Die besondere Aufgabe der „Westmark", mit der sie in ihre Arbeit eintrat, war die kulturpolitische Verteidigung der deutschen Saar innerhalb des Abstimmungskampfes. Dabei kam es ihr zugute, daß sie nicht unmittelbar von den Behörden der Gegenseite verboten werden konnte, da sie ja in einem reichsdeutschen Verlag in der Pfalz herausgegeben wurde. Nach der Rückgliederung des Saargebietes hatte die Zeitschrift aber nicht ihren Sinn verloren; mit diesem Zeitpunkt trat eine Ausweitung ihrer Zielsetzung ein, innerhalb derer das bisher Erreichte nur eine Stufe des langen Aufstieges bedeutete. Die „Westmark" hat nunmehr die doppelte Aufgabe, einmal „Bindeglied zwischen Pfalz und Saar und dem übrigen Reiche" zu werden,[212]) zum anderen aber „alle schöpferischen Kräfte zusammenzufassen und sie einzusetzen gegen westlichen Liberalismus und für die germanisch-deutschen Kulturwerte des Nationalsozialismus".[213])

Im Verfolge dieser Ziele will die „Westmark" ein „Organ der Kulturpolitik des Gaues und ein Hilfsmittel für die in den Kulturorganisationen der Partei erfaßten Volksgenossen sein."[214]) Auf ihrem Umschlag trägt die Zeitschrift das Symbol des kämpferischen und sieghaften deutschen Geistes, das Wappenbild der Westmark,[57]) dessen Geist ihre gesamte Arbeit atmet. So konnte sie bereits in den beiden ersten Jahren ihres Bestehens zur größten Monatsschrift Westdeutschlands werden.[215]) Und auf ihre Arbeit ist es maßgeblich zurückzuführen, daß der Begriff der Westmark mit einem lebendigen Inhalt gefüllt wurde. Die „Westmark" ist bekannt für die strenge Gliederung ihres Inhaltes in fünf verschiedene, regelmäßig erscheinende Sparten, die an anderer Stelle näher besprochen sind. In den ersten sieben Heften des Jahres 1937 erscheint mit Ausnahme der Mainummer eine sechste Sparte „Aus unserer Arbeit", die Tätigkeitsberichte der Kulturorganisationen enthält. Außerdem ist der Zeitschrift seit Januar 1934 eine Beilage „Völkische Wissenschaft" beigegeben, die in zweimonatlichen Abständen erscheint und nur zusammen mit der Zeitschrift bezogen werden kann. Durch diese Beilage verbreitert die Zeitschrift ihre Grund-

lage wesentlich und kann so ihrem Ziele mit einer neuen Waffe, mit der Wissenschaft dienen. Anfangs erschien die „Völkische Wissenschaft" im Gegensatz zum sonstigen Inhalt der Zeitschrift in Antiquasatz; seit ihrem 11. Heft im September 1935 ist sie jedoch zur Fraktur übergegangen.

Die Verbindung der „Westmark" mit der NS.-Kulturgemeinde war am Anfang dadurch gegeben, daß sie als „Monatsschrift des Volksbildungsverbandes Pfalz-Saar / Kampfbund für deutsche Kultur" erschien. Nach wenigen Heften führte sie jedoch nur noch den Untertitel „Monatsschrift für deutsche Kultur". Die Beziehungen zur NS.-Kulturgemeinde sind damit aber nicht gelöst worden. Ihr Gründer und anfänglicher Schriftleiter, Kurt Kölsch, war Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde; eine Reihe von Mitarbeitern sind an die „Westmark" gekommen, da Kölsch sie von seiner Tätigkeit in der NS.-Kulturgemeinde her kannte; schließlich ist auch der jetzige stellvertretende Hauptschriftleiter Camillo Sangiorgio wieder Gauobmann. Außerdem gewährt die „Westmark" allen ihren Beziehern, die Mitglieder der NS.-Kulturgemeinde sind, einen Nachlaß auf den Bezugspreis, der dann anstatt vierteljährlich 2.40 RM. nur noch 1.50 RM. ausmacht. Die Mitteilungen der NS.-Kulturgemeinde und Berichte aus ihrer Tätigkeit finden sich unter der Sparte „Aus unserer Arbeit".

„Unsere Heimat": Seit August 1935 erscheint im Gau Saarpfalz neben der „Westmark" noch eine Volkstumszeitschrift mit dem Titel „Unsere Heimat". Sie wird herausgegeben vom Volksbildungsverband Pfalz/Saar und ist „Mitteilungsblatt der Abteilung Volkstum und Heimat in der NS.-Kulturgemeinde, des Pfälzerwald- und des Saarwald-Vereins, des Bundes der Landsmannschaften der Saarländer und Pfälzer im Reich, der Fachschaft Familien- und Sippenkunde im Volksbildungsverband Pfalz/Saar, der Arbeitsgemeinschaft der Saarländisch-Pfälzischen Heimatmuseen, der saarländischen und pfälzischen Geschichts- und Heimatvereine, des Vereins für Naturkunde ‚Pollichia'". Zu diesen Organisationen und Verbänden gesellt sich im September 1935 der Volksbund für das Deutschtum im Ausland, Landesverband Pfalz/Saar, im November 1936 die Meisterschule für Handwerker in Kaiserslautern und im Dezember 1936 die neugegründete Stelle „Landsleute drinnen und draußen", Mittelstelle Saarpfalz. Der erste Jahrgang der Zeitschrift läuft vom August 1935 bis zum September 1936, der zweite beginnt im Oktober 1936 und endet nach zwölf Monatsheften im September 1937; damit folgt „Unsere Heimat" dem Brauch der „Westmark".

Hauptschriftleiter der Zeitschrift ist Hermann Moos vom Theodor-Zink-Museum in Kaiserslautern, sein Stellvertreter Hans Weyland von der Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde. Für Beiträge aus der Saargegend ist Nikolaus Fox aus Dillingen/Saar verantwortlich. Ab Dezember 1936 zeichnet als Stellvertreter Hans Heinz Thumann vom Landesfremdenverkehrsverband Saarpfalz, der zugleich für Fremdenverkehrsfragen verantwortlich ist. Im Oktober und November des gleichen Jahres war eine Zwischenregelung eingetreten, indem die Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde korporativ als Stellvertreter angegeben war. Seit Juni 1937 ist Hermann Moos allein für die Zeitschrift verantwortlich.

„Unsere Heimat" stellt keine Neugründung auf dem Gebiete des Zeitschriftenwesens dar. Sie ist aus dem Zusammenschluß bereits bestehender Organe entstanden, „so der Zeitschrift ‚Unsere Saar', der ehemaligen Zeitschrift des Pfälzer Waldvereins und einiger kleinerer Heimatbeilagen". Die Vereinigung dieser Zeitschriften wurde durch die Bildung des gemeinsamen Gaues Pfalz/Saar, jetzt Saarpfalz, bedingt.[154])

„Unsere Heimat" steht mit ihrer Arbeit innerhalb des Gaues Saarpfalz nicht allein; die NS.-Kulturgemeinde bedient sich daneben noch der bereits geschilderten „Westmark". Die Verteilung des Aufgabengebietes beschreibt der Gründer der „Westmark", Gaukulturwart Kurt Kölsch, so:

„Neben der ‚Westmark', der Monatsschrift für die Kulturpolitik des Gaues, soll die Zeitschrift ‚Unsere Heimat' vor allen Dingen das Volkstum als die lebendige Grundlage aller Kultur herausstellen und auf den einfachen Grundlagen von Landschaft, Stamm, Geschichte, Brauchtum, Sitte, Mundart und Sprache am lebendigen Gesamtbild unserer Heimat bauen."[164])

Beide Zeitschriften, die auch im gleichen Verlage, dem „Westmark-Verlag" GmbH., Abt. Zeitschriften, Neustadt a. d. Weinstraße, erscheinen, bilden so eine gegenseitige Ergänzung. Tatsächlich ist auch in der „Westmark" gegenüber den anderen behandelten Zeitschriften eine gewisse stoffliche Lücke fühlbar, die vom Inhalt der Zeitschrift „Unsere Heimat" geschlossen wird. „Unsere Heimat" behandelt auf diese Weise wohl ein Teilgebiet der „Westmark", aber dieses Teilgebiet heißt Volkstum und bildet die unersetzliche Grundlage für alle Kulturarbeit.

Die Auflage der Zeitschrift betrug im ersten erschienenen Heft 10 000, fällt aber, wie es von einer Werbeauflage nicht anders zu erwarten ist, über 8500 und 5000 im September und Oktober auf 3000 im November 1935. Auf dieser Höhe hält sie sich im ganzen ersten Jahrgang. Gegen das Jahresende 1935 nimmt sie wieder auf 3600 zu und steigt, nach einem Abfall auf den Stand des ersten Jahrganges, im 2. Vierteljahr 1937 auf 4665. Der Inhalt der Zeitschrift enthält neben dem allgemeinen Teil die Sparten „Die Spinnstubb", „Landsleute drinnen und draußen", „Kleine Beiträge" und „Mitteilungen". Die Sparte „Die Spinnstubb" enthält eine Reihe mundartlicher Beiträge; überhaupt liegt eine wichtige Aufgabe gerade dieser Zeitschrift „Unsere Heimat" in der Pflege der Mundart, die, zumal in Gedichten, auch in die übrigen Sparten Eingang gefunden hat.

Die Verbindung zur NS.-Kulturgemeinde ist bereits durch die bisherigen Ausführungen geklärt worden.

„Die Heimat": Im Jahre 1890 wurde von einer Gruppe schleswig-holsteinischer Lehrer eine Zeitschrift gegründet, deren erste Nummer im Januar 1891 unter dem Titel „Die Heimat" erschienen ist. Es handelt sich dabei um eine „Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg und Lübeck", als deren Schriftleiter Hauptlehrer H. Dannmeier zeichnete.

„Sie will den Sinn für unsere heimatliche Natur durch lebensvolle Einzelbilder, wie durch das Verständnis und die Übersicht fördernde zusammenfassende Darstellungen wecken und heben. Sie will aber auch ein Mittel sein, durch welches sich Sammler und Beobachter auf den Gebieten der Natur-, Volks- und Landeskunde gegenseitig anregen und in ihrer Tätigkeit fördern."[216])

Die gleichen Angaben über das Wesen der Zeitschrift machen auch die Satzungen des Vereins, dessen Organ sie ist, in ihrem § 3. Aus ihrem langen Lebenslauf kann hier nur angeführt werden, daß ihre Arbeit auch in den Kriegsjahren nicht ruhte. Sie empfiehlt sich „als Lesestoff für unsere schleswig-holsteinischen Krieger", denen auf Wunsch „ältere und neuere Hefte kostenfrei" an ihre Feldpost-Anschrift gesandt werden. Vor Weihnachten 1915 hat sie mehrere hundert Hefte dem Roten Kreuz zur Verteilung überwiesen.[217])

Ab Januar 1935 wird der Umfang der Zeitschrift erweitert, auf ihren Seiten kommt in der Folgezeit vornehmlich die Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung zu Worte. Vor allen Dingen soll sie auch für den Lehrer all jenen Stoff bieten, den „er für den Heimatkundeunterricht benötigt".[218]) Schon seit dieser Zeit besteht eine Verbindung der Zeitschrift mit der NS.-Kulturgemeinde, die durch die genannte Arbeitsgemeinschaft und die Person des Schriftleiters, Gustav Fr. Meyer, hergestellt wird. Im Januar 1937 wird das Organ nun von der Gaudienststelle Schleswig-Holstein der NS.-Kulturgemeinde, Abteilung Volkstum und Heimat, in den eigenen Verlag „Heimat und Erbe" übernommen. Die Herausgabe liegt ebenfalls in den Händen der Gaudienststelle und im besonderen bei dem Referenten

für Schrifttum und Presse, Dr. Hild. In der Schriftleitung treten keine Veränderungen gegen früher ein.

Der Untertitel nennt die Zeitschrift nun: „Monatsschrift für schleswig-holsteinische Heimatforschung und Volkstumspflege". Im Programm heißt es:

> „Es handelt sich darum, die ‚Heimat' mehr noch als bisher zu einem Organ für die gesamten Fragen und Aufgaben der Heimatforschung und darüber hinaus auch der Volkstumspflege in Schleswig-Holstein zu machen. Sie soll über den Stand der kulturellen Arbeiten berichten und gleichzeitig Anregung geben für das Wirken der zahlreichen Mitarbeiter in den verschiedenen Landschaften Schleswig-Holsteins."[219])

Diese Aufgabe kann die Zeitschrift nur erfüllen, da sie Organ der NS.-Kulturgemeinde ist; denn die NS.-Kulturgemeinde ist im Gaugebiet Schleswig-Holstein von der NSDAP. mit der Durchführung der kulturpolitischen Arbeit beauftragt.

Neben Gustav Friedrich Meyer und Theodor Möller, die schon vor der Übernahme tätig mitarbeiteten, treten als Beirat für die einzelnen Fachgebiete die Referenten der Fachgruppe Heimatforschung in der Abteilung Volkstum und Heimat. Ihre Namen sind: Ludwig Andresen, Kiel; Willi Christiansen, Kiel; Studienrat Emeis, Flensburg; Friedrich, Kiel; Staatsarchivrat Hoffmann, Kiel; Oberregierungsrat Ingwersen, Schleswig; Peter Paulsen, Kiel; Ernst Schlee, Kiel; Wenzel, Kiel. Eine Reihe von ihnen hat im Januarheft 1935 grundsätzliche Ausführungen über ihr Arbeitsgebiet niedergelegt.

Die „Heimat" ist im Gau Schleswig-Holstein und bei den Schleswig-Holsteinern im Reich und im Ausland verbreitet. Ihre Arbeit wird im Heimatgau selbst noch dadurch unterstützt, daß die NS.-Kulturgemeinde an zwei weiteren Zeitschriften, den „Lauenburgischen Blättern" und „Dithmarschen", mitarbeitet.

„Volk und Scholle": Im Juli des Jahres 1922 wurde im Auftrage des Verbandes der Geschichts- und Altertumsvereine im Volksstaat Hessen, des Vereins für Geschichts- und Altertumskunde in Frankfurt a. M. und des Hanauer Geschichtsvereins eine Heimatzeitschrift „Volk und Scholle" veröffentlicht, die im Verlag des Historischen Vereins zu Darmstadt erschien. Gründer und Herausgeber der Zeitschrift war Archivrat i. R. Universitätsprofessor Jul. Reinh. Dietrich, Schriftleiter Wilhelm Müller, der dieses Amt noch bis zum Ende des Jahrganges 1933 betreute. Als Mitarbeiter zeichneten hessische Wissenschaftler, Erzieher und Künstler.

Mit dem Jahrgang 1933 wurde sie jedoch von ihren bisherigen Trägern abgegeben und vom Reichsbund Volkstum und Heimat, Landschaft Rheinfranken-Hessen-Nassau übernommen. Herausgeber wurde Landschaftsführer Ministerialrat Ringshausen und Schriftleiter Archivrat Clemm, der im April 1934 durch Hermann Dollinger, Dramaturg im Hessischen Landestheater, abgelöst wurde. Die Mitteilungen des Reichsbundes Volkstum und Heimat erscheinen in einer eigenen Sparte, für die seit 1936 H. K. E. Steinicke verantwortlich zeichnet; unter den gleichen Mitteilungen werden auch wichtige Nachrichten der NS.-Kulturgemeinde abgedruckt. Vom Jahrgang 1937 an erscheint „Volk und Scholle" als Organ des Reichsbundes nur noch für den Gau Hessen-Nassau; Rheinfranken ist also als Organisations- und Verbreitungsgebiet ausgeschieden.

Bemerkenswert ist, daß „Volk und Scholle" bei einem Preise von 50 Pfennig eine Auflage von 13 000 Stück erreicht hat und innerhalb der Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde damit an dritter Stelle überhaupt, unter den Gauorganen aber sogar als erstes steht. Im Februar 1934 war das Verhältnis noch günstiger; damals kostete die Zeitschrift 25 Pfennig und zählte 14 000 Bezieher, den Lesern, die von der NSBO. erfaßt wurden, sollte sie sogar für nur 10 Pfg., allerdings ohne die gleichzeitige Mitgliedschaft im Reichsbund, geliefert werden.[220]) Der spätere geringe Rückgang der Auflage und die Preissteigerung sind auf eine Erweiterung und Vertiefung des Inhaltes wie auf eine bessere Ausstattung zurückzuführen.

Im Oktober 1935 wurde beabsichtigt, „für besonders interessierte Mitglieder eine verstärkte Ausgabe" der Zeitschrift herauszugeben, „in der dann größere Aufsätze der wissenschaftlichen und pädagogischen Volkskunde" hätten stehen sollen. Eine Ausführung dieses Planes ist jedoch nicht erfolgt.

Die Verbindung der Zeitschrift mit der NS.-Kulturgemeinde wird durch den Reichsbund Volkstum und Heimat hergestellt, der der NS.-Kulturgemeinde eingegliedert ist. „Volk und Scholle" ist demnach als Organ des Reichsbundes zugleich auch Organ der NS.-Kulturgemeinde. Daneben versieht jedoch der Herausgeber, Ministerialrat Ringshausen, für den Gau Hessen-Nassau sowohl die Leitung des Reichsbundes als auch des Amtes Volkstum und Heimat in der NS.-Kulturgemeinde.

„Volk und Scholle" erscheint im eigenen Verlage des Landschaftsbundes Volkstum und Heimat, Gau Hessen-Nassau. Der gleiche Verlag gibt als Ergänzung noch eine Jugendzeitschrift „Der junge Heimatfreund" heraus, die ebenfalls monatlich erscheint. Das Blatt umfaßt je vier Seiten, erscheint mit mehreren Abbildungen und wird in einer Auflage von 85 000 Stück verbreitet. Der Preis ist außerordentlich gering und beträgt im Jahr nur 12 Pfennig. Dieser Hinweis mußte zur Abrundung des Bildes noch gegeben werden.

„Der junge Osten": Ostpreußen wird mit Recht der Gau der sozialistischen Tat genannt. Diese Eigenschaft spiegelt auch die Gauzeitschrift der NS.-Kulturgemeinde wider, die sich „Der junge Osten / Kultur- und sozialpolitische Kampfschrift" nennt. Kein zweites Organ bringt bereits in seinem Untertitel die Verbindung von Kultur und Sozialismus so stark zum Ausdruck. Das spricht die Zeitschrift in ihrem ersten Aufsatz auch programmatisch aus:

> „Ostpreußen und Danzig sind Land des Sozialismus. . . . Unser kulturelles Schaffen wird immer nur Ausdruck unserer sozialistischen Gemeinschaft sein können. Diese Gemeinschaft zu formen und zu gestalten, wollen auch wir uns einsetzen. Wir haben dieses im Untertitel dieser Zeitschrift betont."

Der „Junge Osten" wurde im Oktober 1935 gegründet und in Verbindung mit der Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde von Horst Kerutt und Karl Baldamus herausgegeben. Horst Kerutt zeichnet zugleich als Hauptschriftleiter. Von Heft 1 bis 3 erschien die Zeitschrift in der „Ostdeutschen Verlagsanstalt und Druckerei Gebr. Kaspereit GmbH." in Königsberg, ging aber mit Heft 4 vom Januar 1936 an den „Weichsel-Verlag GmbH." Abteilung Westpreuß. Hofbuchdruckerei in Marienwerder über. Die Zeitschrift mußte im Juli 1936, nach zehn erschienenen Nummern also, aus wirtschaftlichen Gründen wieder eingestellt werden; es besteht jedoch die Absicht, sie mit dem 1. Oktober 1937 neu herauszugeben.

Der Hauptschriftleiter Horst Kerutt nennt den „Jungen Osten" „Ostpreußens und Danzigs erste eigene kulturpolitische Zeitschrift" und stellt damit die Leistung der NS.-Kulturgemeinde deutlich heraus. Das Organ soll sich nicht in die „Pflege und Sammlung blasser, wirklichkeitsferner Ost-Theorien" verlieren, „in deren Hintergrund oft eigene verantwortungslose Überheblichkeit der Verfasser stand". Sein Programm ist vielmehr:

> „Unsere Aufgabe, unser Wollen und unser Kampf wachsen allein aus dem tiefen Glauben an die Sendung eines nationalsozialistischen Ostpreußen, das - nach dem Wort seines Gauleiters und Oberpräsidenten - ,Vorposten dieses vom Führer von Grund auf erneuerten Reiches' und ,Brücke in das Reich und auch in den Nahen Osten' ist."[221])

„Das Bollwerk": Diese Zeitschrift ist eine mittelbare Fortsetzung der von der Provinzialverwaltung Pommern herausgegebenen „Pommerschen Heimatpflege", deren Stoff- und Aufgabenbereich fachlich eng umgrenzt war. Beurteilt man die Entwicklung jedoch nach der Zeitschriftentypologie, so muß man das „Bollwerk" als

eine Neugründung ansprechen, zumal auch keine Bezieher von der „Pommerschen Heimatpflege" übernommen wurden. Der Gründer war Landeshauptmann a. D. Dr. Jarmer. Das erste Heft der Zeitschrift erschien im Februar 1934 und verfolgte das Ziel, die pommersche Bevölkerung mit dem kulturpolitischen Willen des Nationalsozialismus zu durchdringen. Vor allem sollte die Aufgabe und Stellung Pommerns im nordischen und im ostdeutschen Raum geklärt werden. Aus dieser Zielsetzung heraus hat sich das „Bollwerk" den Untertitel „Die NS.-Zeitschrift Pommerns" zugelegt. Um ihr Wollen noch näher auszudrücken, sollen ihre eigenen Worte „Was wir wollen" hier stehen, die sich durch Kürze und Bestimmtheit auszeichnen:

„‚Das Bollwerk' wird Pommerns Volkstum in lebendiger Form darstellen und es wieder dem Menschen im Volke nahebringen. ‚Das Bollwerk' wird auch die politischen Fragen des neuen Reiches behandeln, soweit sie aus der Landschaft erwachsen. ‚Das Bollwerk' bringt außerdem lustige Unterhaltung, Bilder, Zeichnungen, Buchbesprechungen und Berichte aller Art. ‚Das Bollwerk' ist also die Zeitschrift für Wirtschaft, Kultur und landschaftliche Politik. ‚Das Bollwerk' ist die Zeitschrift des Volkes. Mit der Behandlung der vielen großen Lebensfragen geht sie alle an. Aber nicht nur geistiges Rüstzeug soll die neue Zeitschrift Pommern abgeben, sie will auch den Menschen für die Arbeit und die vielen großen Aufgaben im neuen Staate vorbereiten mit: Kraft durch Freude."[222])

Bis zum April 1935 führte Günter Oeltze von Lobenthal die Schriftleitung. Sein ständiger Stellvertreter war Odo Ritter, der zugleich für Kulturelles, Unterhaltung und Buchbesprechungen verantwortlich zeichnete; für Wirtschaft und die Sparte „Blick in den Osten" war Walter Treichel zuständig. Mit dem Maiheft 1935 wird Odo Ritter als Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung genannt; sein Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik ist Walter Treichel. Ab November 1936 zeichnet Odo Ritter schließlich für den gesamten Text und die Abbildungen verantwortlich; als Hauptschriftleiter ist er zugleich Gaupressereferent der NS.-Kulturgemeinde. Den Verlag hat das „Bollwerk" nicht gewechselt; es ist von Anfang an im „Pommerschen Zeitungsverlag GmbH." in Stettin erschienen.

Den Namen „Bollwerk" hat die Zeitschrift gewählt, um damit auszudrücken, daß sie das Organ jener Landschaft des Deutschen Reiches ist, die „fest, wie das Bollwerk in den Häfen der Heimat" auch „in allen Stürmen bewegter Zeitläufte" steht, die zugleich aber auch Bollwerk ist „als Rückhalt für die Grenzmark und für Ostpreußen".[223]) Damit sagt sie, daß sie Heimatzeitschrift im besten Sinne sein will.

Seinen 2. Jahrgang schließt das „Bollwerk" bereits nach elf Monatsheften im Dezember 1935, um sich in der Folgezeit nach dem Ablauf des Kalenderjahres zu richten. 1936 führt die Zeitschrift den Untertitel „Die NS.-Monatszeitschrift" nur noch auf der Innenseite; auf dem Umschlag ist er durch „Zeitschrift für die Pommersche Heimat" ersetzt worden. Im gleichen Jahre hat sie auch Eingang in die Kreise derjenigen Pommern gefunden, die verstreut im Reiche wohnen; sie erfaßt etwa 3000 pommersche Landsleute in den verschiedensten deutschen Gauen, zumeist aber in Mitteldeutschland und der Reichshauptstadt. Diese Ausdehnung des Verbreitungsgebietes ist auf die enge Fühlungnahme mit dem Reichspommernbund zurückzuführen, für den das „Bollwerk" seit Januar 1936 „das offizielle Nachrichtenblatt" geworden ist; damit dient es auch den im Bund vereinigten Landsmannschaften. Zur gleichen Zeit tritt die Zeitschrift auch mit dem Pommerschen Heimatbund in Verbindung, dessen Mitarbeiter regelmäßig in ihrem Inhalt zu Worte kommen sollen; auch diesem Verband wird ein eigener Abschnitt für Tätigkeitsberichte zur Verfügung gestellt.

Mit dem Beginn des Jahres 1937 erhalten auch der Bund Deutscher Osten und, was für diese Arbeit besonders wichtig ist, die NS.-Kulturgemeinde maßgeblichen Einfluß auf das Wesen der Zeitschrift.[224]) Beide Organisationen bekommen eigene

Sparten, die außer den Hinweisen und Bekanntmachungen auch einen kulturpolitischen Teil enthalten. In ihm sind zum Beispiel die „Streitgespräche der Gegenwart" von Gauobmann Paul Eckhardt veröffentlicht worden. Seit 1937 weist sich das „Bollwerk" auch im Innentitel als Organ der genannten Organisationen aus, behält aber die Bezeichnung „NS.-Monatszeitschrift Pommerns" noch bis zum Februarheft bei.

Kennzeichnend für das „Bollwerk" sind seine reichen Feriennummern, die zum Teil mit Fotoausschreiben verbunden sind. Im ganzen ist die Zeitschrift abwechslungsreich und allgemeinverständlich zusammengestellt, entbehrt jedoch nicht der notwendigen Wissenstiefe.

„Monatshefte für Mecklenburg": Im Januar 1925 erschien die Zeitschrift zum ersten Male unter dem Namen „Mecklenburgische Monatshefte". Sie wurde im „Heimatverlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung, O. Kärst" in Ludwigslust veröffentlicht und von Johannes Gillhoff, der zugleich Herausgeber und Schriftleiter war, geleitet. Noch im ersten Erscheinungsjahre wurde der Verlag jedoch nach Rostock verlegt. Die „Monatshefte" wollten eine „besonders geartete Heimatzeitschrift" sein, „die die kulturellen Güter aufs Neue sammelt und ausbreitet"; daneben sollte aber die Erörterung des zeitgenössischen Schaffens nicht vernachlässigt werden.[47])

Nach der nationalsozialistischen Revolution gehen die „Monatshefte" auch auf die Arbeit des Kampfbundes für deutsche Kultur ein. Im Oktober 1933 bringen sie einen Aufruf zum Beitritt und das Novemberheft widmet ihm sogar eine eigene Sparte „Aus der Kampfbundarbeit in Mecklenburg". Die Umgestaltung zum Organ der NS.-Kulturgemeinde erfolgt jedoch erst nach dem Septemberheft 1936. Da sich die Zeitschrift in wirtschaftlichen Schwierigkeiten befand und ihr außerdem die „Gefahr der Entfremdung vom tätigen Leben der Gegenwart" drohte, machte sich die Umwandlung notwendig.[225])

Das Oktoberheft der Zeitschrift erscheint nun sogleich mit verändertem Titel, der die Bindung an den nationalsozialistischen Gau stärker betont: „Monatshefte Mecklenburg-Lübeck". Herausgeber ist Friedrich Griese, und für den Inhalt zeichnet Gauhauptstellenleiter Wilhelm Bartholdy verantwortlich; er wird in der Schriftleitung von Otto Kärst, dem Mitbegründer der „Mecklenburgischen Monatshefte", und Otto Brinckmann unterstützt. Zugleich tritt auch ein Verlagswechsel ein; die „Monatshefte" gehen in den Gauverlag „Niederdeutscher Beobachter GmbH." in Schwerin über. In ihrer neuen Gestalt erscheint die Zeitschrift als Organ einer Reihe amtlicher Stellen; sie bezeichnet sich im Untertitel selbst als:

> „Amtliche Mitteilungen für Kultur- und Heimatpflege der Gauleitung Mecklenburg-Lübeck der NSDAP., des Heimatdienstes Gau Mecklenburg-Lübeck e. V. in der NS.-Kulturgemeinde Gau Mecklenburg-Lübeck, der Landesstelle Mecklenburg-Lübeck des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, des Mecklenburgischen Staatsministeriums, des Deutschen Gemeindetages Landesstelle Mecklenburg und des Senats der Freien und Hansestadt Lübeck."

Der „Heimatdienst Gau Mecklenburg-Lübeck e. V." stellt eine Zusammenfassung aller Heimatarbeit dieses Gaues in einer einzigen Mittelstelle dar, die von den kulturellen Dienststellen der Partei, ihren Gliederungen und den nationalsozialistischen Verbänden getragen wird. Sie ist der NS.-Kulturgemeinde angegliedert; auf diese Weise nimmt die NS.-Kulturgemeinde auch auf die innere Gestaltung der Zeitschrift Einfluß.

Über die Aufgaben der Zeitschrift sagt Gauhauptstellenleiter Wilhelm Bartholdy:

> „Möge wahrhafter Geist neben unermüdlichem Arbeitssinn, Freude am stillen Feierabend neben glücklicher Genugtuung über den Reichtum unserer Heimat dem Leser aus ihnen entgegenklingen."[226])

Nach den Worten des Herausgebers Friedrich Griese will die Zeitschrift mit der genannten Änderung ihres Titels zum Ausdruck bringen, daß sie nun „in bestimmter und eindeutiger Weise dem lebendigen Willen der Gegenwart" dienen will, „ohne dabei jemals außer acht zu lassen, daß das Gebiet der Zeitschrift nicht das der Tageszeitung ist".227) Die „Monatshefte" sollen in ihrer Arbeit, getragen von den genannten Organisationen, in allen Kreisen der mecklenburgischen Bevölkerung Eingang finden. Ihr Verbreitungsgebiet soll zumal auch auf die ländlichen Gegenden ausgedehnt werden. Mit der Umgestaltung ist auch eine Erhöhung der Seitenzahl in den Einzelheften eingetreten, statt 56 umfassen sie jetzt 64 Seiten; zugleich ist aber der Bezugspreis von 90 auf 70 Pfennig gesenkt worden. Die anfängliche Steigerung der Auflage, die die Umgestaltung begleitete, konnte ihre einmalige Höhe von 10 000 Stück im Oktober 1936 nicht halten; im nächsten Monat beträgt sie 4000 und im Jahrgang 1937 ist sie mit 2200 Stück annähernd wieder auf der gleichen Höhe wie vor dem Wechsel.

Auf dem Aprilheft 1937 muß die Zeitschrift ihren Titel nochmals ändern, da Lübeck aus dem Gauverband ausgeschieden ist und nun zu Schleswig-Holstein gehört. Sie heißt jetzt „Monatshefte für Mecklenburg". Seit der gleichen Zeit wird sie auch vom Senat der Stadt Lübeck nicht mehr als amtliches Organ benutzt. Ebenfalls mit dem Monat April legt Friedrich Griese die Herausgeberschaft der „Monatshefte" nieder, ein Entschluß, der sich „als Folge des weiteren Ausbaus der ‚Monatshefte für Mecklenburg'" in Übereinstimmung mit dem Verlag dartut.

Das äußere Bild der Zeitschrift hat seit der Übernahme des Organes durch die NS.-Kulturgemeinde eine zweifache Veränderung erfahren. Im Oktober 1936 wird die Titelseite, die bis dahin stark konstruktiv gestaltet war, mit dem Sinnbild des Sonnenrades geschmückt, das im Juni 1937 mit „Fibel von Häven" als Fund aus der jüngeren Steinzeit bezeichnet wird. Der Jahrgang 1937 beginnt wieder mit verändertem Umschlag; er weist einen glatten steifen Deckel auf, der in schwarzem Druck Namen und nähere Bezeichnung des Heftes sowie jeweils einen Holzschnitt aus der mecklenburgischen Heimat bringt.

Die „Monatshefte" sind auch in weitem Maße unter volksdeutschen Kolonisten verbreitet, denen sie eine wertvolle Verbindung zur Heimat darstellen.

Über den Mitarbeiterkreis kann die Zeitschrift durch den „Heimatdienst" im Juni 1937, der ihr 150. Heft darbietet, sagen:

> „ . . . alle, ausnahmslos alle Stände und Berufe im Lande meldeten sich zu Wort, und jeder hatte etwas beizutragen an kostbarem Heimatgut, . . . Und dazu kamen die Künstler: die bekannten sowohl wie die unbekannten, die Maler und die Zeichner und die heimlichen Dichter . . ."

Zusammenfassend sagt Wilhelm Bartholdy im Oktober 1936:

> „Echtem, tiefem Humor gehört der gleiche Platz, wie mahnendem Ernst und verhaltener Andacht vor den Wundern der Natur unseres Gaues und der Seele unseres Volksstammes."

Im Rahmen der Umorganisation der NS.-Kulturgemeinde werden die „Monatshefte für Mecklenburg" von der NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude, Amt Feierabend in der Gaudienststelle Mecklenburg, übernommen, an die auch die Schriftleitung übergeht.228)

„Niedersachsen": Im Sommer 1895 wurde von niedersächsischen Heimatfreunden die Gründung einer Heimatzeitschrift angeregt, die das in Soltau erschienene, aber eingegangene Organ des „Niedersachsen" in neuer und erweiterter Form fortsetzen sollte. Als sich in Carl Eduard Schünemann in Bremen der geeignete Verleger gefunden hatte, konnte am 1. Oktober 1895 die Zeitschrift zum ersten Male unter dem Namen „Niedersachsen" erscheinen. Sie stand unter Leitung der Brüder August und Friedrich Freudenthal. Die ersten Jahrgänge werden maßgeblich durch Wiedergabe dichterischer Arbeiten bestimmt. Aber auch die Behandlung des landschaftlichen

Volkstums wurde nicht vergessen. Dazu wurde das Augenmerk auf die bildende Kunst gelenkt. Aus dem großen Kreis der Mitarbeiter sollen nur die auch heute noch bekannten Wilhelm Busch, Detlev von Liliencron, Börries von Münchhausen, Carl Bulcke, Adolf Bartels, Martin Greif, Hermann Löns und Heinrich Sohnrey genannt werden. Hermann Löns stand nach dem Tode August Freudenthals, 1898, auch eine Zeitlang in leitender Stellung.

Die ausgesprochene Begrenzung auf niedersächsisches Volkstum wurde der Zeitschrift erst mit dem Jahrgang 1902/03 gegeben, mit dem Hans Pfeiffer die Schriftleitung übernahm. Dazu kam, daß elf Heimatvereine sie zu ihrem Vereinsorgan machten. Eine genaue Schilderung dieses Entwicklungsganges gibt die Zeitschrift selbst in ihrem 25. Jahrgang; Heft 1 und 2 vom Oktober 1919 enthalten einen ausführlichen Aufsatz „Niedersachsen im Dienste der Heimat". Im Oktober 1926 übernimmt Wilhelm Plog die Hauptschriftleitung, sein Stellvertreter ist Otfried Rademacher. Diese beiden Männer müssen jetzt schon genannt werden, da sie später wieder auftreten.

Mit dem Februarheft des Jahres 1933 erscheint die Zeitschrift in neuer Form als „Niedersachsen / verbunden mit Tide und Schimmelreiter / Norddeutsche Monatshefte für Heimat und Volkstum / Organ des niedersächsischen Ausschusses für Heimatschutz". Einen Monat später, im März 1933, wird die Zeitschrift bereits vom Kulturbund Niedersachsen herausgegeben und trägt nun den Untertitel „Monatsschrift für Kultur und Heimatpflege in Niedersachsen". Mit dem gleichen Zeitpunkt ist das Organ aus dem Verlage der Gustav Winterschen Buchhandlung in Bremen auf den genannten Kulturbund mit dem Verlagsort Hannover übergegangen. Für den Inhalt ist nunmehr Kurt Voß verantwortlich.

> „Die Zeitschrift Niedersachsen in ihrer veränderten und erweiterten Form will diesem Gedanken für das niedersächsische Landschafts- und Kulturgebiet dadurch dienen, daß sie den Beitrag Niedersachsens zur deutschen Kultur in Vergangenheit und Gegenwart klar herausstellt, das kulturelle Gewissen schärft, das Wissen um den stammestümlichen Aufbau deutscher Volkskultur weckt und fördert und einen Ansatzpunkt für ihre Erneuerung aus dem Geiste der Landschaft schafft."[229])

Im September des Jahres 1933 tritt die Zeitschrift „Niedersachsen" als Organ der Landesleitung Niedersachsen des Kampfbundes für deutsche Kultur auf. Daneben bedienen sich ihrer noch die Landesstelle Niedersachsen des Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, die Deutsche Bühne e. V., Landesleitung Niedersachsen, sowie der Volksbund für das Deutschtum im Ausland, Landesverband Niedersachsen. Im Februar 1934 tritt zu diesen Organisationen noch der Gau Niedersachsen im Reichsverband deutscher Schriftsteller. Die Schriftleitung führt weiterhin Kurt Voß; Herausgeber ist Dipl.-Ing. August Schirmer, der Landesleiter des Kampfbundes für deutsche Kultur. Der Verlag ist auf den „Niedersächsischen Beobachter GmbH." in Hannover übergegangen. Zugleich erfolgt die Druckanordnung nunmehr in zwei Spalten gegen bisher nur einer, wovon allein die Sparte „Niedersächsische Umschau" eine Ausnahme bildete.

Mit der Umorganisation des Kampfbundes und der Deutschen Bühne wird die Zeitschrift im Oktober 1934 zum Organ der NS.-Kulturgemeinde in der NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude, Gau Südhannover-Braunschweig; Landesleiter Schirmer wird zugleich auch Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde. Im folgenden Novemberheft führt wieder Wilhelm Plog die Schriftleitung.

Nachdem der Herausgeber August Schirmer im November 1935 bereits als Vorsitzender des Vereins der Freunde der NS.-Kulturgemeinde e. V. gezeichnet hatte, übernimmt im Januarheft des folgenden Jahrgangs der neue Gauobmann, Ludwig Zacharias, die Herausgeberschaft. Dieser Wechsel soll sich nach den Worten des neuen Herausgebers aber nicht als Wegänderung auf die Zeitschrift auswirken. Mit dem August 1936 verzichtet das Organ auf alle Untertitel und nennt sich

einfach „Niedersachsen"; nur seine Herkunft gibt es in den Worten „verbunden mit Tide und Schimmelreiter" an.

Die Mitteilungen der NS.-Kulturgemeinde werden in der Sparte „Niedersächsische Umschau" gesammelt, die Berichte aus dem gesamten Kulturleben der Landschaft enthält. Wichtig für die Arbeit der Zeitschrift „Niedersachsen" ist, daß sie sich in besonders breitem Maße mit den Fragen der plattdeutschen Mundart befaßt und auch viele Beiträge in dieser Mundart veröffentlicht. Daneben hat sie ihre Bedeutung durch die reiche Verbreitung unter den Volksdeutschen erhalten. Zu den niedersächsischen Landsleuten in aller Welt spricht eine besondere Sparte, genannt „Die Niedersachsenbrücke", die seit Februar 1935 regelmäßig erscheint. Während der ersten drei Monate betrug die Zahl der Auslandsstücke der Zeitschrift nur einige hundert, sie konnte aber mit der Mainummer 1935 bereits verzehnfacht werden. Die Stimmen der Volksdeutschen, die aus allen Erdteilen eintreffen und vielfach veröffentlicht werden, legen ein beredtes Zeugnis von der Wichtigkeit und dem Wert dieser Arbeit ab.

„Schwabenland": Der Teil Bayerns, der stammesmäßig zum alemannischen Kreis gehört, der Gau Schwaben also, wenn man von heute noch bestehenden Unregelmäßigkeiten absieht, hat als einzige süddeutsche Landschaft eine eigene Zeitschrift als Organ der NS.-Kulturgemeinde aufzuweisen. Das mag aus eben der Tatsache herzuleiten sein, daß hier schwäbisches Volk in bayerischem Land seine Eigenart nachdrücklich darstellen will. Das „Schwabenland" ist aus zwei bereits bestehenden Zeitschriften gegründet worden. Die eine ist das „Schwäbische Museum", das 1925 als „Zeitschrift für Bayerisch-Schwaben, seine Kultur, Kunst und Geschichte" entstanden ist. Sie stellte die „Mitteilungen des Schwäbischen Museumsverbandes" dar und wurde im Januar 1933 von Kreisheimatpfleger Barthel Eberl in Verbindung mit dem Museum der Stadt Ulm a. D. und den übrigen angeschlossenen Museen herausgegeben; Schriftleiter war ebenfalls Eberl. Die andere Zeitschrift ist die „Schwäbische Naturkunde", die erst 1933 gegründet wurde und im Dienste des Naturwissenschaftlichen Vereins für Schwaben stand; die Schriftleitung führte Ludwig Wegele. Diese zweite Zeitschrift ist für das spätere „Schwabenland" in ihrer Ausstattung mitbestimmend gewesen; auch die Aufgliederung des Inhaltes richtet sich in den anfänglichen Heften zu einem erheblichen Teil nach den Richtlinien, die auch dieses Organ aufgestellt hatte.[230])

Mit dem Januar 1934 erscheint nun das „Schwabenland" als 10. Jahrgang des „Schwäbischen Museums", dessen Lesern bei nichterfolgter Abbestellung die neue Zeitschrift geliefert wurde, und als 2. Jahrgang der „Schwäbischen Naturkunde". Von seinem zweiten Hefte ab führt es den vollen Untertitel:

> „Zeitschrift der Landschaft Ostschwaben des Reichsbundes Volkstum und Heimat (Verband für schwäbische Kultur- und Heimatpflege) und der NS.-Kulturgemeinde in der NS.-Gemeinschaft ‚Kraft durch Freude', Gaudienststelle Schwaben der NSDAP."

Die Schriftleitung versieht Ludwig Wegele aus Augsburg, der von der „Schwäbischen Naturkunde" kommt, in Verbindung mit Barthel Eberl aus Obergünzburg, der das „Schwäbische Museum" von 1931-1933 leitete. Die Zeitschrift erscheint von Anfang an in monatlichen Abständen. Seit Februar 1934 liegt ein Mitteilungsblatt des Gaukulturamtes bei, das ab Oktober 1936 in Form eine Sparte erscheint mit dem Titel „Mitteilungen der Hauptstelle Kultur in der Gaupropagandaleitung und der Gaudienststelle der NS.-Kulturgemeinde".

Auf eine Zuschrift aus dem Leserkreise hin entschließt sich mit dem Jahrgang 1935 die Schriftleitung dazu, die bereits seit Gründung der Zeitschrift bestehende Sparte „Aus der schwäbischen Welt" inhaltlich zu erweitern und im Umfange von jeweils einem Bogen jedem Heft beizugeben. Die Sparte, die damit fast zur Beilage wird, ist im Gegensatz zum Hauptteil nicht auf Kunstdruckpapier gedruckt

und umfaßt Fundberichte, Rundfragen, Buchbesprechungen, Hinweise und Berichte über die verschiedenen Gebiete der Landschafts- und Volkskunde; auch die Heimatverbände finden dort ihren Raum.

Im Augustheft 1936 finden wir die Mitteilung, daß der Gründer und bisherige Schriftleiter, Ludwig Wegele, „auf eigenen Wunsch wegen starker Belastung durch seine städtischen beruflichen Aufgaben" die Schriftleitung niedergelegt hat. An seine Stelle tritt mit Zustimmung des Gauleiters und im Auftrag der Gaupropagandaleitung Richard Knussert. Auch er wird in seiner Tätigkeit von Barthel Eberl unterstützt.

Als Programm des „Schwabenlandes" wird in einem Aufruf an die Leser vom August 1935 angegeben:

> „Als kulturpolitische Zeitschrift des Gaues Schwaben sieht die Schriftleitung ihre Aufgabe darin, die Leser in abwechslungsreicher Form und durch leicht verständliche und interessante Aufsätze mit ihrem schwäbischen Volksstamm, dessen Sitten und Vergangenheit vertraut zu machen. Jeder, ganz gleich welchen Standes und Berufes, findet im ‚Schwabenland' irgendetwas, was ihn interessiert und was sein Wissen erweitern kann."

Die Verbindung zur NS.-Kulturgemeinde ist einmal gegeben durch die Bezeichnung als amtliches Organ, danben besteht aber eine Amtsverbindung in der Person des Hauptschriftleiters, der zugleich Gauobmann der NS.-Kulturgemeinde ist.

Das „Schwabenland" hat noch eine Ausgabe B, die sich von der Ausgabe A aber lediglich durch eine hinzukommende Beilage „Volk und Heimat" unterscheidet. Die Beilage ist „Monatsschrift des Landesverbandes für nationale Volkserziehung e. V." und vom Staatsministerium für Unterricht und Kultus anerkannt und empfohlen.

Der Mitarbeiterkreis setzt sich aus Männern der Natur- und Volkstumsforschung zusammen. Seine Nennung würde zu viel Raum nehmen, ist jedoch in den jeweiligen Heften ausführlich angegeben.

„Heimat und Reich": In Westfalen erscheint unter dem Titel „Heimat und Reich" eine Kulturzeitschrift, die als „Monatshefte für westfälisches Volkstum" zugleich eine Fortsetzung der „Westfälischen Heimat" (19. Jahrgang) und der „Heimwacht (Trutznachtigall)" (18. Jahrgang) bildet. Sie wird von Landeshauptmann Kolbow, dem Leiter des Westfälischen Heimatbundes, herausgegeben; Hauptschriftleiter ist Josef Bergenthal, Landesleiter der Reichsschrifttumskammer. Die Zeitschrift ist für beide Westfalengaue, für Nord und Süd, gültig, denn der Verlag hat seinen Sitz in Bochum, also in Westfalen-Süd, die Schriftleitung aber befindet sich in Münster, also in Westfalen-Nord, außerdem ist der Herausgeber zugleich Landeshauptmann für ganz Westfalen.

Die Verbindung dieser Zeitschrift zur NS.-Kulturgemeinde ist dadurch gegeben, daß unter den Organisationen, mit denen zusammen der Westfälische Heimatbund das Organ herausgibt, auch die NS.-Kulturgemeinde genannt ist. Eine enge Mitarbeit besteht jedoch nicht, geben doch beide Gaudienststellen Westfalen dem Verfasser in einer Mitteilung bekannt, daß sie keine Zeitschriftenarbeit in ihrem Gaubereich leisten. Daher ist auch auf eine nähere Würdigung der Zeitschrift verzichtet worden.

Die Überwindung der begrenzten Wirkungsdauer

„Ein geschickter Herausgeber wird seine Beiträge so einordnen und die Aufträge zuvor so vergeben, daß sich eine Arbeit auf der anderen aufbaut und alle sich gemeinsam gegenseitig fundieren, so daß der Leser gleichsam ein geschlossenes Ganzes vorgesetzt erhält. Dieses in sich gefestigte Gefüge wirkt stärker, überzeugender als lose und zufällig aneinandergereihte Aufsätze."

(Heinz Grothe: „Die Aufgaben der Kritik in der kulturpolitischen Zeitschrift der Gegenwart" in „Der Zeitschriften-Verleger" vom 27. März 1935.)

Stoff und Stil machen noch nicht das Wesen einer Zeitschrift aus. Ihre Wirkung beruht zu einem großen Teil auf der publizistischen Gestalt, in der sie dem Leser entgegentreten. Darunter kann man die gesamte Anlage und den Aufbau einer Zeitschrift verstehen, Umbruch und Ausstattung. Dieser Abschnitt unserer Darstellung soll sich aber nur mit einer Erscheinung befassen, die in der Überschrift als Überwindung der begrenzten Wirkungsdauer bezeichnet ist. Was besagt dieser Begriff?

Die Presse ist eine periodische Veröffentlichung, deren einzelne Ausgaben sich in mehr oder minder kurzen Zeiträumen folgen. Bei der Tageszeitung beträgt dieser Abstand nur einen Tag, in vielen Fällen sogar noch weniger. Diese Erscheinung ist durch die starke Zeitgebundenheit der Tageszeitung bedingt, da bei längeren Abständen der Inhalt veraltet und sein Gegenwartswert verlischt. Die Zeitung interessiert dann nicht mehr. Bei der Zeitschrift liegt im Grunde dieselbe Erscheinung vor, nur daß sie hier erheblich abgeschwächt ist. Der Zeitschrifteninhalt ist bei weitem nicht so ausschließlich von den Zeitnachrichten abhängig; das drückt sich auch schon in der Tatsache ihrer meist monatlichen Erscheinungsweise aus.

Wenn nun aber doch Heft auf Heft folgt, gerät bei jedem neuen das vorhergehende in Gefahr, vergessen zu werden. Zwar hat sich der Leser in der Zwischenzeit einen großen Teil des Inhaltes angeeignet, im entscheidenden Augenblick bedarf er aber oft noch einmal der Stütze des tatsächlichen Druckerzeugnisses. Praktisch kann er auch gar nicht den ungeheuren Stoff, den er täglich in den verschiedensten Formen bewältigen muß, restlos erfassen. Es ergibt sich also die Frage, wie vom Erscheinen eines jeden Zeitschriftenheftes die Brücke in die Vergangenheit zu den bereits vorher veröffentlichten geschlagen, wie aber auch schon der Blick auf den ferneren Weg gerichtet werden kann. Die einzelnen Hefte sollen also nicht vereinzelt stehen, sondern untereinander verbunden werden und gleichsam nur Meilensteine einer langen Straße sein.

Diese Wirkung kann man auf zweierlei Weise erreichen. Einmal verleiht man dem Einzelstück eine starke Betonung, um es so dem Leser einprägsamer zu machen. Der Leser gleicht dann dem Wanderer, der an den weithin leuchtenden Kilometersteinen die Bahn seines Weges erkennt. Das andere Mal zieht man durch die verschiedenen Hefte den berühmten „roten Faden", knüpft so in jedem unmittelbar an das vergangene an und reiht die Einzelnummern zur Folge. In diesem Falle tastet sich der Leser gewissermaßen an den Balken des Geländers, das an vielen Straßen die Steine miteinander verbindet, vorwärts und findet so auch in der Dunkelheit jedes kommende Wegzeichen.

Die Betonung des Einzelstückes und die Bildung der Folge sind die zwei Möglichkeiten, in denen die zeitliche Vergänglichkeit des einzelnen Heftes überwunden werden kann. Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde haben beide besonders ausgeprägt.

Die Betonung des Einzelstückes: Grundlegend für die Anlage eines Sonderheftes ist das Thema, das es sich stellt. In der bisherigen Entwicklung der kulturellen Zeitschrift standen nur wenige Möglichkeiten für die Stoffwahl im Vordergrund. Hauptsächlich waren es Gedenktage, zu denen die Leistungen mehr oder minder bedeutender Männer herausgestellt wurden. Vor der Übernahme durch die NS.-Kulturgemeinde gab die „Musik" bis zum Oktober 1932 120 Sonderhefte heraus; davon entfielen allein auf Wagner 15 und auf Beethoven 14.[231]) Außerdem erschienen sehr regelmäßig besondere Hefte zur Ferienzeit und zum Weihnachtsfest. Auch einzelne Fachgebiete wurden von stofflich umfassenden Zeitschriften mehrfach gesondert behandelt.

Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde haben diese Möglichkeiten des Sonderheftes grundsätzlich beibehalten; sie haben ihren Inhalt aber erheblich erweitert und vertieft. Es finden sich in den verschiedenen Organen und Jahrgängen fast alle die Themen behandelt, die der erste Teil unserer Darstellung im Überblick über den stofflichen Umfang gab. Im folgenden sollen sie jedoch noch einmal in wenigen klaren Gruppen herausgearbeitet und gegen die Unternehmungen der vergangenen Zeit gestellt werden.

1. Männer der Geschichte und Gegenwart sind vom nationalsozialistischen Standpunkt aus gesehen. Schon ihre Auswahl ist weltanschaulich und nicht museal bestimmt. Wo abzulehnende Persönlichkeiten in Sonderheften behandelt werden, geschieht es um eines Größeren willen.

2. Die Bedeutung des Jahreslaufes wurde bisher fast ausschließlich durch Sondernummern zur „Badesaison" und das obligate Weihnachtsheft, das eine fruchtbare Möglichkeit für die Besprechung des Büchermarktes bot, dem Leser nahegebracht. Allenfalls war noch ein Karnevalsheft mit heiteren Beiträgen angefüllt.

Ferienhefte sollen in den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde „zum Nachdenken (und zu Taten) anregen";[232]) sie bringen nicht nur einen erweiterten Unterhaltungsteil, sondern auch die Aufsätze des Hauptteils sind „auf die sommerliche Schau unserer schönen Landschaft eingestellt" und lassen so die Ferien zum nachdrücklichen Erlebnis werden.[233]) Ebenso bietet Weihnachten nicht eine stimmungsvolle Gelegenheit für allerlei Beiträge; die „Westmark" widmet ihr Dezemberheft 1933 „dem Erlebnis der Weihnacht und der Geburt des neuen Menschen". Neben diese wenigen Möglichkeiten des jahreszeitlichen Sonderheftes hat die nationalsozialistische Bewegung neue Angelpunkte des Jahres geboren oder wiedererweckt.

3. Die Sondernummern über Fachgebiete rücken innerhalb der Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde ganz vom bisherigen Gebrauch ab. Sie behandeln nicht spartenmäßig aus dem Gesamtbereich des Stoffes ausgetrennte Sondergebiete oder Sektoren, und man kann sie darum auch nicht in einer größeren Anzahl aneinanderreihen, um dadurch, wie aus den Bänden eines Werkes, eine abgeschlossene Stoffschau zu erhalten. Sonderhefte sind in diesem Sinne keine Dominosteine. Die einzelnen Themen sind stets im Hinblick auf die Gesamtheit des Lebens nicht herausgeschält, sondern organisch gebildet. Hier lebt die Auffassung von der kulturellen Einheit, die sich schon in der äußeren Namensgebung der Hefte ausspricht. Daran wird deutlich, daß die einzelnen Schilderungen in sich geschlossen dastehen, auf breitem Raume aber ineinandergreifen. Eine Doppelbehandlung des Stoffes ist aber allein dadurch ausgeschlossen, daß jeder behandelte Gegenstand immer in einem neuen Schaffenskreis gesehen ist. Die Sonderhefte sind somit nicht nach Sachen und Dingen zusammengestellt, sondern nach lebenswichtigen Wachstumsgruppen.

4. Ohne richtungweisendes Vorbild in der Publizistik stehen jedoch die landschaftlichen Sondernummern der deutschen Kulturzeitschrift da. Unsere Zeit hat sich auf die Eigenart und die wesentliche Bestimmung der deutschen Stämme innerhalb des gesamten Volks besonnen und damit auch die heimatlichen Landschaften dieser Stämme in den Vordergrund der Behandlung gerückt. Ein bedeutender Teil dieser Bestrebungen ist vor den Bemühungen unserer Zeitschriften bereits auf dem Gebiete

der Dichtung von Josef Nadler ausgegangen. Seine Leistung ist auch in den behandelten Zeitschriften spürbar.

Ob nun die Reichsorgane der NS.-Kulturgemeinde sich mit der kulturellen Gestaltung ganzer Gaue oder Marken befassen, oder ob die Gauzeitschriften sich den Landstrichen ihrer engeren Heimat widmen, immer ist die Verbundenheit von Mensch und Landschaft Ausgangspunkt der Betrachtungen. Die Bezeichnung als landschaftlich bestimmtes Sonderheft trifft daher nicht nur den einen Pol, der in der Behandlung des Bodens und der Heimat liegt; sie betont mit dem gleichen Begriff auch das in der Landschaft ansässige Volkstum, das erst zur Bildung der Synthese Blut und Boden führt.

Die Reichszeitschriften beschäftigen sich verhältnismäßig wenig mit solchen landschaftlichen Sonderheften. In weiterem Maße bedient sich von ihnen allein „Ich lese" dieser Möglichkeit. Dagegen gehen die Gauzeitschriften diesen Weg recht oft. Die Menschen einer bestimmten Landschaft des Reiches haben zu den einzelnen Teilen dieser Landschaft engere Bindungen, schon weil sie sie meist aus eigener Anschauung kennen, als die Menschen im Reich zu einem Gau, der ihnen unbekannt ist. Dazu kommt, daß eine Zeitschrift, die über das ganze Reich verbreitet ist, sich nicht in landschaftlichen Sondernummern erschöpfen darf; dieses Unternehmen führt zu journalistischer Eintönigkeit.

Es sind aber nicht nur ganze Landschaften, wie das Ahrtal in den „Rheinischen Blättern" oder der Harz in der Zeitschrift „Niedersachsen", die den Raum einer Sondernummer füllen können; auch Städte sind dieser Würdigung wert. Bis zu ihrem fünfzigsten Heft im Februar 1929 weisen die „Monatshefte für Mecklenburg" folgende Städtehefte auf: Schwerin, Rostock, Güstrow, Neubrandenburg, Hagenow, Röbel, Ludwigslust; in Vorbereitung befinden sich: Doberan, Bützow und Ratzeburg.[17]) Das „Schwabenland" beschäftigt sich im Januar/Februar-Heft 1935 mit seiner Gauhauptstadt Augsburg, nachdem schon das Novemberheft 1934 allein dem Augsburger Dom gewidmet war.

Den Gauzeitschriften ist daneben noch eine andere Möglichkeit gegeben. Sie behandeln des öfteren in Sonderheften den gesamten Umfang ihres Gaugebietes, nur stellen sie diese Betrachtung unter einen bestimmten Gesichtspunkt. Oberschlesien wird im November 1933 anhand seines Schrifttums als „Grenzland" behandelt; das Schwabenland tritt uns im April/Mai 1937 in seiner traditionsreichen Anmut entgegen. Dazu gesellt der „Deutsche Kulturwart" sein Sonderheft „Märkische Heide - Märkischer Sand", dessen Inhalt die harte Kargheit märkischen Bodens und die Arbeitsamkeit seiner Menschen spiegelt.

Dabei ist die Themenstellung der einzelnen Sonderhefte so schlagkräftig und ausdrucksvoll, daß die Tageszeitungen in ihren Besprechungen vielfach das Thema des besprochenen Heftes auch als Überschrift ihres Artikels setzen. Oft stehen diese übertragenen Benennungen sogar ohne Anführungszeichen. Vor allem in den Beiträgen über den „Deutschen Kulturwart" kommt das zum Ausdruck.

Wie sich die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde durch die Themenstellung ihrer Sonderhefte von den bisherigen Unternehmungen ähnlicher Art unterscheiden, so setzen sie sich noch mehr dadurch ab, daß sie im Sonderheft eine wesentliche Verdichtung des Inhaltes anstreben. In den Jahren des kulturellen Niederganges verlor die Sondernummer den Klang des Besonderen, den ja ihr Name deutlich ausdrückt, mehr und mehr und wurde folgerichtig von einer Steigerung der Zeitschriftenarbeit zur täglichen Gewohnheit. Damit hatte sie aber ihren Wert eingebüßt. Hier muß nun ein Wort über die grundsätzliche Berechtigung des Sonderheftes gesagt werden.

Ist das inhaltlich abgerundete und eigens betonte Einzelstück nur in Abständen möglich, oder kann es, ohne dabei einen Schaden zu erleiden oder ihn hervorzurufen, in steter Folge erscheinen?

Das „Schwabenland" hat in seinem 1. Jahrgang 1934 alle zwölf Hefte unter besondere Gesichtspunkte gestellt und damit einen ganzen Jahresband nur mit Sonderheften gefüllt. Dieser Fall mag unserer Untersuchung als Beispiel dienen, da er tätsächlich im Leserkreis begründeten Widerspruch ausgelöst hat. Das Januar-Februar-Heft 1935 teilt uns einen „Brief an die Schriftleitung" mit, der die ausschließliche Bildung von Sonderheften heftig angreift. Er muß in kurzen Auszügen abgedruckt und abschnittsweise erörtert werden.

> „Wesentlich ist der . . . Gesichtspunkt, daß es Leute gibt, die sich für schwäbische Gotik nicht interessieren und infolgedessen das ganze Heft verärgert weglegen. Das führt im Leserkreis zur Interesselosigkeit, denn der nächste interessiert sich nicht für schwäbische Musik und der übernächste nicht für die Geologie von Nordschwaben usw. Wenn aber der Inhalt gemischt wäre, wäre der Leser gezwungen, das Ganze durchzublättern, um zu sehen, ob etwas drin ist, was ihn interessiert, und, wenn er solches findet, wird er sich trotzdem noch über die Nummer freuen. Aber selbst angenommen, ich interessiere mich als eben dieser Leser für schwäbische Gotik, so ärgere ich mich trotzdem noch, weil außerdem rein gar nichts im ganzen Heft enthalten ist."

Dazu muß gesagt werden, daß es eine Zeitschrift, die es jedem rechtmacht, nicht gibt; es sei denn, sie beschränke sich auf nur einen Leser, für den sie dann allerdings zu einer recht teuren Einrichtung wird. Die nationalsozialistische Zeitschrift hat diesen Ehrgeiz aber gar nicht. Sie ist ein Erziehungsmittel, das sich nicht von den wechselhaften Stimmungen leiten läßt; sie hat aber ebensowenig das Ziel, tatsächlich vorhandene Sonderinteressen zu stützen, dadurch noch auszubauen und weiter zu vereinzeln. Die deutsche Kulturzeitschrift hat das starke Bestreben, das im bisherigen Verlauf dieser Darstellung genügend berücksichtigt wurde, den Leser zu einer ganzheitlichen Weltanschauung zu führen. Darum muß sie ihm, wie es Josef Buchhorn von seinem „Deutschen Kulturwart" wörtlich sagte, auch „etwas zumuten".[234]) Und zu diesen Zumutungen gehört eben das Sonderheft. Man kann nur in einer zusammenhängenden Darstellung etwas wirklich Umfassendes und Tiefgültiges über einen bedeutenden Themenkreis sagen; denn Einzelaufsätze, die durch mehrere Hefte verstreut erscheinen, gehen auch immer nur als Einzelbetrachtungen in die Gedanken des Lesers ein. Es steht ihm freilich die Möglichkeit offen, in seinem eigenen Inneren die Teilstücke zusammenzufügen; seine Beharrlichkeit wird ihn aber stets in größerem oder kleinerem Maße daran hindern. Warum soll die Zeitschrift also nicht die Möglichkeit einer gründlichen Arbeitsleistung ausnützen, wenn sie ihr gegeben ist! Das gibt auch der Verfasser des Briefes zu:

> „Es spricht manches dafür. Man nimmt das Heft beispielsweise über ‚schwäbische Gotik' in die Hand und ist über den Gegenstand im Bilde."

Er bestätigt darin die geringe Beweglichkeit des Lesers, der sich freut, alles gleich beieinander zu haben; aber er sieht auch nicht viel mehr als nur diesen Vorteil und folgert daraus sogleich Zugeständnisse.

> „Es spricht aber noch mehr dagegen, denn, wenn ein halbes Jahr später wieder ein Aufsatz kommt über schwäbische Gotik, fehlt er in dem Heft, das man in die Hand nimmt. Auf diese Weise schafft sich der Redakteur selbst Fesseln, er darf dann aber über schwäbische Gotik nichts mehr bringen, bis er wieder ein ganzes Heft beieinander hat. Wollen Sie das?"

Damit trägt der Schreiber dieses Briefes die Betrachtungen auf ein anderes Gebiet, das auch in unserer Darstellung bereits grundsätzlich behandelt wurde. Er verweist das Sonderheft in den Bereich der Form. Die Starrköpfigkeit des Schriftleiters legt sich lieber Fesseln des gedanklichen Inhaltes an, um der freischwebenden, ästhetischen Ansprüchen genügenden Form zu entsprechen. Dieses Verhalten liegt aber gar nicht im Sinne einer Sondernummer. Wenn sie auch in ihrem geschlossenen Charakter dem Buch sehr nahe rückt, so bleibt sie doch immer noch Zeitschrift

genug, das heißt: die periodische Erscheinungsweise prägt ihr auch dann den Stempel auf. Es ist nicht möglich, innerhalb einer abgerundeten Darstellung, und sei sie gleich ein Buch, ein Thema restlos zu behandeln; Nachträge wird es immer geben. Bei Veröffentlichungen des Büchermarktes im engeren Sinne fällt uns das nur nicht weiter auf, weil die einzelnen Erscheinungen zum gleichen Thema durch ihre Aufmachung, durch Verlag und Verfasser mannigfach unterschieden sind. Nicht zuletzt können auch die Leser stets andere Personen sein. Die Bezieher einer Zeitschrift erhalten dagegen alle Hefte, die ganz oder in einzelnen Teilen des Inhaltes dasselbe Thema behandeln, als Stücke eines fortlaufenden Werkes, die die gleichen Kennzeichen tragen. Dadurch wird erst der Eindruck einer Wiederholung und damit einer Lückenhaftigkeit des früher erschienenen erweckt. Die Stärke der Zeitschrift liegt aber gerade darin, daß sie als periodische Erscheinung Nachträge machen kann; dadurch unterscheidet sie sich ja vom einmalig herausgegebenen Buch. Wenn das Buch einen Nachtrag erfordert, so kann er - außer bei bestimmten Sammel- oder Nachschlagewerken - nur durch erneutes Auflegen der nunmehr erweiterten Gesamtarbeit geleistet werden; beim Buch muß also neben dem Nachtrag auch der bereits veröffentlichte Teil noch einmal mitgeschleppt und - was auch nicht ohne Bedeutung ist - mitgekauft werden.

Das Ergebnis dieser Überlegungen ist also, daß die Zeitschrift nicht nur Nachträge bringen darf, sondern daß sie auf Grund ihrer periodischen Erscheinungsweise vorzugsweise dazu bestimmt ist.

Der Verfasser des Briefes ans „Schwabenland" verteidigt seine Stellung aber weiter:

> „Die Psychologie eines jeden Lesers will etwas aus dem eigenen Wirkungskreise, aus der eigenen Stadt, aus dem eigenen Museum möglichst in jeder Nummer. Dagegen versündigen Sie sich und deswegen werden Sie Ihren Grundsatz auf die Dauer nicht halten können. Sie übersehen die Wahrheit des alten Sprichwortes: wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Das bedeutet nicht eine Verflachung und ein Herniedersteigen."

Hierzu ist zweierlei zu sagen. Wenn der Verfasser mit den angeführten Worten den Hauptteil der Zeitschrift treffen will, so ist dem entgegenzuhalten, daß dort die Aufsätze so gefaßt sein können, daß sie trotz dem zusammenfassenden Blick, etwa auf den Gau, doch Hinweise und Beispiele genug aus den einzelnen Landstrichen anführen. Es gibt solche Beiträge, und nicht nur vereinzelt. Beschäftigt sich aber ein Heft wirklich nur mit einer bestimmten Landschaft, so steht sie doch gerade in den Gauzeitschriften, zu denen das „Schwabenland" ja gehört, im Rahmen der größeren Heimat, die alle Leser der Zeitschrift gemeinsam haben. Solche besonders herausgegriffenen Landstriche sind meist von ausgezeichneter Bedeutung und daher auch über den Kreis der engsten Heimat hinaus wertvoll. Hier begegnen wir einem praktischen Beispiel des vertretenen Gedankens: im Stamm zum Volk - als Gau im Reich. An dieser Stelle seiner Ausführungen berührt der Verfasser lediglich das Gebiet der landschaftlichen Sondernummer; die sonst angeführten Heftbeispiele anderer Art sind in diesem Sinne auch nicht stichhaltig. Abschließend muß zu diesem Gesichtspunkt festgestellt werden: Wer die Heimat in ihrer Gesamtheit liebt, beweist diese Liebe erst in seiner Treue auch zu ihren Teilen - seien diese Teile nun ihre Landschaften oder Geschichtsepochen, ihre Bodenverhältnisse oder die Zeugen ihrer Kultur. Heimat ist eine Ganzheit. Wer eine Seite bejaht, muß auch für die anderen einstehen.

Dazu ein Hinweis auf die Reichszeitschriften: Es bleibt demjenigen Leser, der sich trotz alledem doch nur für die bildenden Künste interessiert, überlassen, sich dann eben die fachlich begrenzte Reichszeitschrift zu halten. Er wird dann mit vielen anderen Themen, die ihn nicht „interessieren", auch nicht in Berührung kommen. Aber selbst innerhalb der bildenden Kunst muß er sich eine enge Verbundenheit aller künstlerischen Äußerungen gefallen lassen, da auch hier die kulturelle Einheit lebendig ist. Die liberale Zeit der großen geschmacklichen Wahlfreiheit ist vorbei.

Wenn sich der Verfasser des Briefes mit seinen letzten Ausführungen aber für einen aktuellen Teil innerhalb eines jeden Zeitschriftenheftes ausspricht, so hat ihm die Entwicklung zum Teil rechtgegeben. Recht nicht in der Abschaffung der Sondernummer, sondern in der Einführung einer ständigen Sparte, die der Forderung nach „etwas aus dem eigenen Wirkungskreise" nachkommt. Das „Schwabenland" hat sich auch in dieser Weise zu dem Briefe aus dem Leserkreis geäußert und die „Schwäbische Welt" nach der angeführten Richtung hin ausgebaut. Ähnlich verfahren auch die übrigen Zeitschriften, die die Sondernummer pflegen.

So finden wir wieder zum Ausgangspunkt der Erörterung zurück, der besagte, daß das Sonderheft neben der gewöhnlichen Zeitschriftenarbeit eine Steigerung bedeutet. Um aber den Vorteil, den die zusammenfassende Schau einer geschlossenen Ausgabe bietet, möglichst oft und weitgehend zu genießen, hat sich die Sondernummer nicht nur in einer starren Form, in möglichster Nähe zum Buch, herausgebildet, sondern mehrere, viele Arten folgen in allmählicher innerer und äußerer Steigerung einander und lassen selbst bei häufiger Anwendung des betonten Einzelstückes noch eine stark bewegte Verlaufslinie erkennen.

Die Möglichkeiten der inhaltlichen Verdichtung zum Sonderheft beginnen bereits sehr früh, schon bei Merkmalen, die allgemein nur gering geachtet werden. Überall, wo innerhalb eines Heftes mehrere Aufsätze eine gegenseitig bedingte Zuordnung spüren lassen, ist eine Betonung vorhanden. Solche Beiträge können in mannigfacher Weise zueinander Beziehung haben.

Sehr lose ist der Zusammenhang zweier Beiträge über Albrecht Dürers „Bild der Mutter" und Hans Holbeins „Bildnis eines jungen Mannes" im Maiheft 1936 von „Kunst und Volk". Die Besprechung des „Völkischen Beobachters" stellt dazu am 4. Juni fest:

> „Kaum zwei Jahrzehnte später als Dürers Zeichnung ist Hans Holbein des Jüngeren ‚Bildnis eines jungen Mannes' entstanden, und zeigt uns dennoch eine neue Generation . . ."

Hier stehen zwei Artikel im Gegensatz zueinander, der sich jedoch als Ablauf einer geschichtlichen Entwicklung zur Folge auflöst.

Enger ist die gegenseitige Bindung bereits in den drei Aufsätzen der „Westmark", die im Juni 1936 auf die Olympischen Spiele hinweisen.

1. Karl Megerle: Olympia der Völker.
2. Herbert Zachäus: Olympia 776 v. Chr. - Olympia 1936.
3. Peter Meyer: Die „Organisation des Sieges" / Werden und Wollen der Leibesübungen im nationalsozialistischen Staat.

Die Aufsätze ergänzen sich im geschichtlichen Hinweis, der Darstellung des modernen Olympia und der allgemeinen Bedeutung des Sportes. Hier machen die zusammengehörigen Beiträge über ein gemeinsames Thema innerhalb des Heftinhaltes bereits eine eigene Gruppe aus, die jedoch nur thematisch bestimmt wird - nicht etwa als Sparte oder besonderer, typographisch hervorgehobener Absatz in Erscheinung tritt.

An dieser Stelle müssen auch die zusammengehörigen Beiträge, die bereits unter den Abschnitten über das Streitgespräch und über das Beispiel angeführt wurden, noch einmal genannt werden. Im ersten Falle behandeln sie als These und Antithese das gleiche Thema; im zweiten Falle erläutert der folgende Beitrag die Aussage des vorhergehenden, gehört also auch zum gleichen inhaltlichen Kreis.

Die Zahl der Beiträge, die einander zugeordnet sind, bewegte sich in den bisherigen Beispielen nur in sehr niedrigen Grenzen. Sie kann aber auch auf eine größere Anzahl anwachsen, so daß sie einen entscheidenden Platz innerhalb des Heftes einnimmt. Bis zu einer gewissen Grenze bilden die Beiträge aber immer noch einen Teil im gedanklich übergeordneten Heft, eine Gruppe aus dem gesamten Umfang. In ihrer Nachbarschaft stehen dann allerlei andere Themen, die dem

Stoffkreis der Zeitschrift entspringen. Im folgenden Beispiel des „Oberschlesiers" umfaßt eine Nummer neben den Aufsätzen über Veit Stoß Beiträge über Eichendorff, der regelmäßig in der Zeitschrift behandelt wird, und Arbeiten heimischer Schriftsteller.

„Der Oberschlesier" vom April 1933:

1. Paul Fechter: Die geistige Ostfront.
2. Wilhelm Mak: Wer ist Wit Stwosz?
3. Eberhard Lutze: Veit Stoß, ein Bildschnitzer deutscher Spätgotik.
4. Erich Wiese: Die Werke des Veit Stoß für Polen.
5. Paul Knötel: Auf den Spuren von Veit Stoß in Schlesien.
6. Friedrich Deml: Begegnung im Hause des Todes.
7. Friedrich Deml: Oderbäume.
8. Herbert Schwarz: Heimlos.
9. Herbert Schwarz: Anfang und Ende.
10. Oskar Walzel: Parodie bei Eichendorff.
11. Arthur Silbergleit: Eichendorff.

Der Aufsatz über die geistige Ostfront gibt einen Gesamtüberblick über die Stellung des deutschen Ostens, ohne aber im besonderen auf Veit Stoß einzugehen. Gleich nach ihm folgt die geschlossene Aufsatzgruppe, den Auslauf des Hauptteils bilden dann die anderen Themen, die aber immer noch streng zusammengefaßt bleiben. Bestärkend wirkt dabei die Zuordnung von je zwei, die in 6. bis 7. und 8. bis 9. durch den Verfasser, in 10. bis 11. aber durch den behandelten Gegenstand bewerkstelligt wird.

Die zugeordneten Beiträge eines Heftes können nun auch aus ihrem verdeckten Dasein heraustreten und eine äußerlich gekennzeichnete Sparte ausmachen. Der Begriff der Sparte schließt hier jedoch noch nicht das Merkmal der periodischen Wiederkehr ein. So ist dem Februarheft 1937 der „Musik" ein besonderer Teil vorangestellt, der im Zeichen der Jahreszeit eine „Karnevalistische Musikbetrachtung" gibt; der übrige Teil des Heftes, der eigentliche Hauptteil steht außerhalb dieses Rahmens. Die Zeitschrift „Volkstum und Heimat" faßt im Juli 1936 eine Gruppe von zwei Beiträgen unter eine noch näher bezeichnete Sammelüberschrift „Von Nachbarschaften" zusammen. Beide Aufsätze haben aber verschiedene Verfasser und voneinander weitgehend unabhängigen Inhalt, so daß man sie als selbständig, aber zugeordnet bezeichnen muß. Es handelt sich um:

1. Walter Buhe: Nachbarzeichen in Siebenbürgen.
2. Emma Merkel: Das Fest der Nachbarschaft in Einbeck (Hannover).

Eine besondere Stellung nehmen unter dem Gesichtspunkt gedanklicher Gruppenbildung innerhalb eines Heftes die Buchbesprechungen ein. Im allgemeinen bilden sie im heutigen Zeitschriftenwesen eine regelmäßige Sparte am Ende der Nummer, in der sie als Einzelbesprechungen gesammelt werden. Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde haben aber in vielen Fällen bereits eine Forderung verwirklicht, die der „Zeitschriften-Verleger" am 27. März 1935 stellt.

> „Gerade die zusammenfassenden und einheitlich gesehenen Besprechungen und Kritiken dürfen in den kulturpolitischen Zeitschriften heute nicht vergessen werden, ebenso wenig wie etwa die Gesamtschau der Persönlichkeit eines Dichters, Malers, Musikers, Bildhauers usw."

Auch auf die landschaftliche Zusammenfassung wird hingewiesen. Die Zeitschriften unserer Darstellung bemühen sich in doppelter Weise in dieser Richtung. Sie stellen einmal die Besprechungen inhaltlich gleicher und verwandter Werke zusammen, belassen es aber im einzelnen bei gesonderten Besprechungen. Das andere Mal vereinigen sie die Betrachtungen über eine Reihe stofflich gleichgerichteter Werke zu einem einzigen Beitrag, der nun seine Hauptaufgabe in der Gegenüberstellung und der darin liegenden gegenseitigen Ergänzung der Arbeiten sieht. Die „Rheinischen

Blätter" und vor allem die „Westmark" haben beide Wege beschritten. Der „Deutsche Kulturwart" hat sich mit Erfolg bemüht, in zusammenhängenden Aufsätzen mehrere Werke zu besprechen und ihre Schau zu einem Gesamtbild zu vereinen.

Andere Einzelhefte schließen wiederum ihren Hauptteil unter einen tragenden Gedanken zusammen. Dadurch verleihen sie dem ganzen Heft eine feste Mitte; man kann aber nicht von einer einheitlich durchgeführten Sondernummer sprechen, wenn auch manchmal das Gesamtheft den Namen des Hauptteils übernimmt. Zur Charakterisierung eines bestimmten Heftes kann zuweilen sogar der Titel eines einzigen grundlegenden Aufsatzes verwandt werden, obwohl sich der übrige Inhalt vom angeschlagenen Thema wieder entfernt. Das Juniheft 1936 des „Deutschen Kulturwartes" enthält einen Aufsatz seines Herausgebers über den „Weg der NS.-Kulturgemeinde;" die Besprechung des „Märkischen Adlers" vom 26. Juni läßt nun das gesamte Heft unter dem „Motto" dieser Ausführungen stehen „sowie im Zeichen eines Jahrtausenderinnerns an Heinrich I.".

Den Hauptteil als geschlossene Beitragsgruppe finden wir zunächst in Zeitschriften, die ihren gesamten Inhalt in Sparten aufgliedern. An erster Stelle stehen dabei „Volkstum und Heimat" und die „Westmark". „Volkstum und Heimat" vereint seit dem Jahre 1937 in seinem ersten Teil jeweils mehrere Aufsätze, die das gleiche Thema behandeln. So finden wir im März:

1. Stadtverschönerung.
   a) Kurt Skock: Der Laubenmarkt zu Marienburg.
   b) Werner Lindner: Stralsund wird „entrümpelt".
   c) Hermann Flesche: Die Sanierung Braunschweigs.

Einen Anhaltspunkt für den inneren Zusammenhang der einzelnen Aufsätze einer Gruppe gibt uns die „Westmark" vom Februar 1936, die folgende Aufsätze bringt:

1. Rolf Werbelow: Der Marsch der jungen Front.
2. Jorg Lampe: Jugend schafft den neuen Stil.
3. Friedrich Baser: Der Aufbruch der Jugend zur deutschen Musik.
4. Rudolf Sonner: Erneuerung des deutschen Volkstanzes.
5. Kuno Brombacher: Die Wiederkehr des schöpferischen Menschen.
6. Leo Weisgerber: Die Muttersprache als völkische Schicksalsmacht.

In dieser Gruppe ist das einheitliche Thema durch die Behandlung des Ringens um den neuen Stil gegeben; die Zusammengehörigkeit der Beiträge wird durch die weitgehende Beschäftigung mit dem Kampf der Jugend um diesen Stil bestärkt, und endlich tritt als Grundwert aller Aufsätze die Volksgemeinschaft zutage. So ergibt sich in diesem Falle sogar eine dreifache Verbundenheit der Aufsätze.

Die bisher behandelten Hefte standen immer noch diesseits der Grenze, noch dort, wo die Gruppe der zugeordneten Beiträge nur einen Teil des Ganzen ausmachen. Die folgenden Beispiele haben diese Grenze aber bereits überschritten und bestimmen nun schon von der Aufsatzgruppe her den Charakter des ganzen Heftes. Die restlichen Beiträge füllen dann die Lücke aus, die ihnen das Hauptthema noch gelassen hat. Wir haben es bereits mit einem g e s c h l o s s e n e n H e f t zu tun, das allerdings noch nicht bis in die letzte Zeile hinein ausgerichtet ist und das periodische Gesicht noch stärker beibehält. Das folgende Hermann-Stehr-Heft, das der „Oberschlesier" im Februar 1934 herausgibt, zeigt die geschlossene Behandlung eines Themas durch die Zeitschrift, zugleich aber auch den bestehenden Abstand zum Buch:

1. Karl Szodrok: Hermann Stehr und Oberschlesien.
2. Sieben Bekenntnisse oberschlesischer Schriftsteller zu Hermann Stehr.
3. Gedanken von Hermann Stehr.
4. Friedrich Deml: Fahrt zu Hermann Stehr.
5. Alfons Hayduk: Der Unverwüstliche / Ein fröhlicher Geburtstagsstrauß.

6. Willibald Köhler: Wie mein Stehrbuch entstand.
7. Rudolf Fitzek: „Die Nachkommen".
8. Hans Christoph Kaergel: Eine Nacht bei Hermann Stehr.
9. Richard Gottschalk: Hermann Stehr, der Schlesier.
10. Hermann Stehr: Wo bist du?
11. Der Mandelschneider fällt auseinander / Aus dem noch unveröffentlichten zweiten Bande „Geschichten aus dem Mandelhause" von Hermann Stehr.
12. Hermann Stehr: Unverzagt.
13. Georg Beck: Die Allerheiligenkirche in Gleiwitz.
14. Rudolf Grieger: Das Leben.
15. Wilhelm Wieczorek: Grenzberichtigungen in Oberschlesien.
16. Walter Krause: Die Vereinigung unserer Ortsnamen.
17. Kl. Lorenz: Zur Geschichte der Teichwirtschaft im Falkenberger Lande.
18. Paul Habraschka: Meines Kindes Abschied.

Daran schließt sich der thematisch bunte Kleindruckteil. Von den 18 Beiträgen des Hauptteiles nimmt somit die Gruppe über Hermann Stehr 12 ein, das sind genau zwei Drittel. Der Absatz im Inhalt ist deutlich und ohne Übergang. Er ist aber nicht durch typographische Mittel kenntlich gemacht.

Ähnlich sind auch mehrere Hefte der Zeitschrift „Niedersachsen" gestaltet. Das Augustheft 1936 stellt von 15 enthaltenen Artikeln 9 unter den Gedanken der Verwandtschaft mit den nordischen Völkern; von 48 Seiten des gesamten Heftes macht das 33 aus. Das folgende Heft vom September 1936 beschäftigt sich mit dem Flamentum und widmet ihm 12 von 16 Aufsätzen oder 41 von 48 Seiten. Und auch das Oktoberheft verfährt im gleichen Sinne, wenn es dem niedersächsischen Auslandsdeutschtum 11 von 17 Beiträgen oder 49 von 64 Seiten zur Verfügung stellt.

In den spartenmäßig gegliederten Zeitschriften führt der Weg zum geschlossenen Heft von der Ausrichtung des Hauptteils zur Erfassung auch der anderen Sparten mit dem gleichen Thema. Im Oktoberheft 1935 der „Westmark" ist die Behandlung von Wein und Winzertum, von einigen Abweichungen abgesehen, im allgemeinen Teil und in den „Stimmen der Heimat" durchgeführt. Die Schriftleitung schreibt selbst dazu, daß der mittlere Teil

> „unter dem Titel ‚Stimmen der Heimat' nicht nur besinnliche Unterhaltung bieten will, sondern den Grundgedanken der einzelnen Hefte in erzählender und dichterischer Form aufnimmt."

Diese Ausrichtung kann aber unterbrochen werden, wenn die übrigen Sparten eigene Themen behandeln, die in ihrem besonderen Bereich liegen. Eine restlose Abrundung zum allseitig geschlossenen Heft zeigt erst die Saar-Sondernummer der „Westmark" vom Januar 1935. Ihre Inhaltsübersicht, die keiner weiteren Erläuterung bedarf, soll deshalb hier angeführt sein:

1. Allgemeiner Teil:

Rupert Rupp	Die Saar kehrt heim!
Paul Wentzcke	Frankreich an der Saar / Ein Rückblick in vergangene Besatzungszeiten
Armin Hofer	Der Sieg von Ehre und Recht / 15 Jahre Schulkampf im Saargebiet.
Adolf Kirchner	Aufruf (Gedicht).
Hans Steinacher	Volkstum im Kampf um das Reich / Die deutschen Abstimmungsgebiete und der Kampf an der Saar
Fritz Hellwig	Stimmen der Väter / Das deutsche Gewissen wacht an der Saar!
Friedrich Grimm	Es gibt keinen Status quo!
Bruno Rauecker	Das Gesetz des Sozialismus / Vom Wesen des Neuen deutschen Arbeitsrechtes.

Auf diese Weise ist die Sondernummer zu einem innerlich und äußerlich gefestigten Bau geworden, den der „Deutsche Kulturwart" einmal mit „Monographie" bezeichnet.[235]) Allerdings darf dabei nie vergessen werden, daß die deutsche Kulturzeitschrift das Wesen der Folge nicht verleugnet; das wird ein späterer Abschnitt beweisen.

Das betonte Einzelheft hat gegenüber der nicht ausgezeichneten Zeitschriftennummer die Eigenschaft, seiner inhaltlichen Ordnung ein ganz bestimmtes Gesicht zu verleihen. Die bunte Nachbarschaft der Beiträge weicht einem festen Gefüge, das den besonderen Charakter der Nummer widerspiegelt.

Es liegt dabei schon im Thema begründet, daß nicht jedes Sonderheft das gleiche Gefüge verlangt; es lassen sich vielmehr verschiedene Gruppen unterscheiden, deren Geschlossenheit sich von der fast noch bunten Fülle des gewöhnlichen Heftes bis zur buchähnlichen Einheit erstreckt.

I. Das Gefüge kann vorwiegend gedanklich errichtet sein; der Inhalt besitzt dabei eine große Spannweite der Themen. Es stehen Aufsätze nebeneinander, die durch kein ausgesprochenes Verhältnis gebunden sind. Die „Westmark" stellt ihre Hefte mehrfach nach diesem Grundsatz zusammen und bemerkt als landschaftlich arbeitende Zeitschrift dazu:

> „ . . . so mag der tiefere Betrachter auch hier Zusammenhänge sehen, die mit keinem zeitgebundenen Modewort, sondern lediglich mit Blut und Boden begründet werden können."[236])

Zuweilen ist für diese Art von Sonderheften das Thema recht weit gefaßt und die inhaltliche Bindung keineswegs straff gespannt. Im Januar 1937 gibt die gleiche Zeitschrift einen „Blick über die Geschichte des deutschen Volkes", der folgende Bilder erfaßt:

> „Der Monat Januar ist zweifach bedeutungsvoll für die Geburtsstunde des Reiches, für das Reich Bismarcks und das Reich Adolf Hitlers, das erst die jahrtausendealte Sehnsucht des deutschen Volkes ganz erfüllt hat. Von diesem Gedanken schwingt der Bogen der Betrachtung zurück zu einer für die Westmark bedeutungsvollen Gestalt wie der etwa Franz von Sickingens . . . Die politische Umschau über das Zeitgeschehen in seiner Gesamtheit aus der Feder des bekannten nationalsozialistischen Schriftstellers Dr. Johann v. Leers gibt zu dieser innenpolitischen Rückschau das zeitgenössische und weltweite Remoir ab, auf dessen Untergrund eine Besinnung auf die Schicksalsgemeinschaft der nordischen Völker und den nordischen Gedanken im deutschen Volk sich ebenfalls bedeutungsvoll abhebt."

An dieser Darstellung, die die Schriftleitung über ihr eigenes Heft gibt, kann die Aufnahmefähigkeit eines derart gestalteten Sonderheftes ermessen werden.

Ähnlich verfährt auch „Kunst und Volk" in einigen seiner Hefte, allerdings ist hier mitunter eine stärkere thematische Bindung spürbar. Bezeichnend ist, daß diese Nummern sich nicht selbst eine Benennung geben, sondern sie erst in den Besprechungen der Presse erhalten. Auch hier ist natürlich, daß die Benennung weit gefaßt ist; das „Westfälische Volksblatt" gibt dem Novemberheft 1936 den Titel „Germanisches Wesen", der inhaltlich wirklich sehr umfassend gestellt ist.[237])

Das Augustheft 1936 von „Kunst und Volk" weist die folgenden Beiträge auf:

1. Forum Fridericianum.
2. Lukas Cranach: Turner, Holzschnitt 1506.
3. Die Plastik im Reichssportfeld.
4. Lukas Cranach d. A.: Der Jungbrunnen.
5. Das Olympische Dorf.
6. Landschaftsgestaltung im Olympischen Dorf.

7. Das Volkskunstwerk des Monats: Eine pommersche Wurftaube um 1900.
8. Siegespreise.
9. Ministerium der Tatkraft.
10. Hans Vischer: Der Apoll auf dem Brunnen im Nürnberger Rathaus, 1532.

Der Zusammenhang ist nicht auf den ersten Blick sichtbar; einen Weg weist jedoch bereits der Artikel über das Reichsluftfahrtministerium (9.). Dort heißt es:

> „Die strenge, blockmäßige Form ist uns vertraut von dem Schloßbau her über viele andere Berliner Baulichkeiten bis zu der Bauakademie und dem Alten Museum von Schinkel."

Die genannten Bauten werden nämlich zugleich in dem Aufsatz über das Forum Fridericianum behandelt; diese Verbindung weisen auch die Zeitungsstimmen nach. Sie gehen aber noch weiter und stellen auch den Zusammenhang zwischen allen anderen Beiträgen her.

> „In kurzen, mit fachlichem Wissen unaufdringlich geschriebenen Abhandlungen stellt das Augustheft . . . eine äußerlich nicht sofort sichtbare, aber doch bestehende Verbindung zwischen den Bauten Friedrichs des Großen . . . und den jüngsten Schöpfungen deutschen Bauwillens, dem Reichssportfeld und dem Reichsluftfahrtministerium, her."[238])

Der „Völkische Beobachter" weist in seiner Ausgabe vom 18. August 1936 diese Linie noch bis ins einzelne gehend nach. Er kann seine Besprechung schließlich mit der Feststellung ausklingen lassen, die die Einheit des Heftes nochmals betont:

> „Dieses Heft ist ein bleibendes Dokument deutschen, aus der Vergangenheit in die Zukunft weisenden Bauwillens."

Zuletzt stehen auch die behandelten Werke der altdeutschen Kunst nicht außerhalb des Heftrahmens. Ihre Themen sprechen sowohl inhaltlich wie gedanklich aus dem gleichen Geiste des Sportes und der Tatkraft wie die Leistungen der Gegenwart. Die Presse kann daher schreiben:

> „All diese neuen Werke können sich getrost neben die besten Schöpfungen der Vergangenheit stellen, mögen es nun, wie in diesem Heft, Lucas Cranach oder Peter Vischer sein."[239])

Der Vorteil einer Sondernummer, die weniger nach ausgesprochenen Themen als nach der geistigen Zusammengehörigkeit der Beiträge aufgebaut ist, besteht darin, daß dem Leser zusammenhängend über ein großes Gebiet berichtet werden kann, ohne daß ihn eine straffe Führung ermüdet. Buntheit und Fülle sind so in möglichst großem Maße gewahrt; aber trotz dieser Freiheit sind doch Zügel und Ziel unsichtbar vorhanden.

II. Noch verbreiteter ist die zweite große Gattung der Sondernummer, deren Gefüge schon rein äußerlich erkennbar ist. Sie gliedert sich in mehreren Abstufungen, die hintereinander angeführt sein sollen.

Wenn die Sondernummer einen eigenen Titel erhält, dann prägt sich diese äußere Kennzeichnung auch auf das innere Gefüge aus. Alle Beiträge stehen bewußt unter diesem Thema und bekennen sich ausdrücklich zu ihm. Ein Heft „Zu Schillers 175. Geburtstag" sieht dann so aus:[240])

1. Friedrich Schiller: Über den Künstler.
2. Walter Stang: Schiller und wir.
3. Herbert Cysarz: Schillers Sendung.
4. Hermann Schneider: Schillerstil.
5. Karl Künkler: Friedrich Schillers Bedeutung für das heutige Theater.
6. Goethe über Schiller / Aus den Gesprächen mit Eckermann.
7. Buchbesprechungen: a) Herbert Cysarz: „Schiller".
   b) Hermann Schneider: „Schiller - Werk und Erbe".

Der Unterschied zu den bisher angeführten Sonderheften besteht darin, daß diese Nummer ganz offen, sogar demonstrativ den Namen Schillers im Schilde führt. Das Gefüge ist bereits von außen erkennbar, ist dem Leser also deutlicher verständlich. In dem erwähnten Schillerheft gehen jedoch alle Aufsätze noch in einer Richtung. Mit Ausnahme des ersten und des letzten, abgesehen von den Buchbesprechungen, behandeln sie fast das gleiche Thema; innerhalb des Gefüges sind also keine trennenden Unterscheidungen zu machen. Das gesamte Heft ist ein unteilbares, nicht abgestuftes Ganzes.

Bei einem Umfang von 32 Seiten und nur wenigen Einzelbeiträgen kann ein Sonderheft so gestaltet sein. Mit dem wachsenden Stoff muß jedoch auch das Gefüge der Sondernummer näher gegliedert werden. Es ist selbstverständlich, daß im Rahmen eines Sonderheftes die Reihe der Aufsätze den Gegenstand von möglichst vielen Seiten zu beleuchten versucht; das Thema wird gewissermaßen durch das ganze Heft hindurch in den verschiedensten Weisen variiert. Es geht von einer Beleuchtung in die andere über, wechselt von dieser wieder in die folgenden und kommt nicht zur Ruhe. Es bilden sich schließlich einzelne Gruppen näher verwandter Aufsätze, die in einer bestimmten Abhängigkeit voneinander stehen. Das folgende Beispiel zeigt bereits diesen Vorgang:

„Der Oberschlesier" vom Juni/Juli 1936

1. Friedrich der Große in Schlesien.
2. Das persönliche Verhältnis des ‚Alten Fritz' zu seinen Oberschlesiern nach geschichtlicher und volkskundlicher Überlieferung.
3. Friedrich der Große und Neiße.
4. Friedrich der Große und Cosel.
5. Der König und die Bauern.
6. Friedrich der Große und das oberschlesische Berg- und Hüttenwesen.
7. Die friderizianische Siedlung in Schlesien.
8. Friedrich der Große und das Nationalitätenproblem.
9. Die Errichtung schlesischer Ordensprovinzen unter Friedrich dem Großen.
10. Die Bautätigkeit Friedrichs des Großen in Oberschlesien.
11. Friedrich der Große in den Bildern Adolf Menzels.
12. Die komische Oper Friedrichs des Großen bei dem Besuche Kaiser Josef II. in Neiße 1769.
13. Schriften und Arbeiten über den Alten Fritz in Oberschlesien.
14. Der Tag der Heimat dem Gedächtnis Friedrichs des Großen.
15. Mitteilungen / Büchereckе: Friedrich der Große in der Gleiwitzer Kunstgießerei - Das Denkmal Friedrichs des Großen von Rauch - Friedrich der Große und Cosel - Stadt und Festung Cosel - Geschichte des Kreuzburger Landarmenhauses - Anekdotensammlung ‚Der alte Fritz in Oberschlesien' - Schlußwort.

Deutlich ist das Abhängigkeitsverhältnis von 2. zu 1., das in der Zuspitzung des Themas ins Besondere liegt; daran knüpft sich ganz offenkundig eine größere Gruppe von Beiträgen, die den Gegenstand von Thema 2. näher ausarbeiten. Zuerst wird das Verhältnis des Königs zu den einzelnen Städten geschildert (Aufsatz 3. und 4.), dann geht das Heft auf die Stände über (Aufsatz 5. und 6.). Beitrag 7., 8. und 9. sind ebenfalls eng zusammengeschlossen und handeln gemeinsam über die staatspolitische Seite des Gegenstandes. Artikel 10. beschließt den Hauptteil, indem er die hauptsächlichen Bilddokumente, die wir von Friedrich dem Großen besitzen, zusammenstellt und als künstlerische Leistungen betrachtet. Im folgenden Kleindruckteil klingt das Thema der Kunst noch einmal an; Aufsatz 12. widmet sich den Beziehungen Friedrichs zur Oper. Die Beiträge 13. und 14. bilden als Quellennachweis und als Hinweis auf die lebendige Verehrung des Königs in der Gegenwart den endgültigen Abschluß. Mitteilungen und Büchereckе sind der Vollständigkeit halber bei diesem Beispiel mitgenannt worden; sie bieten im Gegensatz zu den vergangenen Artikeln

eine Art Sammelbecken für kleine Bemerkungen, die recht bunt zusammenstehen. Das Schlußwort führt den Kreis der Darstellungen wieder in den Anfang zurück; es ist vom Herausgeber selbst geschrieben.

Die Bindung innerhalb der einzelnen Beitragsgruppen im Sonderheft kann nun so stark werden, daß die Gruppe zur Abteilung wird. Im November 1933 behandelt der „Oberschlesier" seine Heimat als „Grenzland Oberschlesien"; er verzichtet dabei auf den sonst in der Zeitschrift üblichen Kleindruckteil und bringt auch keinerlei abgesetzte Nachträge. Das Heft ist stark einheitlich betont und gliedert sich in:

1. den Leitaufsatz: Grenzlandkunde;
2. die Abteilung: Die oberschlesische Landschaft / Ihre Eroberung durch das deutsche Schrifttum;
3. die Abteilung: Der Grenzlandmensch;
4. die Abteilung: Vom Ringen um das Grenzland.

Jede Abteilung umfaßt mehrere Beiträge, die ganz in ihrem Rahmen gehalten sind. Die Abteilungen sind voneinander inhaltlich und typographisch getrennt.

Ein zweites Beispiel gibt dazu das Juniheft 1933 der gleichen Zeitschrift, in dem eine noch größere Zahl von Abteilungen vorhanden ist:

„Germanische Urzeit in Oberschlesien."

1. Drei Geleitworte;
2. Vorwort;
3. Abteilung: Beiträge zur Stammes- und Besiedlungsgeschichte der Germanenzeit;
4. Abteilung: Altgermanische Ansiedlungsstätten in Oberschlesien und ihre Erforschung;
5. Abteilung: Zur Geistesgeschichte der germanischen Urzeit;
6. Abteilung: Beziehungen zu anderen Ländern und Kulturen;
7. Abteilung: Deutsche Vorgeschichte und Schule;
8. Abteilung: Quellen zur oberschlesischen Ur- und Frühgeschichte;
9. Abteilung: Bodendenkmalpflege.

Ebenfalls bis ins kleinste durchgegliedert ist das Märzheft 1936 des „Deutschen Kulturwarts", das den Titel „Vorgeschichte der Kurmark" trägt.

Das Bestreben zur Einheit des Stückes macht sich bei dieser Nummer innerhalb der einzelnen Abteilungen außer im Inhalt auch in den gewählten Verfassern bemerkbar. Die 25 Beiträge der ersten 6 Abteilungen verteilen sich auf nur 11 verschiedene Verfasser. Wichtig ist bei dieser Beschränkung aber, daß einzelne Abteilungen überhaupt nur von einem einzigen Mitarbeiter geschrieben worden sind. So stellt Rudolf Ströbel die 3 Aufsätze der Gruppe 1. und Heinz Knorr die 3 Beiträge der Gruppe 4. Aber auch in den übrigen Abteilungen ist eine starke Zusammenfassung der Verfasser bemerkbar. Das Entscheidende dieser Tatsache besteht darin, daß hier ein weiterer Schritt zum buchähnlichen Charakter getan ist. Die Vielzahl der Mitarbeiter ist weitgehend herabgesetzt; sie nähert sich immer mehr den Merkmalen des Buches, das nur einen Verfasser besitzt, und erreicht sie im Einzelabschnitt mitunter schon.

Diesen Weg der Zeitschrift, den der „Deutsche Kulturwart" erst angebahnt hat, ist das „Schwabenland" bereits zu einem erheblichen Stück weitergeschritten. Es beschränkt die Zahl der Mitarbeiter eines Heftes nicht mittelbar durch Annahme mehrerer Beiträge eines Verfassers in einer Nummer, sondern unmittelbar durch die Beschränkung der Aufsatzzahl. Denn wo wenige Artikel sind, können auch nur ebensowenige Verfasser sein. Es soll eine kurze Gegenüberstellung der Beitragszahl und -länge einer Nummer der „Monatshefte für Mecklenburg", und zwar auch einer Sondernummer - über Theater -, folgen und die entsprechenden Angaben aus den Jahrgängen 1934 bis 1936 des „Schwabenlandes". Die „Monatshefte für Mecklenburg" bringen im November 1936 14 Beiträge auf 63 Seiten in dieser Verteilung: 1 — 5 — 6 — 3 — 7 — 4 — 5 — 3 — 3 — 4 — 4 — 14 — 3 — 1 = 63 Seiten.

Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß der Beitrag mit der größten Seitenzahl (14) eine Erzählung darstellt, die inhaltlich außerhalb des Heftrahmens steht. Im „Schwabenland" verschiebt sich das Verhältnis jedoch gewaltig (Die Angabe 0 kennzeichnet einen Beitrag von weniger als 1 Seite Umfang):

Jahrgang 1934:

Januar:	2 — 7 — 3 — 8 — 10 — 4	= 34 S.
Februar:	0 — 1 — 10 — 9 — 8 — 2 — 1 — 5	= 36 S.
März:	1 — 6 — 2 — 7 — 9 — 3	= 28 S.
April:	29	= 29 S.
Mai:	8 — 15 — 1 — 6	= 30 S.
Juni:	22 — 3	= 25 S.
Juli:	19 — 7 — 3	= 29 S.
August:	1 — 2 — 9 — 4 — 2 — 4 — 2 — 2 — 2	= 28 S.
September:	2 — 7 — 15 — 6 — 2	= 32 S.
Oktober:	3 — 4 — 4 — 3 — 3 — 5 — 2	= 24 S.
November:	32	= 32 S.
Dezember:	1 — 5 — 4 — 3 — 0 — 0 — 2 — 9 — 1 — 0 — 1 — 0 — 0 — 1	= 27 S.

Jahrgang 1935:

Jan./Febr.:	64	= 64 S.
März:	5 — 16 — 1 — 2	= 24 S.
April:	3 — 7 — 1 — 13 — 4 — 4	= 32 S.
Mai:	1 — 10 — 11 — 2	= 24 S.
Juni:	8 — 7 — 9	= 24 S.
Juli:	7 — 1 — 5 — 1 — 6 — 7 — 3 — 2	= 32 S.
August:	18 — 6	= 24 S.
September:	16	= 16 S.
Okt./Nov.:	48	= 48 S.
Dezember:	28	= 28 S.

Jahrgang 1936:

Januar:	24	= 24 S.
Februar:	22 — 1 — 1	= 24 S.
März:	7 — 3 — 10	= 20 S.
April:	14 — 3 — 7	= 24 S.
Mai:	24	= 24 S.
Juni:	0 — 8 — 6 — 6 — 4	= 24 S.
Juli:	11 — 1 — 7 — 1	= 20 S.
August:	21 — 7	= 28 S.
Sept./Okt.:	40	= 40 S.
November:	9 — 8 — 3	= 20 S.
Dezember:	9 — 6 — 2 — 3	= 20 S.

Jahrgang 1937:

Januar:	8 — 13 — 5 — 2	= 28 S.
Februar:	9 — 9 — 2	= 20 S.
März:	24	= 24 S.
April/Mai:	32	= 32 S.
Juni:	20	= 20 S.

Nach dieser Aufstellung weisen von den erschienenen 38 Heften 12 nur einen einzigen Verfasser auf; das ist annähernd ein Drittel aller Hefte.

Beachtenswert ist weiterhin aber auch, daß diejenigen Hefte, die zwei, drei und vier Aufsätze enthalten, stark auf einen Aufsatz hin ausgerichtet sind. Seiten=

verhältnisse von 22 — 3 (Juni 1934) oder 22 — 1 — 1 (Februar 1936) oder 5 — 16 — 1 — 2 (März 1935) drücken diese Tatsache aus. Bunt zusammengestellte Hefte mit vielen Kleinbeiträgen finden sich nur selten; sie sind im 1. Jahrgang 1934 noch am häufigsten, gehen dann aber, trotz des bereits erwähnten Briefes an die Schriftleitung, der die Gestaltung von Sonderheften grundsätzlich ablehnte, immer mehr zurück.

Diese Erscheinung der Beschränkung auf wenige und gar nur einen Aufsatz im Hauptteil stellt auf der einen Seite eine Verarmung gegenüber der bunten Fülle anderer Zeitschriften dar. Dagegen muß aber betont werden, daß auf diese Weise die verbleibenden Aufsätze ihrem Umfang nach - und auch nach ihrem Gehalt - gewinnen; sie nehmen in einzelnen Fällen bis auf 32 Seiten zu. Es ist ganz selbstverständlich, daß ein solch umfassender Artikel eine andere Schau ermöglicht als eine kurze Abhandlung von nur wenigen Seiten. Freilich birgt diese anhaltende Ballung und Spannung auch Gefahren; sie kann mit der Zeit auf den Leser ermüdend wirken. Eine Zeitschrift jedoch, die nur monatlich erscheint, kann, wenn sie, wie das „Schwabenland", ihre Leser dazu erzogen hat, dann allerdings mit starker Betonung einfallen; gegenüber den publizistischen Veröffentlichungen anderer Art gewinnt sie so an Gewicht.

Ein Blick muß noch auf die Hauptbeiträge der einzelnen Hefte geworfen werden, die sich mit einem Artikel begnügen. Ihnen bleiben zwei Wege zu gehen: entweder gliedern sie von sich aus den langen Aufsatz in mehrere Abschnitte und versehen diese mit besonderen Überschriften, oder sie drucken den ganzen Artikel ohne Unterbrechungen hintereinander ab. Für beide Fälle ein Beispiel: Das Juniheft 1937 gliedert den 20 Seiten umfassenden Beitrag über „Schwaben - Oberschwaben - eine Herzlandschaft deutscher Kulturleistung" in Abschnitte von ½ bis 2½ Seiten Länge und erreicht, auch durch Einführung eigener Untertitel, eine weitgehende Auflockerung des Gesamtaufsatzes. Allein der erste Abschnitt, der die Einleitung gibt, steht ohne Überschrift. Das Dezemberheft 1935 jedoch, das die Geschichte der Agnes Bernauer behandelt, ist in einem Fluß ohne Absetzungen geschrieben. Eine innere Gliederung ist aber vorhanden. Sie nimmt sich ebenso mannigfaltig aus wie die sichtbar ausgeführte des vorigen Beispiels, nur daß die Erkenntnis dem Sinn des Lesers vorbehalten bleibt.

Der Unterschied zwischen beiden Wegen liegt darin, daß der erste noch stark an den Beitragsreichtum der Zeitschrift erinnert. Seiner inneren Entwicklung nach kommt er aus der Richtung, die durch das Vorgeschichtsheft des „Deutschen Kulturwartes" bestimmt ist; er hat jedoch die Mehrzahl der Beitragsgruppen, die unter dem gleichen Heftthema standen, auf nur eine beschränkt. So wie im genannten Heft des „Kulturwartes" einige Gruppen von demselben Verfasser allein bestritten wurden, so übernimmt hier ein Mann das ganze Heft, liefert aber nun nicht mehrere Beiträge, die auf einen Gedanken ausgerichtet sind, sondern schreibt von vornherein nur einen einzigen Aufsatz, den er in mehrere Abschnitte unterteilt. Um die Unterscheidung möglichst scharf zu geben, sei folgende Ausdrucksweise erlaubt: das Vorgeschichtsheft des „Deutschen Kulturwartes" geht noch von der Gesamtheit des Zeitschriftenheftes aus und fügt von dieser Warte her die Bausteine zum Gebäude; das „Schwabenland" kommt in seinem gezeichneten Hefte aber bereits von der Eigenständigkeit eines bestimmten Aufsatzes, dem die Form der Sondernummer verliehen wird. Danach ist ohne weiteres klar, daß der „Kulturwart" weit stärker die Merkmale der Zeitschrift aufweist als das „Schwabenland", das sich in nächster Nachbarschaft der selbständigen Schrift bewegt. Wohl gemerkt: nicht wegen seiner typographischen Gestaltung - dieser Gesichtspunkt verlangt noch seine Erörterung -, sondern wegen seines inneren Gefüges.

Nun wird auch der Schritt noch klarer, den das Agnes-Bernauer-Heft des „Schwabenlandes" tut; der Fortfall der Abschnittstitel ist die folgerichtige Weiterentwicklung des einmal eingeschlagenen Weges. Die innere Abstufung des Heftes

wird für die äußere Wahrnehmung aufgehoben und besteht nur noch untergründig weiter. Vorhanden sein muß sie, denn jeder Aufsatz verlangt eine geordnete Darbietung seiner Gedanken; aber daß sie nicht kenntlich gemacht wird, bezeichnet das Ziel des „Schwabenlandes".

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen die „Monatshefte für Mecklenburg"; sie gehen allerdings von anderen Voraussetzungen aus. Sie lassen auch den Versuch der „Rheinischen Blätter" vom März 1934, durch Anonymität zur Einheitlichkeit zu gelangen, noch hinter sich. Es ist nur ein einziges Heft, das bisher in dieser Weise gestaltet wurde, und läßt darum den Charakter des Sonderheftes unbeeinträchtigt hervortreten. Die Schriftleitung sagt zu ihrem Unternehmen, das im April 1937 veröffentlicht wurde, selbst:

> „Dieses Heft wurde aus Erzählungen und Überlieferungen von Bauern und Landarbeitern gestaltet und soll in Verbindung mit Arbeiten einiger Mitarbeiter des Heimatdienstes ein lebendiges Bild von dem Zusammenwirken der Kräfte innerhalb des Heimatdienstes geben. . . . Zwei Dichtungen fügen sich unauffällig dem Ganzen ein."

Ein paar aktuelle Rahmenbeiträge, die auf die Jahreszeit und den Geburtstag des Führers abgestimmt sind oder, wie am Ende der Nummer, die Folge des Jahrganges weiterführen, sind hier vernachlässigt worden. Der breite Mittelteil wird von einem Artikel eingenommen, der mit „Der Landreiter" überschrieben ist. Der Landreiter ist eine Gestalt der mecklenburgischen Landschaft, die alljährlich über die Felder reitet und den Bewohnern als Helfer und Tröster zur Seite steht. Die Zeitschrift schildert nun einen Ritt dieses Landreiters durch die verschiedenen Gegenden der Landschaft zu den verschiedenen Menschen bei allerlei Gelegenheiten. Der Aufsatz ist im ganzen erzählend gehalten, bringt aber auch dramatische und lyrische Stellen. Er ist ein Bau aus verschiedenen Bestandteilen, die zu einer Einheit gefügt sind. Sein Ablauf ist in 16 Abschnitte gegliedert, die nach Überschrift und Inhalt folgendes behandeln:

„Der Landreiter."

1. (Vom Wesen des Landreiters);
2. Frühling (Der Landreiter kommt zum Tagelöhner Jehann);
3. Leibeigen (Jehann gibt eine längere Erzählung);
4. Der Neubauer (Jehanns Sohn spricht mit dem Landreiter);
5. Das Spiel (Es wird für den Landreiter aufgeführt; er selbst tritt auch darin auf);
6. Die Flurnamen („Und siehe, da begegnet der Landreiter auch schon einem der eifrigsten Sammler unserer Flurnamen, Johannes Gosselck . . .");
7. Der Tanz (Der Großvater liest dem Landreiter über das Dorffest der NS.-Frauenschaft aus der Zeitung vor);
8. Der Tisch (Der Landreiter erlebt die Tischsitten der Mecklenburger Bauern mit);
9. Das Vieh (Der Bauer zeigt es dem Landreiter);
10. Der Tierarzt (Sein Gespräch mit dem Landreiter);
11. Die Mühlen (Der Landreiter läßt sich von dem Mühlenkundigen Hans Beltz erzählen);
12. Trumpeten-Jochen (Die Müllerin erzählt);
13. Die Saat (Wilhelm Voß tritt auf);
14. Der Schäfer (Eine Frau am Feldrain erzählt);
15. Die Dichtung (Ein Gedicht wird dem Landreiter in den Mund gelegt);
16. Der Feierabend (Unmittelbares Erleben des Landreiters und Vorlesen aus der Zeitung lassen Vergangenheit und Gegenwart des mecklenburgischen Volkstums erstehen).

Das Eigenartige dieses Artikels ist durch die Zusammenziehung der verschiedenen Beiträge von vielen Verfassern zu einer einheitlich ablaufenden Erzählung gekennzeichnet. Die „Monatshefte für Mecklenburg" vereinigen also die Möglichkeiten,

die der „Deutsche Kulturwart" und das „Schwabenland" in ihren aufgezeigten Heften verfolgten, in einer Linie. Sie bilden aus der Herabsetzung der Beitragszahl und anschließenden Ausweitung des verbleibenden Artikels auf der einen und aus der festen Zusammenfügung vieler Beiträge zu einer Ganzheit auf der anderen Seite die Synthese. Nicht eine Verkittung zweier, an sich auseinanderstrebender Erscheinungen stellt sich uns dar, sondern eine neue, echte Einheit. Die kann aber nur durch die schöpferische Tätigkeit der Schriftleitung erstehen. Die Einzelmanuskripte müssen einer Umarbeitung unterzogen werden, bis sie ganz in den Rahmen des Heftes passen; wo sie nicht von den Mitarbeitern erlangt werden können, müssen sie selbst verfaßt oder mitgestalterisch zusammengestellt werden, und es muß ein besonderer Text geschaffen werden, der den Untergrund für die gesamte Handlung bildet. Diese Arbeit hat die Schriftleitung zu leisten.

Hier ist die Spitzenmöglichkeit einer Gemeinschaftsleistung innerhalb eines Zeitschriften-Sonderheftes gegeben. Wo die Überlieferungen der Landschaft die Voraussetzungen zu einer ähnlichen Gestaltung bieten, muß sie stets als überragende Erscheinung stehen. Wo aber etwas überragen soll, muß anderes dafür niedriger gehalten sein; so auch bei der deutschen Kulturzeitschrift und ihren Sondernummern. Die gezeichnete Leistung der „Monatshefte für Mecklenburg" kann, nicht zuletzt auf Grund ihrer starken Einkleidung, nicht zu einer ständig wiederholbaren, zu einer Dauereinrichtung werden. Aber nicht aus den Gründen, die der besprochene Brief an die Schriftleitung des „Schwabenlandes" geltend macht, denn das vorliegende Heft ist von einer kaum erreichbaren Reichhaltigkeit; sondern weil dann die gestaltende Hand der Schriftleitung zu stark fühlbar würde. Die Arbeit der Zeitschrift und ihrer Gestalter hat sich aber stets im Hintergrund zu halten; sie muß als Mittlertätigkeit auch wirklich nur mittelbar wirken und nicht zum eigentlichen Zweck ausarten. Darum müssen so streng gesteigerte Sondernummern Gipfelpunkte und als solche Einzelfälle bleiben, wie die „Monatshefte für Mecklenburg" ihre Landreiter-Nummer auch wirklich als Ausnahmeerscheinung aller behandelten Kulturzeitschriften bezeichnen können.

Innerhalb des Gefüges einer Sondernummer, die auf ein bestimmtes Ziel hin ausgerichtet ist, muß natürlich auch dieses Ziel näher bestimmt werden. Das geschieht durch den L e i t g e d a n k e n des jeweiligen Heftes.

Wie weit die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde ihre Hefte unter eine besondere Aufgabe stellen, zeigt die Tatsache, daß die Schriftleitungen in mannigfacher Weise diese Aufgaben in den einzelnen Heften klarlegen. Die Betrachtungen des eigenen Heftes sind in manchen Zeitschriften zu besonderen Sparten ausgebaut. Die „Westmark" beschließt, mit einer kurzen Unterbrechungszeit, jede Nummer mit den „Mitteilungen der Schriftleitung", die in zweispaltigem Satz mitunter den Raum einer ganzen Seite einnehmen. Eine ähnliche Schlußsparte haben sich die „Rheinischen Blätter" im Jahrgang 1934 geschaffen. Sie gibt jedesmal Antwort auf die Frage „Wie dieses Heft entstand". Die beiden westdeutschen Zeitschriften nehmen auch hier eine Sonderstellung ein; denn sie berichten sehr ausführlich über die Gedankengänge, die der Gestaltung des jeweiligen Heftes zugrundeliegen. Man kann ihr Unternehmen aber nicht ohne weiteres mit dem Namen eines Leitaufsatzes belegen. Es ist vielmehr als eine Art Rückschau auf das dem Heft gesteckte Ziel zu werten. Auch die Zeitschrift „Ich lese" gibt ihren stark betonten Einzelheften ähnliche Erläuterungen mit. Sie unterscheiden sich jedoch von den vorhergenannten dadurch, daß sie nicht in zusammenhängender Darstellungsweise geschrieben sind, sondern nur die Haupttatsachen in knappen Sätzen, fast schon stichwortartig, geben. Auch „Ich lese" hat diese kurze Sparte am Schlusse eines jeden Heftes untergebracht.

Von einer anderen Seite geht „Volkstum und Heimat" an die Betrachtung seines Heftinhaltes heran. Vom Juli bis Dezember 1935 hat die Zeitschrift ihr Inhaltsverzeichnis weitgehend ausgebaut. Es gibt in dieser Zeit nicht Verfasser,

Titel und Seitenzahl der enthaltenen Beiträge an, sondern es erweitert die bloße Übersicht zu einer zusammenhängenden Inhaltsschilderung. Was die bisherigen Zeitschriften mit ihrer Rückschau am Heftende erreichten, das versucht „Volkstum und Heimat" bereits am Beginn zu verwirklichen. Aus dem Schema wird eine eingekleidete Darstellung, die wohl die schnelle Übersicht über den Heftinhalt nicht vermitteln kann; dafür führt sie aber in die Gedankengänge des Heftes ein und zeigt den roten Faden auf, der es durchläuft. Sondernummern, die tatsächlich einen geschlossenen Inhalt aufweisen, wird diese Form der Inhaltsangabe gerecht. Die Klippe liegt jedoch dort, wo diese schildernde Übersicht, deren eigenes Wesen einen starken Zug zur Einheitlichkeit besitzt, auch angewandt wird, wenn es sich um bunt zusammengestellte Hefte handelt. Dann wird diese Art der Inhaltsdarstellung zur Fassade, der der dahinterliegende Bau nicht mehr entspricht. Darum war es nur folgerichtig, daß sich „Volkstum und Heimat" mit dem Jahrgang 1936 von dieser Form abgewandt hat.

Wenn es sich bei den bisherigen Versuchen, die leitenden Gedanken im Gefüge eines Sonderheftes herauszustellen, stets um eine Art redaktioneller Angaben handelte, die außerhalb des eigentlichen Textteiles standen, so fassen weitaus die meisten Zeitschriften die Aufzeichnung des Leitgedankens als einen hauptsächlichen Bestandteil des Einzelheftes auf. Wir stehen hier vor zwei grundverschiedenen Möglichkeiten, die einander keinesfalls ausschließen, von denen die bisher behandelte aber nur eine untergeordnete Rolle spielt. Sie ist rein beschauend, hat aber nicht den Willen zu einer gestaltenden Ausrichtung des lebendigen Inhaltes. Diese zweite Möglichkeit muß an dieser Stelle ausführlich besprochen werden.

Um den Grundgedanken eines Heftes zu fassen, können zwei Wege beschritten werden. Der eine besteht darin, den Leitgedanken als formelhafte Aussage an den Beginn der Nummer zu stellen, ohne ihn durch weitere Ausführungen näher zu beleuchten. Der andere Weg stellt sich dagegen in der Verwendung eines weiter angelegten Leitaufsatzes dar.

Das Geleitwort ist in vielen Zeitschriften üblich und tritt uns als markanter Auszug aus einer Rede, als Vorwort aus berufener Feder, Leitspruch oder Gedicht entgegen. Diese Formen werden von den einzelnen Zeitschriften verschieden bevorzugt, lösen einander aber auch zuweilen innerhalb eines Organes ab. Das Gemeinsame, das sie verbindet, ist, daß sie in jedem Falle nicht Eigenschöpfung der Schriftleitung oder ihres Mitarbeiterstabes sind, sondern Gedanken führender Männer darstellen. Der Führer, Alfred Rosenberg als Schirmherr und Walter Stang als Leiter der NS.-Kulturgemeinde und deren Gauobleute stehen im Vordergrund. Durch die enge Zusammenarbeit der NS.-Kulturgemeinde mit allen übrigen, nicht nur kulturellen, Organisationen der Bewegung ist es jedoch bedingt, daß Geleitworte der Zeitschriften unserer Darstellung auch von den Männern des Reichsnährstandes, des Reichsarbeitsdienstes, der Reichsjugendführung und der ständischen Gliederungen stammen, womit der Kreis ihrer Herkunft aber noch nicht restlos gezeichnet ist.

Geleitworte werden ohne Zutun der Schriftleitung vom Leben an die Zeitschrift herangetragen. Sie sind wie Anker oder Sterne, an denen nicht zu rütteln ist. Sie tragen ihre eigene Tiefe und Höhe in sich; um aber wirken zu können, müssen sie erst ausgedeutet werden.

Mitunter ergänzen sich auch mehrere Worte verschiedener Persönlichkeiten zu einer größeren Einheit. So stellt der „Deutsche Kulturwart" seinem Bauernheft vom April/Mai 1936 ein Wort des Führers, ein zweites von Reichsbauernführer Walter Darré und als drittes eine Äußerung Friedrichs des Großen voran. Alle drei betonen den grundlegenden Wert des Bauerntums. In enger Nachbarschaft weist jedes Heft der Zeitschrift „Ich lese" einen Leitspruch und ein thematisch ihm verwandtes Gedicht auf, die die ständige Einleitung übernehmen.

Die publizistische Ausführung des Leitgedankens findet jedoch erst im Leit-

aufsatz statt. Der Leitaufsatz soll dem Leser, bevor er sich in die Stoffülle des Heftinhaltes begibt, eine geistige Richtschnur sein, nach der er das Gelesene zu beurteilen hat. Er soll ihn sicher durch die tausend Zeilen führen. Dr. Goebbels hat bei der Gründung seines „Angriffs" den Leitartikel in der Tagespresse als „Herzstück" der Zeitung bezeichnet.

> „Das Ausschlaggebende war, daß dieser Leitaufsatz in der Tat das Gerippe der ganzen Zeitung abgab, um das sich alle übrigen Stücke organisch herumgruppierten."[241])

Die gleiche Einheit stellt erst recht die deutsche Kulturzeitschrift dar. Denn sie gibt der gedanklichen Ausrichtung noch die inhaltliche zur Seite, die von der Tageszeitung auf Grund ihrer Forderung nach täglicher Universalität niemals erreicht werden kann. In der Tageszeitung ist der Leitaufsatz stets mehr zeit- als heftgebunden. Die Zeitschrift schließt ihn dagegen in das Gefüge der einzelnen Nummer ein und verleiht dadurch dem Sonderheft erst seinen Gipfel.

Die Aufgabe der anfänglich genannten Rückschau auf die Einzelnummer bestand darin, die Rechtfertigung des organisatorischen Heftaufbaues zu stellen. Die Aufgabe des Leitaufsatzes liegt dagegen in der Aufzeichnung der gedanklichen Zielsetzung eines Heftes. Nach einem Ausspruch Werner Wiens, des schriftleiterischen Mitarbeiters von „Ich lese", soll der Leitartikel den Themenkreis des betreffenden Heftes hinreichend umreißen.[242]) Der Leser darf über die Zielsetzung und Ausrichtung einer Nummer nicht im Zweifel gelassen werden. Damit ist neben der Aufgabe zugleich auch die Notwendigkeit des Leitaufsatzes im betonten Einzelheft umrissen. Die Verbindung von Leitaufsatz und Heftthema ist nach dem Gesagten so eng, daß in vielen Heften der Leitaufsatz ohne weiteres den Titel des Gesamtheftes auch für sich in Anspruch nimmt oder sich mindestens sehr nahe an ihn anlehnt. Zu dieser äußeren Übereinstimmung kommt, daß der Gestalter der ganzen Nummer, der Hauptschriftleiter, oft auch die Gedanken des Leitaufsatzes zu Papier bringt. Einige Zeitschriften haben diesen Brauch durch ganze Jahrgänge hindurch fast ausschließlich beibehalten. Eine Unterbrechung tritt nur ein, wenn im Mitarbeiterkreis ein Mann gefunden ist, dem für den Leitaufsatz eines bestimmten Heftes eine besondere Berufung eignet. Die „Rheinischen Blätter" geben in ihren Jahrgängen 1934 und 1935 ein gutes Beispiel dazu. Die folgende Aufstellung nennt zuerst stets das übergeordnete Thema des Heftes, danach den Titel des Leitaufsatzes. Ein paar Hefte, die aus besonderen Gründen abweichen, sind weggelassen worden.

Jahrgang 1934:

Januar:	Das Feierabendwerk.
	Robert Brandes: Feierabendwerk - die Aufgabe des Jahres 1934.
März:	Hier sprechen die Jungen.
	Hier sprechen die Jungen.
April:	Der Rhein - deutscher Schicksalsstrom.
	Robert Brandes: Der Rhein - deutscher Schicksalsstrom.
Mai:	Junges Deutschland sieht über den Rhein.
	Rudolf G. Binding: Junges Auge über dem Rhein.
Oktober:	Studentische Jugend am Rhein.
	Robert Brandes: Das Gesicht des heutigen Studenten.
November:	Ostlandfahrt rheinischer Studenten.
	Robert Brandes: Rheinländer im deutschen Osten.

Im Jahrgang 1935 sind die Leitaufsätze durchwegs kürzer gehalten. Sie tragen den Charakter einer gedanklichen Vorschau und sind alle von Hauptschriftleiter Robert Brandes verfaßt:

Januar:	Der Film.
	Aufbruch des Filmes.

März:	Musik und Theater.
	Musik und Theater.
April:	Staat, Reich und Führer.
	Zeitenwende / Zu den Grundlagen des neuen Staates.
Mai:	Land und Mensch am Strom.
	Land und Mensch am Strom.
Juni:	Zur Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde in Düsseldorf.
	Zur Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde in Düsseldorf.
August:	Rheinisches Bauen der Gegenwart.
	Politisches Bauen.
September:	Wehrgeist als Frontvermächtnis / Die soldatische Haltung.
	Der soldatische Mensch.
Oktober:	Rheinischer Humor.
	Die Sage von den rheinischen Narren.
Dezember:	Glaube und Reich.
	Glaube und Reich.

Auch „Ich lese" arbeitet in dieser Richtung. Die folgenden Angaben stellen

1. das Heftthema
2. die Abbildung auf der Titelseite
3. das Geleitwort
4. das einführende Gedicht
5. den Leitaufsatz

besonders ausgeprägter Einzelhefte untereinander. Daran wird ersichtlich, wie sich ein besonderer geistiger Kopf der Zeitschrift herausbildet, dem sich der übrige Inhalt unterordnet.

Oktober 1935:

1. Stimmen des deutschen Ostens;
2. Danziger Marienkirche;
3. R. Walter Darré: Das Schicksal Deutschlands liegt in seinem Osten begründet . . .;
4. a) Martin Damß: Sankt Marien;
   b) Fritz Kudnig: Das Tannenberg-Denkmal;
5. Heinz Kindermann: Ostlandschicksal - Ostlanddichtung.

November 1935:

1. Wilhelm Raabe;
2. J. A. Grose: Wilhelm Raabe;
3. Reichserziehungsminister Rust (über Buch und Dichter);
4. Wilhelm Raabe: Ans Werk;
5. Josef Nadler: Wilhelm Raabe und die niedersächsische Landschaft.

Mai 1936:

1. Dichtung der Arbeit;
2. W. Hensellek: Zwei Arbeiter;
3. Adolf Hitler: (über die Gemeinschaft);
4. Georg Zemke: Die Hände;
5. Hans Mühle: Von der Arbeiterdichtung zur Arbeitsdichtung.

August 1936:

1. Dichtung und künstlerische Gestaltung des Sportlebens;
2. Joseph Wackerle: Rosseführer am Marathontor des Reichssportforums;
3. Friedrich Ludwig Jahn (über die Turnkunst);
4. Willi Fr. Könitzer: Die Staffel;
5. Hanns Johst: Schrifttum und Olympia.

Als Sprachrohr deutscher Dichter geht „Ich lese" auch in der Verfasserwahl zu seinen Leitaufsätzen andere Wege als etwa die „Rheinischen Blätter", in denen der Hauptschriftleiter diese Aufgabe erfüllt. „Ich lese" läßt auch im Leitartikel Dichter zu Worte kommen und verleiht ihm so eine eigene Note. Werner Beumelburg, Jakob Schaffner, Gerhard Schumann, Martin Luserke, Hanns Johst, Bruno Brehm, Hermann Stahl finden wir nicht nur als Schöpfer neuer Dichtung, sondern auch als Verfasser von Leitaufsätzen für die deutsche Kulturzeitschrift.

Mitunter bilden, ähnlich wie beim Geleitwort, auch erst mehrere Aufsätze zusammen eine Einheit, die dann die Stelle des Leitartikes vertritt. Diese Beiträge können entweder an dem üblichen Ort in unmittelbarer Nachbarschaft stehen, oder sie sind ohne räumliche Bindung über das ganze Heft verstreut. Den ersten Weg geht in manchen Heften die Zeitschrift „Ich lese". Sie bringt im Oktoberheft 1936, das aus Beiträgen über „Wehrhafte Dichtung der Zeit" zusammengestellt ist, die beiden folgenden Aufsätze:

a) Hanns Oberlindober: Ein Dank an die Dichter des Krieges;
b) Bruno Brehm: Der Krieg als Volksschicksal / Das Bekenntnis eines österreichischen Frontkämpfers.

Erst dann tritt der Leser in den breiter angelegten Teil des Heftes ein. Ein anderes Heft, vom September 1936, trägt die Überschrift „Nürnberg und Franken"; es behandelt dieses Thema in zwei getrennten Leitaufsätzen, von denen der eine die Stadt „Nürnberg / Ursprung und Charakter", der andere als Ergänzung „Landschaft und Dichtung der Franken" betrachtet.

Den anderen Weg geht der „Deutsche Kulturwart" in seinem Septemberheft 1935, das dem „Theater in der Kurmark" gewidmet ist. Es ist eines der umfangreichsten aller behandelten Hefte, denn es kann 116 Seiten aufweisen. Darauf mag es mit zurückgeführt werden, daß die Nummer keinen einheitlichen Leitaufsatz enthält, sondern ihre Grundgedanken in drei verschiedene Abhandlungen verstreut hat. Ein Vermerk bei dem Aufsatz Viktor Gurskis über „Die Schaubühne als Spiegel des Zeitgeschehens" macht auf diese Tatsache aufmerksam:

> „Vergleiche auch den Aufsatz von Dr. Hildegard Stern: ‚Ein Rückblick auf die Entwicklung des deutschen Theaters' und den von Josef Buchhorn: ‚Sinn und Sendung des Theaters' in dem vorliegenden Heft."

Diese drei Aufsätze zusammen vertreten einen Leitaufsatz, sie können seine Lücke nach Inhalt und Form aber niemals ganz ausfüllen. Das wird bei der näheren Darstellung seiner Wesensmerkmale noch deutlicher werden.

Man kann eine Betrachtung über den heutigen Leitaufsatz nicht beschließen, ohne auf seinen Stil eingegangen zu sein. Eine einheitliche Ausrichtung dieses Stiles ist im allgemeinen noch nicht gefunden; sie beginnt sich jedoch schon dort durchzusetzen, wo der Leitaufsatz in den Bereich des „Aufrufes" tritt. Diesen Begriff hat Ernst Meunier geprägt; er drückt das aus, was auch Dr. Goebbels fordert:

> „Der politische Leitaufsatz war bei uns ein geschriebenes Plakat, oder, besser noch gesagt, eine zu Papier gebrachte Straßenansprache. Er war kurz, prägnant, propagandistisch gedacht und agitatorisch wirksam. . . .
> Der Leser sollte den Eindruck gewinnen, als sei der Schreibende des Leitaufsatzes eigentlich ein Redner, der neben ihm stünde und ihn mit einfachen und zwingenden Gedankengängen zu seiner Meinung bekehren wollte."[241])

Zieht man von dieser Formulierung das ab, was notwendigerweise die Zeitschrift und im besonderen die Kulturzeitschrift im Gegensatze zur Zeitung nicht verwirklichen kann, so erhält man ein Bild auch von den Bestrebungen des Leitaufsatzes in den vorwärtsdrängenden Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde. Ausschlaggebend ist dabei, daß der Leitaufsatz nicht in der Form der Abhandlung beharrt, sondern zur kämpferischen Ausrichtung des Willens schreitet. Der Redner ist auch hier das Vorbild. Durch die Tatkraft der nationalsozialistischen Bewegung

ist das deutsche Volk nicht bei den parteipolitischen Agitationsreden stehengeblieben; sondern seine führenden Männer haben unser gesamtes Leben in programmatischen Bekenntnisreden durchdrungen. Feste und Feiern haben zum Kernstück die Rede, die uns aus dem eigenen Erleben stets gegenwärtig ist. Und von dieser Kulturrede her, wie sie der Führer auf den Parteitagen und Alfred Rosenberg zu manchem anderen Anlaß halten, kommt auch der neue Leitaufsatz der Kulturzeitschrift.

Er kann sich allerdings nicht auf die bloße Wiedergabe gehaltener Reden beschränken und die publizistische Eigenarbeit vernachlässigen. Er muß vielmehr eine innere Umwandlung durchmachen und dann aus dem ursprünglichen Willen des Verfassers allein in der ausgesprochenen Form des Leitaufsatzes erstehen. Nur so ist er echt und beständig.

Die Tageszeitung, und voran der „Angriff", hat diesen Weg schon beschritten; die Zeitschrift ist im Beginne. Sie bekennt sich bereits zu einer knappen, scharfen Ausdrucksweise, die zu kurzen, schlagkräftigen Sätzen führt. Am weitesten voran scheint die „Westmark" zu sein. In ihr als dem Gauorgan der Saarpfalz verbinden sich zwei Vorteile: einmal wirkt sich die Formenschärfe westdeutschen Geistes in ihr aus, das andere Mal sind gerade ihre gestaltenden Männer vornehmlich Mitarbeiter an der NS.-Tageszeitung des Gaues und können sich so auf die Erfahrungen im Leitartikel der Tagespresse stützen. Der geistige Austausch zwischen Zeitung und Zeitschrift trägt also im Leitaufsatz Frucht.

In der Sondernummer nehmen auch die Abbildungen eine bedeutendere Stellung ein. Es ist zu erwarten, daß sie sich dem Gesamtinhalt des Heftes anschließen und mit ihm das gleiche Thema behandeln. Doch dieses Ergebnis läßt sich auf verschiedene Weise erreichen.

Wir haben das Bild im Verlaufe dieser Darstellung bisher in zweierlei Zusammenhängen gesehen: einmal als Illustration eines bestimmten Aufsatzes, das andere Mal als selbständige Beigabe, die jedoch in Beziehung zu einem gewissen Teil des Inhaltes stand. Wenn wir uns dem Sonderheft zuwenden, verändern sich diese Möglichkeiten des Bildgebrauches nicht. Jedoch nehmen sie nun nicht mehr, entsprechend der Ausweitung vom Einzelbeitrag zur Geschlossenheit des Sonderheftes, auf einen einzigen Aufsatz Bezug, sondern auf die Gesamtheit der Nummer. Im einzelnen ergibt sich dann folgendes Bild:

So wie das Sonderheft auf die bunte Zusammenstellung seiner Artikel verzichtet und ein fest umrissenes Gefüge erstehen läßt, so treten auch seine Abbildungen aus ihren trennenden Schranken und bilden einen geschlossenen Kreis. Sie durchdringen räumlich und geistig das gesamte Heft und tragen so auch als Bilder zur Betonung des Einzelstückes bei.

In diesem Sinne können sie zunächst eine, natürlich werkgerechte, Übertragung des Heftbaues in die bildliche Darstellung bedeuten. Das heißt nichts anderes, als daß der Kreis der Abbildungen den ganzen Inhalt eines Sonderheftes fortlaufend illustriert, dabei aber, auf Grund der Einheit aller Wort-Beiträge, auch eine Einheit der Bild-Beiträge formt. Es durchdringen sich somit zwei Beitragskreise, die, einander durchflechtend, zum Kranz gebunden werden.

Ein ausgezeichnetes Beispiel für diese Art der Bebilderung bietet das Vorgeschichtsheft des „Deutschen Kulturwartes" vom März 1936. Der aufmerksame Betrachter wird bei ihm herausfinden, daß nicht eine maßstäbliche Übereinstimmung zwischen Text- und Abbildungsgruppen stattfindet. Es entsprechen sich vielmehr immer längere Abschnitte, die innerhalb des Bilderkreises an anderen Stellen ausführlich behandelt sind als im Text oder die sogar anders unterteilt werden mußten, weil es die vorliegenden Abbildungen verlangten. Es macht sich so eine leichte Verschiebung der inhaltlichen Gliederungen gegeneinander bemerkbar; auf diese Weise wird deutlich, daß Wort und Bild sich wirklich ergänzen, daß das eine notwendige Lücken des anderen füllen muß, weil es nun einmal Dinge gibt, die sich

besser in Worten schildern lassen, dagegen aber wieder andere, die durch ein einziges Bild schlagartig klargestellt werden. Die gegenseitige Verzahnung der beiden Darstellungskreise wird dadurch noch vertieft.

In gleicher Weise setzt auch der „Oberschlesier" das Bild ein. Beim „Schwabenland" ergibt sich jedoch aus dem Brauch der Zeitschrift, einzelne Hefte mit nur einem Aufsatz zu füllen, eine Sonderstellung. Das Januar/Februar=Heft 1935, das die Stadt Augsburg behandelt, streut Text und Bilder in kurzen Anhäufungen durcheinander. Notwendigerweise muß sich im „Schwabenland" bei dem gleichen Willen zur Flechtung eines Kranzes aus Wort und Bild im geschilderten Sinne ein grundsätzlicher Unterschied gegenüber dem „Deutschen Kulturwart" herausstellen. Der „Kulturwart" verwendet in seinem Textteil Buchdruckpapier und ist - wenigstens in der Zeit des besprochenen Vorgeschichtsheftes - bei der Veröffentlichung von Abbildungen auf besonders eingeheftete Beilagenseiten angewiesen; er nennt sie selbst „Tafeln". Das „Schwabenland" ist dagegen durchwegs mit Kunstdruckpapier ausgestattet und ermöglicht so eine reichere Beigabe und andersartige Verteilung der Abbildungen. Text und Bilder haben eine gemeinsame Seitenzählung; die Bilder werden gewissermaßen schon im Text „mitgelesen".

An dieser Stelle muß die Betrachtung zunächst durch ein Beispiel unterbrochen werden. Das erwähnte Augsburg=Heft weist folgende Gliederung auf:

Seite 6-14 = Text „1",
Seite 15-26 = Abbildungen,
Seite 27 = Text „2",
Seite 28-31 = Abbildungen,
Seite 32 = Text „3" (Beginn),
Seite 33-37 = Abbildungen,
Seite 38 = Text „3" (Fortsetzung),
Seite 39-43 = Abbildungen,
Seite 44 = Text „4",
Seite 45-64 = Abbildungen.

Danach ergibt sich das Verhältnis von 13 Seiten Text zu 46 Seiten Abbildungen. Der Text ist der Betonung nach aber noch die Hauptsache. Das ergibt sich auch aus der Tatsache, daß der Text „3", der gegen „2" und „4", die nur je 1 Seite umfassen, 2 Seiten ausmacht - Text „1" ist als Grundstein und Einführung gedacht und darum nicht verstreut worden -, daß der Text „3" die zu ihm gehörenden Abbildungen zu durchdringen und zu umfassen versucht. Er ist nicht das Vorwort zu den Bildern, sondern die Bilder sind seine Zeugen.

Dieses Verhältnis wird aber endgültig umgestoßen im April/=Mai=Heft 1937, das „Anmutiges altes Schwabenland" betitelt ist. Nach der eine Seite umfassenden Einleitung, die einen eigens genannten Verfasser besitzt, folgen 23½ Seiten Abbildungen - 62 Ansichten schwäbischer Landschaften und Siedlungen -, denen auf weiteren 7 Seiten knappe Auszüge aus alten Schriftstellern über die dargestellten Ansichten beigegeben sind; einige Angaben über die benutzten alten und neuen Schriften beschließen das Heft. Über die Absichten der Schriftleitung gibt die Einleitung Auskunft:

> „Diese erstmalige Sammlung von Bildern aus unserem Schwabenland möge uns mehr sein als ein bloßes Bilderbuch."

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß das Heft kein Bilderbuch ist; es ist bestimmt eines, aber es soll dem Betrachter darüber hinaus eben noch „mehr" werden: Wesensschilderung der schwäbischen Landschaft und ihrer Menschen. Warum soll man dazu nicht die Form des Bilderbuches benützen dürfen? Allein der Ausdruck „Sammlung von Bildern" gibt die Antwort.

Es ist also klar, daß in diesem Heft des „Schwabenlandes" die Grundlage von den Abbildungen gestellt wird; der Text ist zur kurzen Einführung und Erläuterung

zurückgegangen. Bezeichnend ist dafür auch, daß vom Bilderkreis aus der zugehörige Text jederzeit schnell und sicher auffindbar ist, da er nach Siedlungsnamen alphabetisch geordnet ist. Das umgekehrte Verfahren, von den textlichen Anmerkungen her die entsprechenden Bilder aufzusuchen, stößt dagegen auf Widerstand, weil die zeitliche Reihenfolge der Abbildungen nicht streng nach den äußerlichen Jahreszahlen durchgeführt ist, sondern häufig auf inhaltliche Gesichtspunkte Rücksicht nimmt. Der Kreis der Abbildungen steht also bestimmend im Vordergrund.

Anders tritt uns eine zweite Möglichkeit der Eingliederung des Bildteils in das Gefüge des Sonderheftes entgegen. Sie unterscheidet sich dadurch, daß die Abbildungen inhaltlich nicht an einzelne Beiträge gebunden sind, sondern daß sie als besondere Einheit unmittelbar unter dem zielweisenden Hauptthema des Heftes stehen. Die „Westmark" sagt im Februar 1936:

> „Die Bilder stellen sich ebenfalls in den Dienst des Gesamtthemas des Heftes, das in seiner Geschlossenheit vom Willen einer jungen, starken Generation kündet."

Ein Einblick in den Inhalt dieses Heftes ist auf Seite 120 gegeben; der Vollständigkeit halber werden hier die Abbildungen genannt, von denen die angeführten Worte gelten.

1. Hans Fay: Pferdebändiger.
2. Hans Fay: Fahnenträger.
3. Hans Fay: Arbeitsmänner.
4. Willy Karb: Jugendlicher Kopf.
5. Karl Hufnagel: Jugend der Westmark.
6. Foto: Flötenlied in der Sonne (Jungvolk)
7. Foto: Rast unter der Fahne (Hitler-Jugend).

Ein anderes klingt in diesem Beispiel aber bereits an. Die Abbildungen 1. bis 5. sind Wiedergaben von Kunstwerken, die beiden letzten jedoch Lichtbilder. Es zeigt sich darin die Lage unserer gegenwärtigen Kunst, die auch im Inhaltlichen noch nicht allen Ansprüchen gerecht werden kann. Um diese Lücke zu schließen, eröffnen sich der Zeitschrift zwei Wege, die beide von denselben Organen gegangen worden sind. Einmal findet sich ein Ausweg im künstlerischen Lichtbild; das andere Mal regt die Zeitschrift aus ihrer Arbeit heraus kulturelle Leistungen an, gibt sogar ausdrückliche Aufträge für ihren eigenen Bedarf.

Zunächst das Lichtbild. Der Kameramann ist überall, und seine Schöpfungen stehen leicht zur Verfügung. Daher haben sich die „Rheinischen Blätter" in vielen Fällen für die Zusammenstellung von Lichtbildgruppen entschieden. Das Januarheft 1935 bringt unter dem Thema „Das Menschenantlitz im Film" 9 Großaufnahmen aus bedeutenden Filmen; das Märzheft des gleichen Jahres, das den Titel „Musik und Theater" trägt, vereinigt 6 Fotos der bekannten „Gerhards Marionetten"; das folgende Aprilheft endlich stellt unter seiner Überschrift „Staat, Reich und Führer", die „Baumeister des Reiches" in guten Lichtbildern zusammen, die durch eine Aufnahme des Führers eingeleitet, im übrigen aber historisch geordnet sind.

Den ganzen Umfang dieser Lichtbildgruppen erkennen wir an einem Beispiel, das auch die zusammenfassende Bestrebung des Vortitels deutlich macht; es ist ebenfalls aus den „Rheinischen Blättern" entnommen, und zwar aus dem Dezemberheft 1935, das unter dem Thema „Glaube und Reich" erschienen ist.

1. Der gläubige Mensch: Rheinischer SA.-Mann.
2. Der gläubige Mensch: Eifeler Weberjunge.
3. Der gläubige Mensch: Moselwinzer.
4. Der gläubige Mensch: Rheinischer Industriearbeiter.
5. Der gläubige Mensch: Eifelbäuerin.

6. Der gläubige Mensch: Vierundachtzigjähriger rheinischer Schlossermeister.
7. Der gläubige Mensch: Westerwälder Bauern, Vater und Sohn.

Die Vorbenennung „Der gläubige Mensch" ist auf allen Bildtafeln gleichmäßig durchgeführt und betont die einende Linie, die sich durch das ganze Heft von Abbildung zu Abbildung zieht.

Um die Einheit dieser Lichtbildgruppen - und der Abbildungen überhaupt - noch deutlicher herauszustellen, reiht die Zeitschrift unter ihrer Sparte „Rheinischer Guckkasten" zuweilen einen Artikel „Zu den Bildern dieses Heftes" ein, auf den auch anläßlich der ersten Bildveröffentlichung des Heftes hingewiesen wird. In ihm wird das Ergebnis aus der Betrachtung der bildlichen Darstellungen gezogen. Ein Beispiel der „Rheinischen Blätter" soll das noch beweisen:

> „Die Stadt in der Landschaft / Zu den Bildern dieses Heftes. . . . Was wir aus den alten Stadtbildern lernen, ist: die Gesinnung . . ."[243])

Der zweite Weg der Zeitschrift, eine abgeschlossene Gruppe von Abbildungen zu erhalten, liegt in der Verteilung entsprechender Aufträge. In dieser Richtung gehen die „Rheinischen Blätter" und die „Westmark" weit voran. Die „Westmark" sagt im April 1934:

> „Das Maiheft der Zeitschrift, zu dessen bildmäßiger Ausgestaltung bereits ein Wettbewerb für pfälzische, badische und saarländische Künstler ausgeschrieben ist, wird dem 1. Mai als dem Tag der deutschen Arbeit und des deutschen Sozialismus gewidmet sein."

Die „Rheinischen Blätter" haben in den Juli- und Septemberheften der Jahre 1934 und 1935 Ergebnisse ihrer Aufträge und Ausschreiben, die zum Teil im Verein mit Organisationen der Bewegung veranstaltet wurden, veröffentlicht. „Mutter und Kind", „Kampf um den Rhein", „Das rheinisch-deutsche Mädchenantlitz unserer Zeit" und „Der soldatische Mensch unserer Zeit" hießen die Themen in zeitlicher Folge. Sie decken sich mit der Zielstellung der entsprechenden Nummern. Was die Wortbeiträge gedanklich herauszustellen versuchten, wollen die Arbeiten der Bildnerei mit künstlerischen Mitteln ausdrücken.

> „Weg und Haltung des heutigen und künftigen Mädels, das dieses Heft erkennen will, sollten die Künstler sinnbildlich deuten."[21])

Das Foto muß aus technischen Gründen gegenwärtig das überwiegende Mittel zur Wiedergabe von Abbildungen sein. Das hindert aber nicht, daß Auftragsarbeiten, die in der Wahl ihrer Darstellungsweise die ursprünglichen Möglichkeiten der Zeitschrift berücksichtigen, zu einer besseren Einheit mit den Wort-Beiträgen verschmelzen. Solche zeitschriftengerechten Gattungen finden sich im einfachen Schwarz-Weiß-Verfahren, das der Zeitschrift ihren eigenen, gestalterischen Stil verleiht. Seine Anwendung ist jedoch nicht in allen Fällen möglich; man denke nur an die wissenschaftlichen Illustrationen, die gerade in den behandelten Zeitschriften einen breiten Raum einnehmen. In den Heften der „Rheinischen Blätter", die im Augenblick in Frage kommen, ist eine derartige schöpferische Gestaltung des Sonderheftes in weitem Maße zu rechtfertigen. Die Schriftleitung weist auf die Vorteile dieses Unternehmens in einem Satze hin, der das Gesagte unterstreicht:

> „Wir versuchen damit zugleich, Bild und Wort unserer Zeitschrift typographisch aufeinander abzustimmen."[244])

Welche Bedeutung gerade die „Rheinischen Blätter" dieser Art von Bildgruppen beimessen, ist aus einer Bemerkung der Schriftleitung zu dem Sonderheft über „Die völkische Schule" im Juni 1934 zu entnehmen. Dieses Heft erscheint ohne Bilder; denn:

> „Noch fehlen ihr Bilder, die wirklich ‚Sinn-Bilder' sein könnten."

Daraus geht hervor, daß die Zeitschrift ihre Abbildungen nicht nur als beiläufige Illustrationen auffaßt, sondern sie zum Mitgestalten an ihrer kulturpolitischen Aufgabe einsetzt.

Wir wenden uns noch der letzten Möglichkeit zu, durch die das Bild in den Rahmen einer Sondernummer gestellt werden kann, dem Umschlagbild. Wo immer eine Zeitschrift, die ein Sonderheft gestaltet, ihre Titelseite laufend einer Abbildung widmet, erscheint auch das Umschlagbild innerhalb des Hefttthemas. Diese Erscheinung ist allgemein bekannt und auch schon auf Seite 133 durch das Beispiel der Zeitschrift „Ich lese" belegt worden.

Damit sind Aufgabe und Stellung des Bildes im Sonderheft gekennzeichnet. Ausschlaggebend ist die strenge Bindung an das Ziel der Sondernummer, dazu aber die Eigenwertigkeit gegenüber dem Text.

Jedes Sonderheft, das die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde herausgeben, trägt den Ausdruck der Einmaligkeit. Die Arbeit, die zur Bildung einer Sondernummer führt, unterscheidet sich wesentlich von der eines üblichen Heftes. Während unbetonte Nummern aus dem Laufe der Ereignisse wachsen, verlangen Sonderhefte eine zielbewußte Vorbereitung. Der Plan des Heftes ist zwar, wenn er von sachkundigen Männern entworfen wird, in kurzer Zeit fertig; aber die Ausgestaltung beansprucht immer eine längere Dauer. Gerade Sonderhefte, die an eine feste Vorlage gebunden sind, können sich über unvorhergesehene Störungen ihrer Arbeiten nicht hinwegsetzen und naheliegendem Stoff zuwenden; sie müssen diese Hindernisse aus dem Wege räumen, auch wenn es Zeit kostet. Die „Rheinischen Blätter" schreiben zu ihrem Wirtschafts-Sonderheft vom November 1933:

> „Der Plan zu diesem Sonderheft beschäftigt die Schriftleitung schon lange. Er wurde immer wieder hinausgeschoben und zurückgestellt, weil es sich immer wieder zeigte, daß der Zeitpunkt ungünstig war. In der Zeit des beispiellosen Darniederliegens alles wirtschaftlichen Lebens . . . führte jede Vorbereitungsarbeit schnell an das trostlose Chaos der allgemeinen Lage."

Dazu sei noch eine Stelle aus dem „Oberschlesier" genannt; auch dieser Auszug stammt aus den Vorbemerkungen des Herausgebers.

Juniheft 1933 über „Germanische Urzeit in Oberschlesien":

> „Mit der Herausgabe dieses Heftes geht ein lange gehegter Traum in Erfüllung. Schon 1928 hat der uns in Oberschlesien unvergeßliche Dr. B. Freiherr von Richthofen mit dem Herausgeber des ‚Oberschlesiers' . . . die ersten Vorbereitungen für die Darstellung von Oberschlesiens germanischer Vorzeit besprochen. Vom ersten vorgeschichtlichen Bodenpfleger in unserer Heimat . . . für Oberschlesien gewonnen, hatte Dr. von Richthofen . . . schon in jenen Jahren genügend viele Forschungsergebnisse aus der Germanenzeit vorzuweisen. Die Vorarbeiten für das Heft mußten aber unterbrochen werden, als Dr. von Richthofen von Oberschlesien wegging und einem Rufe an das Völkerkundliche Museum in Hamburg folgte. Seine Nachfolger in Oberschlesien hatten zunächst andere, nicht aufschiebbare Arbeiten zu leisten."

Auch in der Schriftleitung der „Musik" liegt der Plan für ein Sonderheft schon lange im Voraus fest. Das Mozart-Heft war zum Beispiel vier Monate lang in Arbeit.[189])

Allein die Vorschauen auf kommende Hefte künden schon von den vorbereitenden Arbeiten. Das „Schwabenland" gibt in seinem 1. Jahrgang regelmäßig auf dem Umschlag eines jeden Heftes Titel und Inhalt des folgenden an, und diese Hefte waren durchweg Sondernummern.

Wesentlich für die Vorbereitung eines Sonderheftes ist weiterhin die Betreuung der Mitarbeiter mit den gestellten Aufgaben. In den meisten Zeitschriften steht für die Sondernummern der Auftrag für ein bestimmtes Manuskript im

Vordergrund. Daher liegt auch in der Zusammensetzung des jeweiligen Verfasserkreises eine Einmaligkeit beschlossen, die das betreffende Heft vor allen anderen auszeichnet. Am weitesten geht darin die „Musik", die keinen festen Mitarbeiterstab im Sinne des Wortes hat, sondern die Verfasser je nach Zielsetzung des einzelnen Heftes auswählt.[189])

Zuweilen geht die Betreuung einzelner Männer mit Arbeiten für Sonderhefte so weit, daß für eine Zeitspanne der Herausgeber oder Hauptschriftleiter hinter diesen Persönlichkeiten zurücktritt. Die Sondernummern des „Oberschlesiers" verraten diese Tatsache und betonen sie ausdrücklich in ihren Vorworten. Vom Aprilheft 1937 über die „heimische Vogelwelt" heißt es:

> „. . . der Mann, auf dessen Anregung und Mitarbeit hin das Heft zustande kam, ist . . . Oberstleutnant a. D. Jitschin . . ."

Auch das erwähnte Vorgeschichtsheft spricht sich in diesem Sinne aus:

> „Dr. Matthes vom Oberschlesischen Landesmuseum in Beuthen trug bei der Zusammenstellung unserer Sondergabe die Hauptlast, Dr. B. Freiherr von Richthofen war uns ständiger Berater, wir andern halfen."

Unter diesen „andern", die „halfen", befindet sich aber auch der mitunterzeichnete Herausgeber und Hauptschriftleiter Karl Sczodrok.

Im folgenden geben uns die Innentitel einiger Sonderhefte Auskunft über die Bearbeiter der Nummern. Entscheidend ist in allen Fällen die Hervorhebung des gestaltenden Mitarbeiters vor dem Schriftleiter. Die Zusammenstellung läßt die Abstufungen in dieser Betonung erkennen.

1. Ottmachau – unsere Staubeckenstadt.
   Landschafts- und kulturkundliche Blätter
   dargeboten als Sonderheft der Monatsschrift „Der Oberschlesier" in Zusammenarbeit mit Studienassessor Franz Solf, Ottmachau.
2. Bäuerliches Volkstum in Oberschlesien.
   Sonderheft der Monatsschrift „Der Oberschlesier", Aprilheft 1934,
   bearbeitet von Hochschuldozent Alfons Perlick, Beuthen OS.
3. Grenzland Oberschlesien.
   Versuch einer Grenzlandkunde im Schrifttum der Landschaft,
   bearbeitet von Willibald Köhler-Oppeln in Zusammenarbeit mit der Monatsschrift „Der Oberschlesier" (Novemberheft 1933).
4. Vom Volkstum des oberschlesischen Industriearbeiters,
   bearbeitet von Hochschuldozent Alfons Perlick,
   Sonderheft der Monatsschrift „Der Oberschlesier", Märzheft 1935.

Die „Rheinischen Blätter" führen im Pflichteindruck einiger Sonderhefte neben dem laufend verantwortlichen Hauptschriftleiter noch den Namen eines zweiten Mannes auf, der die Zusammenstellung des betreffenden Heftes geleistet hat. Es handelt sich dabei um die Hefte vom März, Mai und August 1936 und März 1937. Eine ähnliche Erscheinung bezeugt auch das „Schwabenland" in seinem Aprilheft von 1934, das als einzigen Beitrag den „Schwäbischen Kult- und Brauchkalender" aufweist, wenn es in einer Fußnote sagt:

> „Der Verfasser des vorliegenden Heftes ist Kreisheimatpfleger Dr. Eberl, Obergünzburg."

Er ist „der" Verfasser; und da das Heft nur den einen Aufsatz enthält, ist das gleichbedeutend mit seinem maßgeblichen Gestalter.

Außer einzelnen Persönlichkeiten können auch Gemeinschaften neben dem Hauptschriftleiter gestaltend auf Sondernummern einwirken. Der „Oberschlesier" bringt im Juni 1935 ein Gustav-Freytag-Heft heraus, das, außer in einzelnen Beiträgen, die schon längere Zeit dafür vorlagen, „die Frucht einer Gemeinschaftsarbeit in Verbindung mit der Universität Breslau" bildet. Universitätsprofessor Dr. Heckel hielt

im Winterhalbjahr 1934/35 Übungen über den schlesischen Dichter ab, an denen auch der Herausgeber des „Oberschlesiers" gastweise teilnahm. Die Ergebnisse der Seminarbeiten übernahm die Zeitschrift, und so entstand in diesem Falle „durch das Zusammenwirken der Dreiheit: Universitätsprofessor, Studentenschaft, Herausgeber der Zeitschrift" das Sonderheft. Auch diese Entstehungsweise ist nur bei einer Sondernummer möglich und stützt die Anschauung von ihrer Einmaligkeit.

Zuletzt muß noch erwähnt werden, daß Sonderhefte mitunter ihre Beiträge aus einem Sammelwerk entnehmen und allein dadurch einen Zusammenhang bekommen, der bereits in dem Quellenwerk vorgebildet ist. Das Eichendorff-Heft, das der „Oberschlesier" im Oktober 1936 darbietet, ist in diesem Sinne zusammengestellt. Sein Herausgeber sagt selbst dazu:

> „Das vorliegende Sonderheft des „Oberschlesiers" bringt wieder eine ganze Reihe von Beiträgen um Eichendorff und sein Werk, die ein Ausschnitt sind aus dem reichhaltigen Jahrbuch, das wir für 1937 vorbereiten."

„Ausschnitt" ist die rechte Benennung und stellt gerade die betonte Einmaligkeit des Unternehmens im Zusammenhang mit dem Buch klar heraus.

Durch diese Betonung der Einmaligkeit wächst das Sonderheft über die Bedeutung der gewöhnlichen Nummer hinaus, wird „mehr als ein Monatsheft". So sagt eine Besprechung von der Vorgeschichtsnummer des „Deutschen Kulturwartes" und nennt sie dann weiter noch den „Leitfaden über die Geschichte der Kurmark . . ."[263] Entsprechend könnte man über jedes andere Sonderheft aus den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde urteilen.

Wenn man den Stoff, der aus den geschilderten Vorbereitungsarbeiten anfällt, zu einem Sonderheft gestalten will, erweist sich als erstes ein A n w a c h s e n d e s H e f t u m f a n g e s. Es entstehen Nummern, die sich ihrer Seitenzahl nach erheblich von den übrigen unterscheiden. Die „Rheinischen Blätter" umfassen im Jahrgang 1935 durchschnittlich nicht mehr als 96 oder 112 Seiten; als im November jedoch das Sonderheft über die westliche Industrie erscheint, erweitert sich sein Inhalt auf 144 Seiten. Ähnliche Verhältnisse lassen sich auch beim „Deutschen Kulturwart" erkennen. Einmal fällt auf, daß mit dem Beginn der Sonderhefte ein allgemeines Anwachsen des Umfanges aller Nummern stattfindet. Sodann erheben sich jedoch gerade die Sonderhefte zu einem Spitzenumfang bis zu 116 oder gar 180 Seiten, dem die unbetonten Nummern niemals folgen können; sie bewegen sich bis zu höchstens 80 Seiten Umfang. Sehr deutlich tritt die Zunahme der Seitenzahl auch im „Oberschlesier" zutage.

„Kunst und Volk" gibt seine Hefte mit gleichbleibendem Umfang von 32 Seiten heraus; nur einige Nummern bilden Ausnahmen. Vor allem das Sonderheft zur Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde in München, das im Juni 1936 herauskam, umfaßt mehr als zweimal die übliche Seitenzahl, nämlich 76.

In anderen Zeitschriften ist das Anwachsen des Umfanges in kleineren Grenzen gehalten, da bei häufiger Herausgabe von Sonderheften und entsprechender Erweiterung der Seitenzahl das Unternehmen für den Verlag nicht mehr tragbar ist. Eine Reihe von Organen haben sich daher entschlossen, im Falle eines umfangreichen Sonderheftes zwei benachbarte Hefte zu einer Doppelnummer zusammenzuziehen. „Volkstum und Heimat" macht von dieser Möglichkeit in seinem Jahrgang 1934 mehrfach Gebrauch und rechtfertigt sein Handeln mit diesen Worten:

> „Warum das vorliegende Heft Mai/Juni als Doppelheft erscheint: Das ständige Anwachsen der Volkstumsarbeit macht es notwendig, einmal im Ganzen einen Aufriß vom Aufbruch des Volkstums zu geben. Diese Fülle der Lebensäußerungen und Gestaltung zu zeigen, das ist der Zweck der Zusammenfassung zweier Hefte."

Die gleiche Stimme klingt auch aus dem „Oberschlesier":

„Die Form als Doppelheft wurde hauptsächlich gewählt, um von dem Wirken Friedrichs des Großen in Schlesien in einem geschlossenen, abgerundeten Heft ein möglichst vielseitiges, umfassendes und tiefschürfendes Bild zu vermitteln."[245])

Die „Westmark" bringt in ihren bisherigen vier Jahrgängen nur ein einziges Doppelheft heraus, und das ist in den Monaten Juli/August 1934 als Feriensonderheft gestaltet. Aufschlußreich ist auch hier wieder ein Blick auf die Hefte des „Deutschen Kulturwartes". Von den ersten 28 Ausgaben sind 9 als Doppelnummern gestaltet. Unter diesen wiederum sind nur 2 bunte Hefte; die restlichen 7 sind als betonte Sondernummern ausgebaut.

Diese Beispiele könnten noch vermehrt werden. Entscheidend ist dabei stets, daß dort, wo Zeitschriften den Ausbau von Doppelnummern pflegen, in weitaus überwiegendem Maße Sonderhefte den Anlaß dazu geben. Und das liegt im Anwachsen des einschlägigen Stoffes gegenüber der freien Grenzziehung unbetonter Hefte begründet.

Zuletzt gibt es jedoch noch einen Weg, die außergewöhnliche Stoffülle einer Sondernummer zu bewältigen. Die Schriftleitung beschränkt sich nicht auf nur ein Heft, und sei es auch ein Doppelheft; sie nimmt in die Sondernummer auf, was darin unterkommen kann, den Rest verweist sie auf die folgenden Hefte.

„Unser Heft kann natürlich nicht auf alle Fragen, die mit der altgermanischen Besiedlung und Kultur im Zusammenhang stehen, Auskunft geben. Auch ist es kein endgültiger Abschluß."[246])

Erweiternde Nachträge zu einem Sonderheft können in zweierlei Form veröffentlicht werden. Sie können je nach Anfall bei der Schriftleitung in irgendwelche Einzelhefte eingestreut, sie können aber auch gesammelt und zu einem zweiten Sonderheft über das gleiche Thema vereinigt werden.

Das gleiche Heft, dem der letzte Auszug entnommen ist, führt die erste Möglichkeit näher aus.

„Weitere vorgeschichtliche Aufsätze folgen im Juliheft des ‚Oberschlesiers'. Um das vorliegende Heft nicht zu stark werden zu lassen, mußten beispielsweise bis zum nächsten Heft zurückgestellt werden die Arbeiten . . ."[246])

Dann werden zwei Abhandlungen genannt, die jedoch im Rahmen der Zeitschrift nicht mehr erschienen sind.

Entsprechend dieser Vorbemerkung finden sich auch rückblickende Angaben, die einen ergänzenden Aufsatz in Beziehung zu einem früher erschienenen Sonderheft stellen.

Weniger verbreitet sind wegen ihrer allzu starken Betonung des Gegenstandes die ergänzenden Sonderhefte; immerhin nehmen sie noch einen beträchtlichen Raum ein. Besonders ausgeprägt ist ihre Bedeutung in den ersten Nummern, die eine Zeitschrift überhaupt herausgibt. Am Beginne des Erscheinens sind meist soviele grundsätzliche Dinge zu sagen, daß der Raum eines Heftes nicht ausreicht. Daher bilden manchmal mehrere Anfangsnummern zusammen erst die endgültige Einheit.

So legt das Eingangsheft der „Westmark" die „Aufgabe klar, die der Westmark im Rahmen des gesamtdeutschen Gedankens zufällt". Die folgende Nummer „setzt die im ersten Heft aufgezeigten Gedanken von der kulturellen Sendung der Westmark fort."[247])

Weniger stark ausgeprägt, aber doch vorhanden ist dieser Gedanke der verschwisterten Hefte auch in den „Bausteinen zum deutschen Nationaltheater".[248])

Daneben finden sich aber auch an anderen, beliebigen Stellen eines Jahrganges mehrere Sonderhefte gleichen Themas. Sie folgen aber jetzt, im Gegensatz zu der ausgezeichneten Stellung am Beginne eines neuen Zeitschriftenunternehmens, nicht

mehr unmittelbar aufeinander, sondern lassen dazwischen Lücken stehen. Das Februarheft 1937 der „Westmark" nimmt mit folgenden Worten auf eines der vorhergehenden Bezug:

> „In Fortsetzung des im Dezemberheft angesponnenen Gedankenganges will auch das vorliegende Heft an der Vertiefung des nordischen Ideengutes mitarbeiten . . ."

Oder die „Rheinischen Blätter" geben in den Augustmonaten der Jahre 1933 und 1934 je ein Sonderheft über den Niederrhein heraus.

In ausgedehntem Maße kann sich der „Oberschlesier" bei der Herausgabe eines Heftes über die heimische Vogelwelt auf eine „alte und gute Überlieferung" stützen. Als das Heft im April 1937 erscheint, erinnert der Herausgeber an die früheren Nummern: „‚Natur und Landschaft' (1927), ‚Naturkundliche Arbeit in Oberschlesien' (1928), ‚Naturkundliche Bausteine aus Oberschlesien' (1929), ‚Heimat und Natur' (1930), ‚Naturkunde in Oberschlesien' (1935)". Es ist klar, daß jedes der folgenden Hefte eine Ergänzung der bereits veröffentlichten darstellt.

Die Einmaligkeit, die im Wesen des Sonderheftes liegt, kann so weit gehen, daß sie zu einer Verselbständigung des Heftes führt. Darunter wird die Lösung aus der Folge des Jahrganges und die Hinwendung zum buchmäßigen Aussehen verstanden, die durch äußere, typographische Merkmale bewerkstelligt wird. Wenn etwa die „Rheinischen Blätter" in ihrem Inhaltsverzeichnis von 1934 die enthaltenen Beiträge des Jahrganges nicht nach Verfassern oder Schlagworten, sondern nach Heften und innerhalb des Heftes nach der Reihenfolge des Gefüges ordnen, so liegt darin eine gewollte Gleichgültigkeit gegenüber dem Wesen der Heftfolge. Denn die Folge zielt auf den Jahrgang ab, nicht aber auf die Verselbständigung der Einzelnummer. Desgleichen gibt auch der „Oberschlesier" innerhalb seines auf den ganzen Jahrgang abgestellten Inhaltsverzeichnisses außer der laufenden Seitenzahl der Beiträge auch noch die Nummer des Heftes, in dem sie erschienen sind, an. Ebenso verfährt der „Deutsche Kulturwart", der in seinem 1. Jahrgang überhaupt in jedem Heft eine neue Seitenzählung begann und dadurch eines vom anderen streng trennte.

Im allgemeinen besitzen die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde einen bunten, oft im Kleindruck gehaltenen Schlußteil, der die verschiedensten Anregungen gibt. Um jedoch den Wert eines Sonderheftes deutlich herauszustellen, verzichten sie zuweilen auf diesen letzten Teil und beschränken sich auf die Zusammenstellung von Hauptaufsätzen. Auf diese Weise nehmen etwa die Nummer „Grenzland Oberschlesien", das Novemberheft 1933 des „Oberschlesiers", und die Nummer über den Augsburger Dom, die das „Schwabenland" im November 1934 bringt, buchhaften Charakter an.

Während zum Beispiel „Ich lese" bewußt auf eine Kennzeichnung seiner Sondernummern verzichtet und nur in einer Art Fußnote den Zusammenhang der Beiträge herausstellt, legen andere Zeitschriften gerade auf hervorstechende Merkmale großen Wert. Besonders in der Gestaltung des Innentitels wird dieses Bestreben deutlich. Die „Rheinischen Blätter", das „Schwabenland" und am häufigsten der „Oberschlesier" zeichnen sich darin aus. Die rheinische Zeitschrift ist dabei noch bescheiden; sie wählt innerhalb des steifen Umschlages ein einfaches Vorsatzblatt, in dessen Mitte mit wenigen Buchstaben der Titel des Heftes steht, im übrigen aber ist die Seite weiß.[249] Ihre oberschlesische Schwester geht schon einen Schritt weiter; sie faßt das Vorsatzblatt als regelrechte Titelseite auf und gestaltet es dementsprechend in enger Anlehnung an die Erscheinungen des Buchmarktes. Die eigentliche Eröffnung des ersten Beitrages geschieht auf der dritten Heftseite und wird durch einen Seitentitel eingeleitet, der wie in allen, auch den unbetonten, Nummern beschaffen ist. Ausschlaggebend ist beim „Oberschlesier", daß seine Innentitel das Thema des Heftes typographisch klar hervorheben, während sie den Hinweis auf die Monatsschrift in kleinem Druck am Fuße der Seite vermerken.

Das „Schwabenland" endlich läßt in seinem Augsburg-Heft vom Januar/Februar 1935 auch noch diesen Vermerk fort und stellt lediglich den Titel „Augsburg" in auffälligen Buchstaben an den Kopf der Seite. Rechts unten findet sich dann noch die Angabe des Verfassers: „Text Oskar Schürer-Halle". Sonst enthält der Innentitel keine Angaben; er beschränkt sich nur auf die Nennung von Titel und Verfasser, nähert sich also noch mehr den Merkmalen des Buches. Dieser Weg wird nun, im Gegensatz auch zu dem Tun des „Oberschlesiers", im Innern des Heftes fortgesetzt. Der Aufsatz des Heftes - es enthält nur den einen - beginnt ohne einen Seitentitel, der die Merkmale der Zeitschrift wenigstens dort noch wahren könnte, er beginnt sogar gleich mit dem Text, ohne noch einen eigenen Aufsatztitel zu besitzen. Der Satz selbst beginnt nicht sofort oben auf der Seite, sondern erst weiter unten, wie wir es von Kapitelanfängen eines Buches gewohnt sind. In Kenntnis dieser Tatsachen können wir die Erscheinung des „Schwabenlandes" noch schärfer formulieren. Das Augsburg-Heft besitzt einen steifen Umschlag, bringt jedoch, da Hefttitel und Aufsatztitel in eins gehen, als Innentitel sofort die Überschrift des enthaltenen Aufsatzes und beginnt dann den Aufsatz ohne neue Benennung. Dadurch wird in hohem Maße der Eindruck des Buchcharakters erweckt.

Zeitschriften, die keine besonderen Innentitel führen, machen ihre Sondernummern durch den Aufdruck des Heftthemas auf dem Umschlag kenntlich. Die „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" versehen dazu ihr Spielplan-Sonderheft des Winters 1934/35 mit einer Umschlagbinde, deren weiße Farbe gegen das dunkle Rot der Nummer stark auffällt. Durch den Gebrauch dieses Mittels beim Sonderheft wird die Nähe zum Buch deutlich. Auch die „Westmark" wendet die Binde einmal an. Allerdings weist ihr Text nicht auf den Inhalt des ausgezeichneten Heftes hin, sondern auf eine Anzeigenbeilage „Wein und Industrie".

Der Zug zur Verselbständigung des Sonderheftes findet schließlich sein Ziel in der wirklichen Herauslösung der Nummer aus dem Verbande des Jahrganges, indem sie als Broschüre ein eigenes Dasein führt. Zu Beginn der Spielzeit 1935/36 machen die „Bausteine" in ihrem Augustheft „die Ortsverbände der NS.-Kulturgemeinde und die Theaterleiter noch einmal nachdrücklichst auf das Spielplan-Sonderheft" vom Juni aufmerksam. Es heißt dann wörtlich:

> „Das Sonderheft ist durch jede Buchhandlung zu beziehen."

Wer sich also über den Gegenstand unterrichten will, braucht nicht Leser des ganzen Jahrganges zu sein, er kann das betreffende Heft einzeln erwerben - so wie man jedes andere Buch auch kaufen kann. Ebenso stellt der „Deutsche Kulturwart" sein Sonderheft „Im deutschen Heim - einst und jetzt", von dem er schon im September das spätere Erscheinen als „Sonderbroschüre" angekündigt hatte, zum wahlfreien Erwerb zur Verfügung:

> „Das vorliegende Doppelheft kann - etwa als Weihnachtsgabe - zum Preise von RM. 1.- jederzeit vom Verlage bezogen werden."[250])

Der Hinweis auf die Verwendbarkeit als Geschenk bestärkt noch unsere Behauptung.

Der „Oberschlesier" stellt sogar aus seinen Zeitschriften-Sonderheften eigene Broschürenreihen als „Sonderveröffentlichungen" zusammen. Die folgende Ankündigung aus dem Juniheft 1933 über Bodendenkmalpflege wirft ein helles Licht auf dieses Unternehmen und wird daher abgedruckt.

> „Sämtliche vorgeschichtlichen Aufsätze des vorliegenden Heftes und des folgenden Juliheftes (die für den Juli angekündigten sind jedoch in der Zeitschrift selbst nicht mehr erschienen; siehe dazu Seite 142. d. Verf.) werden als Heft 20 der Schriftenreihe ‚Aus Oberschlesiens Urzeit', also auch als selbständige Broschüre herausgebracht. (Preis der Broschüre, die wieder in einem besonders geschmackvollen Umschlag erscheint, 1.50 RM. . . .)"

Andere Sonderveröffentlichungen, die aus Heften der Monatsschrift hervorgegangen sind, nennt eine Anzeige im Februarheft 1928:

1. Neue oberschlesische Dichtung (Literatur-Sonderheft, April 1927),
2. Natur und Landschaft in Oberschlesien (Sonderheft der Provinzstelle für Naturdenkmalpflege, Juniheft 1927),
3. Max-Waldau-Heft des „Oberschlesiers" (Februar-Märzheft 1925),
4. Eichendorff-Heft des „Oberschlesiers" (Augustheft 1925).

Der Einzelpreis beträgt jeweils RM. 1.20, gegenüber dem gewöhnlichen Heftpreis von RM. 1.-. Die vollständige Aufzählung kann erspart bleiben. Einen Überblick geben verschiedentlich Eigenanzeigen der Zeitschrift, so etwa im Aprilheft 1936.

Damit ist die Gestalt des Sonderheftes von der Verdichtung seines Inhaltes bis zum festen Gefüge und darüber hinaus bis zu seiner Verselbständigung und Annäherung an den Buchcharakter erörtert.

Die Bildung der Heftfolge: Trotz der tiefen Bedeutung des Sonderheftes liegt das Wesen der Zeitschrift doch maßgeblich in der periodischen Erscheinungsweise beschlossen. Sie hält die Auszeichnung des Einzelheftes in Schranken und legt demgegenüber gesteigerten Wert auf die Verkettung der monatlichen Hefte zum Jahrgang und der Jahrgänge zur „Zeitschrift" als Gesamterscheinung. Das einzelne Heft gibt dann immer nur Ausschnitte, Bilder eines Streifens, dessen Ende vorher nicht abzusehen ist.

Bei der Bildung einer so gemeinten Heftfolge sind bereits die äußeren Anzeichen mitbeteiligt, als erstes die Titelseite.

> „Die erste Seite muß in ihrer Gesamtheit in jeder Ausgabe für das Blatt selbst und den Gesamtinhalt des vorliegenden Heftes werben."[251])

In diesen Worten ist das doppelte Streben jeder Zeitschrift, und der tiefgründigen Kulturzeitschrift im besonderen, ausgedrückt, das auf Durchbildung des jeweils vorliegenden Heftcharakters und gleichzeitig auf die Betonung des Gesamtzusammenhanges einer Zeitschriftenunternehmung ausgeht.

Es gibt im vorliegenden Thema drei unterschiedliche Wege, bereits auf der Titelseite einer Zeitschrift auf ihre sich stets wiederholende Erscheinung hinzuweisen:

1. die Nennung des laufenden Monats und Jahres,
2. die Angabe des Inhaltes durch das Wort,
3. die Kennzeichnung durch das Bild.

Um die Stufenleiter dieser Möglichkeiten zu erkennen, muß vorher eine Betrachtung angestellt werden. Wenn die Folge den Zusammenhang der einzelnen Hefte und ihre sich stets erweiternde Einheit bedeutet, so muß dies äußerlich durch Beibehaltung des gleichen Ausdruckes auf jeder Titelseite angegeben werden. Wenn die Folge aber auch den Abstand von Heft zu Heft, das Vorwärtsschreiten innerhalb des weiten Begriffes „Zeitschrift" enthält, dann müssen sich auch die verschiedenen Titelseiten dieser Folge unterschiedlich voneinander absetzen. Es muß also stets das folgende aus dem vorhergegangenen herauswachsen und damit zugleich alt und neu, gleichartig und andersförmig sein. Das heißt, daß die Titelseiten einer Heftfolge einander weder gleich noch fremd, sondern verwandt sein sollen. Daraus wieder ergibt sich, daß überall dort, wo ein Gleichbleiben der Titeldarstellung auftritt, die Kraft der Beharrung vorherrscht und ein Ausschlag nach der Seite des Buches zu verspüren ist, dort aber, wo Unterschiede vorhanden und aufeinander abgestimmt sind, das Bewußtsein der Entwicklung zur Folge wach ist.

Die erste Gruppe der Titelseiten, die sich durch nichts als die Angabe des Erscheinungsmonats und der laufenden Heft- und Jahrgangszahlen voneinander abheben, liegt also in der Nähe des Buches. Es muß dabei gleich festgestellt werden, daß die Zugehörigkeit zur zweiten oder dritten Gruppe von der Aufgeschlossenheit der Zeitschrift für die propagandistischen Grundwerte unserer Zeit abhängig ist. Damit steht auch in Verbindung, daß mehrere Organe im Laufe der Zeit von der einen zur anderen Gruppe gewandert sind, und zwar immer in der Richtung von

der ersten zur dritten. Eine bedingte Ausnahme bilden allein die „Rheinischen Blätter", die von der zweiten in die erste Gruppe gewechselt sind. Besonders bei Zeitschriften, die mit ihren Wurzeln in das vorige Jahrhundert zurückreichen, kann eine Überwanderung häufig festgestellt werden. So bei „Volkstum und Heimat", „Volk und Scholle", „Niedersachsen", „Die Heimat", den „Monatsheften für Mecklenburg" und dem „Bollwerk". Aber auch junge Gründungen sind diesen Weg gegangen: „Kunst und Volk" und der „Deutsche Kulturwart". Das Kunstorgan hat den Schritt unter Werner Rittichs Führung bewußt aus dem psychologischen Grund des Kauf- und Leseanreizes getan.[191]) Am „Deutschen Kulturwart" weist der Herausgeber und Hauptschriftleiter zwar darauf hin, daß durch die Umwandlung der gediegene Eindruck (das heißt: die Nähe zum Buchwerk. d. Verf.) vermindert worden sei, aber der Verleger macht auch vorwiegend psychologische Gründe geltend.

Die Einheitlichkeit des Aussehens in der ersten Gruppe umfaßt die gleichbleibende Wiederkehr sowohl des Schriftbildes als auch von Zeichen und gegenständlichen Darstellungen. Bei Abschluß der Arbeit gehören ihr folgende Zeitschriften an:

1. „Die Musik";
2. „Rheinische Blätter";
3. „Monatshefte für Mecklenburg";
4. „Der junge Osten";
5. „Der Oberschlesier".

Die zweite Gruppe umfaßt alle die Zeitschriften, die durch Angabe des jeweiligen Heftinhaltes das Wesen der Folge zum Ausdruck bringen. Während die „Rheinischen Blätter" nur anläßlich eines Sonderheftes dessen Titel auf dem Umschlag vermerken, gibt der „Deutsche Kulturwart" ständige Auszüge aus dem Inhaltsverzeichnis, die mehrere Überschriften umfassen. Beide Organe haben diese Möglichkeit wieder aufgegeben. Die „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" zeigen bis auf wenige Ausnahmen den gesamten Inhalt ihres vorliegenden Heftes auf der Titelseite an. In gleicher Weise arbeitet auch die „Westmark".

Die Organe der NS.-Kulturgemeinde wenden damit für die kulturpolitische Zeitschrift eine Art der Kennzeichnung an, die ein Kenner bildlicher Ausgestaltung, Willy Stiewe, nur den Fachzeitschriften zubilligt:

> „Fachzeitschriften können den wechselnden Bildtitel entbehren und benutzen eine ausführliche Inhaltsangabe zur Werbung, die gleichzeitig dem Leser die Unterscheidung der einzelnen Hefte erleichtert."[251])

Der Betrachter wird jedoch sofort herausfinden, daß dieses Unterscheidungsmerkmal nur geringe Möglichkeiten bietet. Der Gesamteindruck der Titelseite bleibt bei jedem Heft der gleiche, fast ohne Veränderung gegen die erste Gruppe; das tritt besonders deutlich bei der „Westmark" hervor. Klarer läßt sich die Folge bei den „Bausteinen" erkennen. Die Angehörigen dieser Gruppe sind zahlenmäßig auch am geringsten vertreten:

1. „Bausteine zum deutschen Nationaltheater";
2. „Die Westmark";
3. „Deutscher Kulturwart" (bis Dezember 1936).

Die dritte Gruppe ist weitaus die stärkste. In ihr sind alle die Zeitschriften vereinigt, die durch wechselnde Bilddarstellungen den Charakter der Folge am besten ausdrücken. Titel und Untertitel der Zeitschrift, die die beharrlichen Kräfte verkörpern, bleiben auf jedem Hefte die gleichen; aber den entscheidenden Eindruck gewinnt der Betrachter durch das stark hervortretende Titelbild. Und dieses Titelbild wechselt von Nummer zu Nummer.

Nach Technik, Größe und Inhalt kann es auch innerhalb derselben Zeitschrift mannigfachen Schwankungen unterworfen sein. „Ich lese" bringt zum Beispiel Lichtbilder, Holzschnitte, Kupferstiche, Gemälde und Zeichnungen aller Art, beschränkt sich mit dem Jahrgang 1937 aber zusehends auf Lichtbilder. Auch „Nieder-

sachsen" und „Schwabenland" nützen die reichen Möglichkeiten der Wiedergabetechnik aus.

Die bisherigen Beispiele betonten die Heftfolge, ohne jedoch eine bestimmte Gesetzmäßigkeit walten zu lassen, ohne die innere Geschlossenheit eines Kreises - wie etwa die des Jahres - darzutun. Diesen Weg gehen zwei der behandelten Zeitschriften: „Unsere Heimat" und der „Deutsche Kulturwart" nach seiner Umgestaltung zu Beginn des Jahres 1937. Beide haben gemein, daß sie die Kräfte der Beharrung und die der Bewegung klar trennen. Der „Kulturwart" weist zum Beispiel auf der Titelseite eines jeden Heftes die gleiche Verteilung von Text, Bild und leerem Raume auf . Wechselnd ist dagegen einmal der Inhalt des Bildes, das im Innern des jeweiligen Heftes wiederkehrt; wechselnd ist nach seiner Auffälligkeit für das Auge aber in weit größerem Maße die Farbgebung der Leerfläche.

Die Änderung erfolgt monatlich, wiederholt sich aber nach jedem Vierteljahr in den gleichen Farben und mit dem gleichen Ablauf von Rot - Grün - Blau, soweit man die Erscheinung im ersten Jahrgang beurteilen kann. Bisher bietet der Wechsel folgenden Anblick:

1. Rot =	1. Januar	- 4. April	- 7. Juli	- 10. Oktober;
2. Grün =	2. Februar	- 5. Mai	- 8. August	- 11. November;
3. Blau =	3. März	- 6. Juni	- 9. September	- 12. Dezember.

Während sich der „Kulturwart" so an die kalendermäßige Vierteljahresteilung hält, geht „Unsere Heimat", die sich ebenfalls der unterschiedlichen Farbgebung bedient, noch einen Schritt weiter. Sie richtet sich nach den Jahreszeiten, in denen die Landschaft ihren inneren Kreislauf vollendet, und versucht, diesem Gedanken einen Ausdruck in der gewählten Farbe zu geben; so bevorzugt sie im Frühjahr Grün und im Winter das kalte Blau. Es ist aber im Verlaufe des Unternehmens nicht möglich, streng an der Vierteilung in Frühling - Sommer - Herbst - Winter festzuhalten; neben der Zusammenfassung dreier Monate zum Vierteljahr stehen einzelne Monate auch für sich allein, namentlich in den letzten Heften nimmt dieses Bestreben zu, ohne daß ein Urteil gefällt werden kann, wohin es weiterführt. Auch Unterschiedlichkeiten in der Farbgebung gleicher Monate verschiedener Jahre treten auf. Im ganzen zeigt sich folgendes Bild:

1935/36		1936/37		1937/38	
		März	= grün	März	= grün
		April	= „	April	= „
		Mai	= „	Mai	= „
		Juni	= gelb	Juni	= gelb
		Juli	= „	Juli	= rot
August	= gelb	August	= braun	August	= gelb
September	= rot	September	= rot	September	= rot
Oktober	= „	Oktober	= „		
November	= „	November	= „		
Dezember	= blau	Dezember	= blau		
Januar	= „	Januar	= „		
Februar	= „	Februar	= „		

Vergleicht man nun die Wege des „Kulturwartes" und „Unserer Heimat", so ergibt sich für den „Kulturwart" ein Vorteil psychologischer Art: der Leser kann an der streng eingehaltenen und heftweise wechselnden Farbenfolge das Erscheinen einer neuen Nummer leichter wahrnehmen, da er ja schon im Voraus weiß, welche Farbe an der Reihe ist. Es ist jedoch fraglich, ob sich diese Möglichkeit positiv auswirken wird.

In einer anderen Richtung suchen sich zwei weitere Zeitschriften unserer Darstellung Bindungen in den Abbildungen ihrer Titelseiten aufzuerlegen. Es handelt

sich dabei um „Die Heimat" und um „Volk und Scholle", die beide aus rührigen Volkstumskreisen herkommen. „Die Heimat" beginnt erst im Jahre 1937 mit diesem Unternehmen, in dem sie eine Bildreihe „aus der schleswig-holsteinischen Volkskunst" zusammenstellt; Erzeugnisse und Schöpfungen dieses Arbeitskreises werden in markigen Holzschnitten wiedergegeben. An „Volk und Scholle" läßt sich dazu noch manches ergänzen. Die Zeitschrift sagt bei Beginn dieser Tätigkeit im Januar 1935:

> „Der neue Umschlag unserer Zeitschrift wird in Zukunft jeden Monat ein neues Bild zeigen, wobei im Laufe des Jahres der ganze Bereich von ‚Volkstum und Heimat' zum Ausdruck kommen soll."

Hier wird die Gesamtheit eines Jahrgangs bewußt zusammengefaßt und in den Titelabbildungen zu einer Einheit verbunden. Aufschlußreich ist zugleich, daß sich die Zeitschrift in ihren Titelbildern dasselbe Thema stellt, das sie auch in ihrem gesamten Inhalt behandelt. Während nun die erste dieser Bildreihen allgemein und grundlegend sich mit Volkstumsthemen beschäftigt, gehen die beiden nächsten, die bis jetzt erschienen sind, auf Sondergebiete ein. 1936 erscheint „eine Reihe schöner, doch nicht allzu sehr bekannter Ansichten aus Städten unseres Landschaftsgebietes", 1937 Gegenstände der Volkskunst, ähnlich wie in der genannten schleswig-holsteinischen „Heimat".

Die Beziehungen vom Titelbild zum Inhalt des betreffenden Heftes nehmen im Jahrgang 1935 eine einmalige, aber deutliche Gestalt an. Das Bild der Titelseite wird im Heftinneren nochmals wiederholt und von einem Artikel begleitet, der auf seine Darstellung Bezug nimmt.

Abschließend sei noch festgestellt, welche Zeitschriften in die dritte Gruppe gehören; es sind:

1. „Kunst und Volk";
2. „Volkstum und Heimat";
3. „Ich lese";
4. „Schwabenland";
5. „Unsere Heimat";
6. „Volk und Scholle";
7. „Niedersachsen";
8. „Die Heimat";
9. „Das Bollwerk";
10. „Deutscher Kulturwart" (ab Januar 1937).

Vor einer entsprechenden Aufgabe steht der S p a r t e n t i t e l des „Schwabenlandes": „Aus der schwäbischen Welt". Er weist im Jahrgang 1935 neben der einfachen Namensnennung die Darstellung der zwölf Himmelszeichen auf, und zwar in der Verteilung, die der Anschauung von ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Monaten entspricht. Im folgenden Jahrgang 1936 werden die Himmelszeichen von charakteristischen Darstellungen des Geschehens oder der Eigenschaften eines Monats abgelöst; das häusliche Leben und vor allem das Brauchtum stehen im Vordergrund.

Anschließend muß ein Hinweis auf die H e f t - u n d S e i t e n z ä h l u n g gegeben werden. Im allgemeinen reihen die behandelten Zeitschriften zwölf aufeinanderfolgende Monatshefte zu einem Jahrgang, wobei es gleichgültig ist, ob sie diese Zeitspanne nach dem Kalenderjahr oder etwa vom Oktober bis zum September des nächsten Jahres rechnen. Unregelmäßigkeiten, die sich in der einmaligen Beschränkung eines einzelnen Jahrganges auf drei („Bausteine"), acht („Ich lese") oder elf („Das Bollwerk") Hefte oder in seiner Erweiterung auf vierzehn Hefte („Unsere Heimat") darstellen und als Übergangserscheinung zu werten sind, spielen keine Rolle. Einen nennenswerten Sonderfall bilden jedoch die „Monatshefte für Mecklenburg", die seit ihrer Gründung bis zum heutigen Tage alle erschienenen Hefte laufend durchnumerieren. Der Jahrgang wird daneben auch

erwähnt, aber zum Beispiel die Ausgestaltung der Jubiläumsnummern nimmt nicht etwa den 5. oder 10. Jahrgang zum Anlaß, sondern das 50. oder das 100. Einzelheft. Bei Abschluß der Arbeit im Juni 1937 ist gerade das 150. Heft erschienen. Darin drückt sich eine strenge Betonung des Folgegedankens auch über die Einheit des Jahresbandes hinweg aus.

Entsprechend muß auch die Seitenzählung der Zeitschriften gesehen werden. Es ist selbstverständlich, daß eine durch den ganzen Jahrgang laufende Zählung dem Gedanken der Folge besonderen Nachdruck verleiht. Zumal nach erfolgtem Binden, das zumeist auch den Fortfall des kennzeichnenden steifen Umschlages bedeutet, ist bis auf die Innentitel der einzelnen Hefte weitgehend der Eindruck eines geschlossenen Jahresbandes bewirkt. Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde folgen auch ausnahmslos diesem Ziel, nachdem der „Deutsche Kulturwart" die heftweise Seitenzählung seines 1. Jahrganges abgetan hat.

Eine Verkettung von Heft zu Heft tritt aber nicht nur durch die äußeren Merkmale der Typographie ein, sie wird ebenso stark durch die Fäden gebildet, die von den Aufsätzen des einen Heftes zu denen des nächsten gehen. Unter diesen inneren Zusammenhängen ist nicht etwa die gedankliche Einheit gemeint, die der kulturpolitische Wille des Nationalsozialismus den Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde vorbehaltlos aufprägt; gemeint sind vielmehr jene sichtbaren Brücken, auf denen der Leser den Weg von Heft zu Heft zurücklegt, die ihn nicht jeder Nummer als Neuling gegenübertreten, sondern ihn darin Dinge finden lassen, auf deren Erscheinen schon in der letzten Nummer unmittelbar hingewirkt wurde. Es handelt sich in diesem Sinne um die Erscheinungen der Fortsetzung, des Beitragsverbandes, der Reihe und der Sparte. Diese Begriffe müssen nun im einzelnen geklärt werden.

Die Fortsetzung ist die unmittelbarste Anknüpfung vom vorliegenden Heft an das folgende, wie vom nächsten an das vorhergehende. Die Beziehungen sind wechselseitig.

Die einfachste Möglichkeit der Fortsetzung ist die, daß die Zeitschrift einen Beitrag, der als zusammenhängende Veröffentlichung in einem Heft zuviel Platz beanspruchen würde, in zwei Teilen erscheinen läßt. Sie macht dann zu dem eigentlichen Titel des Aufsatzes den Vermerk: „I. bzw. II. Teil". Es ist damit noch nicht gesagt, daß die beiden Teile in zwei unmittelbar aufeinanderfolgenden Heften veröffentlicht werden. Sie können es selbstverständlich; so hält es etwa die „Musik" in einem Artikel über „Haydn und Mozart", der im Mai- und Juniheft 1937 erscheint. Sie müssen es aber nicht unbedingt; das zeigt der „Oberschlesier" an einem Beitrag über „Andreas Freiherr von Kochtitzky", der unter Auslassung der Oktobernummer im September und November 1936 abgedruckt ist. Solche ausdrücklich als unterteilt gekennzeichneten Aufsätze können ihren Zusammenhang noch dazu in Fußnoten oder ähnlichen Hinweisen offenbaren.

Demgegenüber finden sich aber auch wieder Artikel, die wohl zueinander im Verhältnis von Beginn und Fortsetzung stehen, die aber mit keinem Wort auf diese Beziehung hinweisen. So erscheint im Septemberheft 1934 des „Bollwerkes" ein Beitrag über das Studentenleben in Greifswald unter der Überschrift „Gryps - vor 25 Jahren"; im nächsten Heft findet sich nun ein weiterer Beitrag gleichen Inhaltes, der jedoch keinerlei auf den ersten hinweisende Merkmale trägt. Allein die gleiche auffällige Zierschrift im Titel, die sonst in weiter Umgebung nicht angewandt ist, läßt beide als zusammengehörig erkennen.

Die Erscheinung der Fortsetzung finden wir auch in der Veröffentlichung dichterischer Arbeiten. Ihr Auftreten innerhalb des Jahrganges ist an keine bestimmte Zeit gebunden. Das „Bollwerk" bringt, mit dem Januarheft 1937 beginnend, eine Wolliner Geschichte über „Zwei Kinderzähne als Schicksalsboten"; Nikolaus Schwarzkopfs Erzählung „Karol der Storch" nimmt im Märzheft 1937 der „Westmark" ihren Anfang, und der „Deutsche Kulturwart" läßt die Novelle „Engelmar und

Friederun" von Henrik Herse vom Juni bis September 1937 in vier Fortsetzungen erscheinen. Anderswo verbindet die Fortsetzung zwei Jahrgänge miteinander, zuweilen so knapp wie die Novelle „Die silberne Wolke", die im Dezember 1936 und Januar 1937 von den „Rheinischen Blättern" gebracht wird. „Die sieben Glückseligkeiten" aus der Feder Roland Betschs dauern dagegen vom Maiheft 1936 bis zum Februarheft 1937 der „Westmark" an. Damit ist ein Überblick über die mannigfache Anwendung der Fortsetzung in allen Arten von Beiträgen gegeben, ist ihr Erscheinen in zwei oder mehr Heften und ihre ausgesprochene oder übergangene Betonung der Zusammengehörigkeit geschildert.

Die verschiedenen Teile einer Fortsetzung können auch zu Artikeln eines Beitragsverbandes werden. Diese Wandlung tritt ein, wenn sie als selbständige Beiträge eine freiwillige Bindung eingehen. Der Unterschied zwischen Fortsetzung und Beitragsverband liegt dann darin, daß im ersten Falle vom Gesamtaufsatz her die Teile zusammengehalten werden, im zweiten aber die einzelnen Teile erst zur Annahme eines Ganzen führen. Diese Gesamtheit ist in den meisten Fällen nicht benannt, trägt keinen eigenen Titel, sondern ist allein durch den gegenseitigen Bezug der einzelnen Bestandteile erkennbar.

Die Trennungslinie soll am Beispiel noch deutlicher gezogen werden. Die Zeitschrift „Volk und Scholle" veröffentlicht im April 1936 einen Aufsatz über „Das Symbol im Fachwerk", und zwar beschränkt sie sich im genannten Heft auf die Wiedergabe des I. Teiles; Teil II folgt im Juni. Der nächste Aufsatz, der als Fortsetzung dazu gekennzeichnet ist, erscheint jedoch erst im Oktober und trägt bereits die Zahl IV; außerdem führt er die angegebene Aufsatzüberschrift nur noch als eingeklammerten Untertitel, während der Haupttitel „Die Knagge am Fachwerkhaus unserer Landschaft" heißt. Dem Leser bleibt also zunächst nur übrig, nach einem zwischen II und IV liegenden Artikel III zu suchen, der vom gleichen Verfasser Heinrich Winter geschrieben ist und die Lücke in der Behandlung des Themas schließt. Dieser Artikel findet sich in dem Beitrag „Die Irminsul und die Eckständer unserer Fachwerkhäuser", der ohne sichtbaren Bezug auf seinen Fortsetzungscharakter im Juliheft erscheint. Es ergibt sich also eine Gruppe von vier Beiträgen, deren erste zwei als gewöhnliche Fortsetzungsartikel erscheinen, deren dritter sich jedoch völlig außerhalb der Gruppe stellt und nur durch die Person des Verfassers und die inneren Zusammenhänge seine Zugehörigkeit zugibt, deren letzter endlich auch nicht in der reinen Form des Fortsetzungsbeitrages erscheint, sondern mit Merkmalen des dritten durchdrungen ist.

Diese Tatsachen haben das Wesen des Beitragsverbandes im Gegensatz zu dem der Fortsetzung genügend beleuchtet. Nun soll eine kurze Gruppierung innerhalb der verschiedenen Richtungen des Beitragsverbandes versucht werden.

1. Bereits in früherem Zusammenhang wurde der Hinweis als publizistisches Hilfsmittel behandelt. Hier muß seine Fähigkeit, Beiträge verschiedener Hefte in Beziehung zueinander zu setzen, erörtert werden. Der Hinweis ist rückblickend veranlagt und erinnert an bereits bekannte, aber vielleicht im Augenblick vergessene Tatsachen. In dieser Eigenschaft kann er Aufsätze verschiedensten Charakters miteinander verbinden, zunächst natürlich thematisch gleichgerichtete. Sehr oft gibt er jedoch auch die gedanklich weiter gefaßten Grundlagen eines vorliegenden Aufsatzes, oder auch gerade umgekehrt dessen Auswirkungen oder Beispiele einer ganz besonderen Richtung an.

2. In einer Zeit des regen Ablaufs aller Ereignisse sowohl kulturpolitischer als auch wissenschaftlicher Art machen sich ergänzende Nachträge zu einzelnen Artikeln notwendig. Die Zeitschrift „Volkstum und Heimat", die im März 1937 die Werbeweise eines deutschen Unternehmens tadelte, erhielt daraufhin eine Zuschrift dieser Firma; da sich daraus neue Anhaltspunkte ergaben, veröffentlicht die Zeitschrift im Juni einen zweiten Artikel über den gleichen Gegenstand. Wenn der erste Beitrag den Titel trug „So stellt sich Michel den Michel vor!", so erscheint der zweite unter

der bezeichnenden Überschrift: „Nochmals: Wie Michel den Michel sieht!". Die Bezugnahme drückt sich also schon in der Überschrift aus, wird aber auch im Text noch wörtlich ausgesprochen.

Auf wissenschaftlichem Gebiet erheischen oft die Ergebnisse neuer Forschungen den ergänzenden Nachtrag. Beispiele dazu gibt es in reicher Fülle.

3. Beitragsverbände können weiter aus Artikeln bestehen, deren Bedeutung in einer Gegenüberstellung ihres jeweiligen Inhaltes liegt. Diese große Gruppe wird weitgehend von den Erscheinungen angefüllt, die bereits im zweiten Teil der Arbeit unter Streitgespräch und Brief ausführlich behandelt worden sind. Dort ist auch ihre Verteilung über die einzelnen Hefte enthalten. Für den gegenwärtigen Punkt der Darstellung ist maßgebend, daß sowohl der Wechsel verschiedener Briefbeiträge als auch die einzelnen Artikel einer Aussprache Brücken von Heft zu Heft schlagen.

Die Gegenüberstellung ist weiterhin noch lebendig in Beiträgen, die als Frage und Antwort gestaltet sind; diese Möglichkeit beschränkt sich jedoch auf wissenschaftliche Darstellungen eng begrenzter Gebiete. Ein Beispiel liefert uns „Die Heimat", die in ihren „Mitteilungen" des Februarheftes 1937 schreibt:

> „Holsteiner Mühle.
> Die Frage im Dez.-Heft 1936 ist durch eine freundliche Mitteilung des Herrn Rektors Frahm in Wandsbek gelöst worden."

Dann folgen die näheren Auslassungen.

Auch die grundsätzliche oder beispielhafte Gegenüberstellung von Zuständen der Vergangenheit und der Gegenwart gehören an diese Stelle. In „Volk und Scholle" erscheint im Mai 1936 ein Artikel über den Verfall eines hessischen Dorfes, dessen Einwohner aus Not und Elend ausgewandert sind; eine Nummer später stellt die Zeitschrift dieser Erscheinung des liberalistischen Zeitalters das Heimatgefühl gegenüber, das in einem Erbhofdorf des Dritten Reiches lebendig ist und knüpft daran die Betrachtung:

> „Welch ein weltanschaulicher Wandel spricht aus dieser Tatsache gegenüber jenem Materialismus . . . (vergleiche den Aufsatz im Mai-Heft)."

Während diese beiden Artikel zwei verschiedene Urheber besitzen, kennt das nächste Beispiel nur einen einzigen Verfasser. Reinecke-Altenau läßt sich im Februarheft 1936 der Zeitschrift „Niedersachsen" über die stark angewachsene Verkitschung der Erinnerungsgegenstände aus und erhebt die Forderung nach „Schaffung wirklich bodenständiger, landschaftseigener Reiseandenken". Er schließt dann mit dem Hinweis auf einen späteren Artikel, in dem er über die Durchsetzung dieser neuen Anschauung in den Harzandenken schreiben will. Dieser angekündigte Aufsatz, der im Aprilheft erscheint, stellt so die Gegenseite der im vorhergehenden Artikel geschilderten Zustände dar.

Die Aufsätze der dritten Gruppe beschränken sich jedoch nicht nur auf die bloße Gegenüberstellung; sie kommen durch sie auch zu einem Ergebnis, und darin liegt der Sinn dieses Verfahrens.

4. Beiträge, die sich innerhalb eines Verbandes auf einen vorliegenden Artikel stützen, sind in der Lage, seinen Inhalt und seine Aussagen zuzuspitzen. Dieses Verhältnis liegt ganz klar, wenn im Januarheft 1936 der „Musik" ein Artikel über „Musiker als Schriftsteller" erscheint, im Augustheft desselben Jahrganges das Thema jedoch vom gleichen Verfasser auf zwei bestimmte Musiker begrenzt wird: „Robert Schumann und Franz Liszt als Schriftsteller".

Es ist nun möglich, daß sich jede der vier bisher aufgezeigten Abteilungen nicht nur aus zwei, sondern aus mehreren Beiträgen zusammensetzt. Im folgenden soll ein Beispiel aus den Jahrgängen 1935 und 1936 des „Bollwerkes" den Aufbau eines größeren Verbandes klären.

a) Juni 1935: Von den Auswanderern eines hinterpommerschen Dorfes. Der Aufsatz gibt in unserem Zusammenhang vor allem die Gründe für die Auswanderung an, die hier in der erlittenen Not liegen.

b) Oktober 1935: Pommersche Ansiedler in Südbrasilien. Der Artikel verlegt seinen Schauplatz schon in das neue Land.

c) Februar 1936: Pommern in Rio Grande do Sul, Südbrasilien. Nach der Aufzeichnung der Grundtatsachen ergeht sich dieser Beitrag in einer erzählenden, fast feuilletonistisch anmutenden Weise im allgemeinen über die gleichen Gegenstände wie der vorangegangene.

d) April 1936: Pommersche Urwaldbauern im tropischen Espirito Santo. Diese Schilderung entfernt sich nun noch weiter von den Ausgangspunkten der Auswanderung, läßt auch die bereits behandelten Hauptsiedlungsgebiete hinter sich und bringt einen Sonderfall zur Darstellung.

e) September 1936: Eine Bauernkolonie am brasilianischen Urwaldrand. Die bisherigen Aufsätze handelten gemeinsam von der Auswanderung und dem ersten Aufbau drüben; der nun hinzutretende widmet sich aber den Kindern der Kolonisten, die schon in der überseeischen Heimat geboren sind.

Diese fünf Aufsätze mögen den Verlauf des Beitragsverbandes kennzeichnen, ähnlich wie die Fußstapfen eine Spur. Der innere Zusammenhang konnte mit diesen wenigen Worten nur angedeutet werden und ist dadurch auch vergröbert worden.

Ist der Beitragsverband immer noch an Zufälligkeiten gebunden, so weist die Reihe bereits eine weitgehende äußere und innere Gesetzlichkeit auf. Sie bleibt jedoch weiterhin dem Grundsatz treu, in jedes Heft stets nur einen ihrer Beiträge zu schicken.

Die Entwicklung vom Verband zur Reihe muß an einigen Beispielen noch gezeigt werden. Es handelt sich dabei um Fälle, die auf dem Wege der Entwicklung stehengeblieben sind. Jede Zeitschrift muß jedoch, wenn sie zur Reihe vorstoßen will, einmal den Versuch machen, die Ketten des Verbandes zu sprengen. Diese Versuche wollen wir aufzeigen.

Vorzugsweise eignen sich zu dem Unternehmen Gespräche und Briefe. Gerade in ihnen liegt ja das Bestreben nach wiederholter Äußerung beschlossen; erst dadurch gewinnen sie ihren wahren Charakter.

Ansätze zur Reihe können aber auch etwa am Gedicht beobachtet werden; doch das sind wirklich nur Ansätze. So kunstvolle und dazu so stark von der Persönlichkeit abhängige Gebilde, wie es Gedichte nun einmal sind, lassen sich nur schwer in den Rahmen einer Reihe stellen. Das „Bollwerk" weist jedoch folgenden Versuch mit dem Heimatdichter Franz Lommatzsch auf:

Oktober 1935: Letzte Rosen;
November: Herbsttag am Meer;
Dezember: Erster Schnee.

In enger Bindung an die Jahreszeit wird versucht, die Stimme des Dichters regelmäßig erklingen zu lassen. Bei dem Versuch hat es aber auch bleiben müssen.

Ausgebildete Reihen finden sich, allerdings noch in geringem Umfang, im „Oberschlesier", der 1933 und 1934 über „Gotische Kirchen in Oberschlesien" handelt, in „Volkstum und Heimat", das die „Briefe des Mannes vom ‚Morgenstern'" enthält und in den „Schwäbischen Köpfen" des „Schwabenlandes", die folgende Männer umfassen:

August 1934: Richard Euringer;
September 1934: Alfred Schröder;
Oktober 1934: Joseph Haas.

Durch die Zusammenstellung eines Dichters, eines Geschichtsforschers und eines Musikers umfaßt diese Reihe einen breiten kulturellen Raum. Sie findet im März

1935 durch die Behandlung von Albert Heinle, dem Gründer und Pfleger des Weißenhorner Heimatmuseums, eine Fortsetzung, allerdings ohne daß der genannte Aufsatz sichtbare Kennzeichen der Reihe „Schwäbische Köpfe" trüge. Nur das Bild des Gewürdigten, das in ihrem Verlaufe stets wiederkehrt, ist vorhanden. Zuvor, im Dezember 1934, hat die Reihe eine merkwürdige Anschwellung erfahren, indem ohne ausgesprochene Beziehung zu ihr drei Männer zugleich behandelt wurden: Peter Dörfler, Gustav Böhm, Arthur Maximilian Miller. Da, im Gegensatz zur sonstigen fachlichen Weite der Reihe, in diesem Falle alle drei Dichter sind, haben wir es eher mit einer Art Sonderfolge innerhalb der Reihe zu tun. Außerhalb der gezeichneten Erscheinungen findet die Reihe keine Fortsetzung.

Über die geschichtliche Entwicklung, die zur Bildung einer vollständigen Reihe führt, sollen uns die „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" Auskunft geben. Die einzelnen Erscheinungen, die sich in die Reihe einordnen lassen und sie weitertragen, werden am besten nach dem zeitlichen Ablauf hintereinandergestellt und erläutert.

November 1933: Hanns Johst: Der neue deutsche Dramatiker.

Dezember 1933: Otto Brues: Hanns Johsts dramaturgische Sendung.

Juni 1934: Hans Költzsch: Richard Strauß.

Oktober 1934: Fritz Aeckerle: Der Dramatiker Walter Flex.

Januar 1935: 1. Fritz Aeckerle: Theater aus dem Geist / Ernst Bacmeisters dramatisches Werk;
2. Fred J. Domes: Ludvig Holberg / Zum 250. Geburtstag des Erneuerers der deutschen Komödie.

März 1935: Reinhold von Jan: Ernst Barlach und die Zeit.

April 1935: Karl Künkler: Theodor Haerten, ein neuer Dramatiker.

Juli 1935: Werner Kurz: Junge deutsche Dramatiker (Aus einem Rundfunkvortrag, gehalten im Reichssender Köln anläßlich der Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde).
„Heute wollen wir sechs Dichter herausnehmen . . . Es sind . . .: Kurt Schuder . . ., Walter Gottfried Klucke . . ., Ivo Braak . . ., Friedrich Lichtnecker . . ., Theodor Haerten . . . und Reinhold Zickel von Jan . . ."

Oktober 1935: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Erwin Guido Kolbenheyer, von Rudolf von Lossow.

November 1935: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Walther Gottfried Klucke, von Karl Künkler.

Dezember 1935: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Heinz Steguweit, von Karl Künkler.

Januar 1936: Vom Schaffen deutscher Dramatiker: Eduard Stucken, von Wolf Braumüller.

März 1936: Hermann Schultze: Paul Ernsts Dramenschaffen.

April 1936: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Curt Langenbeck, von Wolf Braumüller.

Juli 1936: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Georg Basner, von Wolf Braumüller.

August 1936: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Josef Mühlberger, von Leonhard Heubner.

September 1936: Hermann Schultze: Grabbe, Dramatik aus Niedersachsentum.

November 1936: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: K. G. Walter Best, von Karl Künkler.

Dezember 1936: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Rudolf Ahlers, von Leonhard Heubner.

Februar 1937: 1. Wolf Braumüller: Gedanken zum dramatischen Werk Carl Hauptmanns;
2. Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Walter Erich Schäfer, von Hans Zigelski.
März 1937: Deutsche Dramatiker der Gegenwart: Heinrich Zerkaulen, von Leonhard Heubner.

Wenn die Aufzählung bei diesem Beispiel so sehr in die Breite geht, so geschieht das deshalb, um wenigstens einen Teil all jener Fäden zu zeigen, die zusammen erst zu einer Reihe führen. Das Ergebnis ihrer Bildung liegt zum Schluß klar vor Augen; aber ihre Herkunft ist in den meisten Fällen so verzweigt, daß sie nie ganz erfaßt werden kann. Die gegebene Aufstellung ist nur ein Versuch zur Klärung. Sie bedarf keiner Erläuterung, da die Reihenfolge der einzelnen Aufsätze die Entwicklungslinie deutlich genug zeigt. Wichtig ist noch, daß, sobald für die Reihe auch der Titel gefunden ist, der Name des Verfassers an das Ende des Beitrages rückt; dadurch wird das Wesen der Reihe stärker betont.

Eine scharf ausgeprägte Reihe weist auch die Zeitschrift „Volk und Scholle" auf. Sie ist mit dem Jahrgang 1937 sogar in der Bildung einer zweiten begriffen, die „Denkmäler aus dem Boden der Heimat" zusammenstellt. Als Beispiel sollen die verschiedenen Beiträge ihrer anderen Reihe „Kunstwerke der Heimat", die bereits seit 1935 regelmäßig läuft, aufgezählt werden. Es wird daran sichtbar, daß eine straffe Zusammenfassung durch das bereits bekannte Mittel der Beschränkung auf wenige Verfasser angewandt wird; im vorliegenden Falle sind nur zwei Mitarbeiter an den Beiträgen der Reihe beteiligt. Unter ihnen tritt Werner Kloos gegen Albert Koch ganz überwiegend hervor; er hat von 26 Beiträgen allein 23 verfaßt.

Jahrgang 1935:

Jan.:	Werner Kloos:	Männerkopf aus dem 13. Jahrhundert.
Febr.:	Albert Koch:	Die Goldfibel aus Mölsheim.
März:	Werner Kloos:	Taunuslandschaft von A. Radl.
April:	„ „	St. Georg zu Pferd 1510/20.
Mai:	„ „	Elfenbeinplatte des 9. Jahrhunderts.
Juni:	„ „	Deckelpokal Philipps des Großen.
Juli:	„ „	Engel aus dem Rheingau.
August:	„ „	Engel von der Rabenau: Brand in der Judengasse.
Sept.:	„ „	Thronende Madonna des 12. Jahrhunderts.
Okt.:	„ „	Die Mainzer Goldtasseln.
Nov.:	„ „	Engel aus dem Moselgebiet.
Dez.:	„ „	Weihnachtsbild vom Ortenberger Altar.

Jahrgang 1936:

Jan.:	Werner Kloos:	Carl Sandhaus: Junger deutscher Künstler auf der Wanderschaft.
Febr.:	„ „	Glasfenster von 1843 aus Neckarsteinach.
März:	„ „	Mittelrheinische Bilderhandschrift von 1843.
April:	„ „	Kreuzigung vom Obersteiner Altar aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.
Mai:	„ „	Maria mit dem Kinde aus Castellaun.
Juni:	„ „	Carl Philipp Fohr: Schlierseer Bauer.
Juli:	„ „	Adlerfibel des 11. Jahrhunderts aus Mainz.
August:	„ „	Mittelrheinische Keramik.
Sept.:	„ „	Johann Konrad Seekatz, landgräfl. hessischer Hofmaler (1719-1768).
Okt.:	„ „	Die Lorcher Kreuztragung.
Nov.:	„ „	Georg Flegel: Stilleben.
Dez.:	„ „	Auferstandener vom Mainzer Lettner.

Jahrgang 1937:

März: Albert Koch: Der Mainzer Silberpokal.
Juni: „ „ Eine mittelrheinische Silberkanne.

Das Aussetzen der bis dahin regelmäßig erschienenen Reihe mit dem Beginn des Jahrganges 1937 hängt mit dem gleichzeitigen Einsatz der zweiten Reihe in derselben Zeitschrift zusammen; die „Denkmäler aus dem Boden der Heimat" sind in den Heften vom Februar, April und Mai enthalten. Die zweite Reihe ist ausschließlich von Albert Koch verfaßt, der seit dem Jahrgang 1937, seit der gleichen Zeit also, auch allein die „Kunstwerke der Heimat" würdigt.

Die im Jahrgang 1935 besprochenen „Kunstwerke" sind in den meisten Fällen als „Kunstwerk des Monats" im Hessischen Landesmuseum aufgestellt gewesen. Das trifft bei den Arbeiten der Monate Januar, Februar, März, April, Mai, August, September und Oktober zu. Durch den engen Anschluß an das „Kunstwerk des Monats" wird die Betonung des Folgegedankens verstärkt, denn dieses Kunstwerk wechselt jeden Monat, wie auch die Zeitschrift jeden Monat ein neues Heft veröffentlicht.

In den bisherigen Beispielen ist das Wesen der Reihe deutlich geworden. Sie faßt als Brücke, die von Heft zu Heft geht, unter einem übergeordneten Thema laufend Einzelbeiträge zusammen; das übergeordnete Thema kann, wie in „Volk und Scholle", eine sehr weite Fassung besitzen, wie das nächste Beispiel zeigt, beschränkt es sich aber meist soweit, daß es gerade noch die Gemeinsamkeiten aller aufgenommenen Beiträge umfaßt, darüber hinaus aber auch nichts mehr. Jenseits dieser Grenze beginnt bereits die Sparte.

Das beste Beispiel für die Durchbildung der Reihe, das wir innerhalb der behandelten Zeitschriften finden, bietet „Kunst und Volk". Die ganze Zeitschrift hat sich ein „Gerippe" von Reihen gegeben, die im Jahrgang 1937 die Zahl von fünf ausmachen.[191]) In der Presse wird diese Arbeit des Kunstorganes nur wenig hervorgehoben; in den zugänglichen Besprechungen, die die Schriftleitung selbst besitzt, weisen nur der „Völkische Beobachter", die „Münchener Neuesten Nachrichten" und die „Allgemeine Zeitung" Chemnitz darauf hin. „Regelmäßige Themenreihen"[252]) oder wiederkehrende „Abteilungen"[253]) werden festgestellt, die „jedesmal das Gerüst für die übrigen Beiträge" bilden. Oder es heißt:

„Die ständigen Rubriken . . . bedeuten ein festes, wichtiges Programm, um das sich anziehende Einzelbeiträge gruppieren."[254])

Die Ausgestaltung der Reihen ist so gehalten, daß der gemeinsame Haupttitel, der jedesmal angeführt wird, typographisch in den Hintergrund tritt. Dadurch wird vermieden, daß die einzelnen Hefte einen schematisierten Eindruck erwecken; der Vorteil der Reihe liegt ja darin, daß sie trotz der einheitlichen Ausrichtung auf ein Ziel unterwegs doch dem gegenwärtigen Leben der Zeitschrift einen beträchtlichen Spielraum läßt.

Im folgenden soll nun ein Überblick über die Entstehung und die Weiterführung der Reihen in der genannten Zeitschrift geboten werden. Im Aprilheft 1935 tritt Hans Hell mit einem Aufsatz über „Meisterwerke deutscher Kunst" hervor. Er sagt darin:

„Mit diesem Beitrag beginnen wir eine Reihe von Wiedergaben deutscher Kunstwerke . . ."

Der Leser ahnte wohl damals noch nicht, daß aus diesen Anfängen eine „Reihe" im wörtlichen Sinne entstehen sollte. Die Darstellung behandelte Dürers Bildnis des Hieronymus Holzschuher; ihr folgte im Mai ein Beitrag über Albrecht Altdorfers „Landschaft mit Familie", also wiederum ein Werk der Malerei. Aber bereits im Juli desselben Jahres meldet sich die Graphik auf dem Plane, jedoch nicht etwa innerhalb der gleichen Reihe, sondern in einer eigenen, die den Titel „Graphische Meisterwerke" führt. Die Überschriften lehnen sich also aneinander an.

Zugleich mit der Eröffnung der graphischen Reihe erscheint auch ein zweiter Aufsatz über „Deutsche Graphik", der zusammen mit dem ersten Beitrag „Graphische Meisterwerke" den Grund für die gesamte spätere Reihe legt.

Während sich zu den geschilderten Ansätzen beider Reihen im Jahrgang 1935 keine Nachfolger mehr einstellen, gelangt inzwischen eine neue, die dritte Reihe der Zeitschrift „Kunst und Volk" zu ihrer Ausbildung. Im Juni des Jahres, also einen Monat nach Eröffnung der Reihe „Meisterwerke deutscher Kunst", aber ebensolange vor ihrer ersten Fortsetzung, erscheint ein Beitrag von Konrad Hahm über „Das Volkskunstwerk des Monats". Allein der Titel besagt schon, daß es sich bei diesem Aufsatz um ein Unternehmen handelt, das fortgesetzt werden soll, und zwar in monatlichen Abständen. Dazu heißt es in einer Vorbemerkung:

> „‚Die Völkische Kunst' wird von jetzt ab in jedem Heft unter diesem Titel ein beispielhaftes Werk der deutschen Volkskunst aus den verschiedensten Werkstoff-, Brauchtums- und Stammesgebieten veröffentlichen."

Die Reihe wird im Juli und August, den beiden folgenden Monaten also, und im November fortgesetzt. Die Voraussage, daß jede Nummer einen Beitrag unter ihrem Titel bringen sollte, ist also nur teilweise erfüllt worden.

Da in den beiden ohne die Mitarbeit der NS.-Kulturgemeinde entstandenen Heften des Jahrganges 1936 der „Völkischen Kunst" die vorhandenen Reihen nicht weitergeführt werden, müssen wir uns ihrer Nachfolgerin „Kunst und Volk" zuwenden. Mit dem Jahrgang 1936 der umbenannten Zeitschrift tritt uns gleich von Anfang an ein neues Bild entgegen. Die umfassende Reihe „Meisterwerke deutscher Kunst" hat sich nach den drei großen Gattungen der bildenden Kunst: Malerei, Graphik, Plastik in drei selbständige Reihen verzweigt:

1. „Meisterwerke deutscher Malerei",
2. „Meisterblätter deutscher Graphik",
3. „Meisterwerke deutscher Plastik".

Diese Entwicklung war ja bereits mit dem Auftreten des einmaligen Beitrages „Graphische Meisterwerke" angedeutet worden, der nun seine Fortsetzung in der graphischen Reihe findet. Alle drei Reihen laufen mit beträchtlicher Regelmäßigkeit durch den ganzen Jahrgang 1936. Auch das „Volkskunstwerk des Monats" wird fortgesetzt, und zwar ohne Umwandlung in der alten Form.

Dazu kommt noch eine Reihe, die sich nicht an die gattungsmäßige Aufteilung des Stoffgebietes hält. Sie behandelt unter der Überschrift „Kunst im Alltag" allerlei Beispiele künstlerischer Leistungen, die in Gefahr sind, in der Hast des Tages und des Verkehrs übersehen zu werden. Mit Ende des Jahres 1936 hört sie jedoch auf.

Neben diesen fünf Reihen, die sich mit alter Kunst beschäftigen, kommt auch das zeitgenössische Schaffen zu seinem Recht. Auch dieses wird in der Form zweier Reihen gewürdigt. Die eine trägt den bezeichnenden Titel „Junge Kunst". Sie tritt jedoch verhältnismäßig selten auf; bisher ist sie nur in den aufeinanderfolgenden Monaten April und Mai 1936 erschienen. Die andere befaßt sich mit dem „guten Industrieerzeugnis" und will auch unter den Gegenständen des täglichen Gebrauches eine Auswahl treffen, die das neue kulturelle Wollen in jedes Heim trägt.

Wichtig ist in diesem Jahre noch das Zusammentreffen von Reihe und Sonderheft, das wir im März und im Juni beobachten können. Im März sind zwei Reihen auf die niederrheinische Landschaft abgestimmt; das drückt sich im übergeordneten Reihentitel durch entsprechende Zusätze aus. Wir finden im einzelnen:

1. In der Reihe „Meisterwerke deutscher Malerei":
   „Ein Meisterwerk niederländischer Malerei / Hans Memlings Altar im Lübecker Dom".

2. In der Reihe „Meisterwerke deutscher Plastik":
„Ein Meisterwerk deutscher Plastik am Niederrhein / St. Damian in Kleve, Schützer der Ärzte".

Im Juniheft, das zur Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde in München erscheint, ist die landschaftliche Einschränkung im Reihentitel zugunsten des Sonderheftes noch weiter durchgeführt; es treten auf:

1. In der Reihe „Meisterwerke deutscher Malerei":
„Meisterwerke deutscher Malerei aus der Alten Pinakothek zu München".
2. In der Reihe „Meisterwerke deutscher Plastik:
„Meisterwerke deutscher Plastik aus dem Bayerischen Nationalmuseum".

Während im Märzheft die Merkmale der Reihe, die sich in der Behandlung von jeweils nur einem Werk darstellen, gewahrt bleiben, dehnen sich die beiden Beiträge des Juniheftes auf die Betrachtung mehrerer Arbeiten aus. Das Juniheft weicht also stärker von der üblichen Form der Reihe ab; es ist auch stärker als Sondernummer ausgeführt.

Der Jahrgang 1937 ändert das Bild der bestehenden Reihen nochmals von Grund auf; allein das „gute Industrieerzeugnis" besteht in der gleichen Form weiter wie bisher. „Kunst im Alltag" und „Junge Kunst" werden ganz eingestellt, dafür schenkt die Zeitschrift den verbleibenden Reihen ihr ganzes Augenmerk. „Das Volkskunstwerk des Monats", das seit Anbeginn in gleicher Gestalt erscheint, büßt seinen alten Titel ein. Die Betonung des monatlichen Erscheinens wird aufgehoben, dafür tritt eine nähere Kennzeichnung des Inhaltes, der der ganzen Reihe als solcher eignet, in den Vordergrund. Das „Volkskunstwerk des Monats" heißt, bis Februar nur im Untertitel, „Volkskunst als Handwerksleistung". Es sagt damit, daß nicht nur die Behandlung von Gegenständen der Volkskunst seine einzelnen Artikel eint, sondern auch die Anschauung, daß Volkskunst auf handwerklicher Grundlage aufbaut, die in der Systemzeit so manchem Künstler fehlte. Ein inhaltlicher Unterschied gegen die Beiträge der ursprünglichen Reihe besteht nicht.

Umfassender werden die Reihen über Malerei, Graphik und Plastik umgestaltet. Sie erscheinen jetzt als:

1. „Volkhafte Kunst nordischer Prägung",
2. „Das deutsche Antlitz in der Kunst",
3. „Germanisches Sagengut in christlichem Gewande".

Wenn man von einer Untersuchung der Verfassernamen ausgeht, kommt man zu dem Ergebnis, daß in ihnen die alten Reihen in unveränderter Form doch weitergeführt werden. Am einfachsten liegt der Fall bei den „Meisterblättern deutscher Graphik".

Alle im Jahrgang 1936 erschienenen Beiträge dieser Reihe wurden ausnahmslos von Hans Wühr geschrieben; an anderen Reihen hat sich derselbe Verfasser nicht beteiligt. Hans Wührs Name erscheint im neuen Jahrgang aber auch unter allen Aufsätzen der Reihe „Germanisches Sagengut in christlichem Gewande"; das ist auffällig. Der Leser wird sich erinnern, daß Wühr in seinen Beiträgen die Anschauung vertritt, daß viele Schöpfungen altdeutscher Kunst wohl christlichen Stoff darstellen, aber einen alten germanischen Mythenkern in sich bergen. Bei Behandlung der Synthese aus Inhalt und Form wurden diese Gedankengänge näher wiedergegeben. Den Raum für seine Anschauungen fand er in der Reihe „Meisterblätter deutscher Graphik". Es ist daher nur eine Forderung des Inhaltes gewesen, daß die Reihe nun auch im Titel ihren kennzeichnenden Gedanken offenbart. Stofflich ist zwischen der alten und der umgeformten Reihe kein Unterschied zu vermerken; es werden nach wie vor ausnahmslos graphische Arbeiten berücksichtigt.

Schwieriger sind schon die Zusammenhänge der beiden anderen Reihenpaare zu klären. Der Jahrgang 1937 weist in der „Volkhaften Kunst nordischer Prägung" zwei Verfasser auf: Adolf Ernst Napp und Gert von der Osten. Die gleichen und

noch dazu Erwin Wäsche sind auch am „Deutschen Antlitz in der Kunst" beteiligt. Gehen wir auf den Jahrgang 1936 zurück, so finden wir Napp und von der Osten auch dort, und zwar schreibt Napp ausschließlich in den „Meisterwerken deutscher Malerei" und von der Osten ausschließlich in den „Meisterwerken deutscher Plastik". Ein Blick auf 1937 zeigt, daß auch hier Napps Aufsätze sich mit Arbeiten der Malerei und von der Ostens Beiträge mit plastischen Werken beschäftigen. Wenn man nun noch erfährt, daß die Reihenfolge der Verfasser in der „Volkhaften Kunst": Napp - Osten - Napp - Osten - Napp - Osten lautet, in dem „Deutschen Antlitz" aber: Osten - Napp - Osten - Napp, um dann mit Wäsche fortzufahren, so wird der Zusammenhang vollends klar. Napp ist in der Malerei zuhause und Osten entsprechend in der Plastik. Solange sich die Reihen nach diesem Gesichtspunkt der Gattungen ausrichteten, trat jeder von ihnen nur in der einen auf. 1937 erscheinen sie wechselweise mit größter Genauigkeit in beiden. Es haben sich also demnach die beiden alten Reihen ineinander verflochten, um die zwei neuen zu gebären. Der Unterschied der Reihenpaare in den in Frage stehenden Jahren liegt darin, daß 1936 die Unterscheidung nach Werkgattungen vorgenommen wurde, während 1937 die Ausrichtung nach Inhalt und Gehalt erfolgt. Es ist dies ein Schritt auf dem Wege, der zur Synthese Inhalt-Form in der zeitschrifteneigenen Gestaltung führt. Ein ganz besonderer Ausdruck wird im vorliegenden Falle noch durch das zahnweise Ineinandergreifen der beiden Reihen gefunden, die sich so gegenseitig vorwärtstreiben.

Mit der Behauptung, es handele sich im Jahre 1937 nur um eine sehr umgewandelte Fortsetzung der alten Reihen, werden Napp und Osten als Vertreter dieser alten Reihen, also der Malerei- und der Plastikbetrachtung, herausgestellt. Für Gert von der Osten ist dieser Beweis nicht schwer zu führen, da er von den 11 erschienenen Beiträgen der „Meisterwerke deutscher Plastik" im Jahre 1936 allein fast zwei Drittel, nämlich 7 Stück, verfaßt hat. Adolf Ernst Napp kann sich in dieser Richtung nicht ausweisen. Für ihn spricht aber, daß er mit dem neuen Jahrgang das Gebiet der Malerei in den Reihen ausschließlich betreut, während von der Osten in den Betrachtungen plastischer Werke einmal von Wäsche abgelöst wird.

Damit soll der ausführliche Überblick über die Reihen der Zeitschrift „Kunst und Volk" beschlossen sein.

Von den bisherigen Vertretern des Folgegedankens unterscheidet sich stark die S p a r t e. Zunächst müssen die Gründe festgestellt werden, die sie überhaupt unter dem Gesichtspunkt der Folge erscheinen lassen. Die Sparte ist eine innere Aufgliederung des einzelnen Heftes, sie schließt innerhalb derselben Nummer mehrere Beiträge zu einer Gruppe zusammen. Sie erscheint demnach im Lichte des betonten Einzelstückes. Diese Ansicht ist jedoch nur bedingt; denn zwei Gründe sprechen für ihre Zugehörigkeit zur Folge. Das ist einmal die Erfahrungstatsache der geschichtlichen Entwicklung; die Sparte beginnt nämlich maßgeblich nicht mit dem Gedanken, eine bestimmte Beitragsgruppe des Heftes in seinem Rahmen auszeichnen zu wollen, sondern sie nimmt diese Gruppe aus dem übrigen Inhalt heraus und stellt sie, indem sie das auch in jeder folgenden Nummer wiederholt, in einen Zusammenhang von Heft zu Heft, den wir eben als Sparte bezeichnen. Das andere Mal ist es die gedankliche Unterscheidung des regelmäßig in gleicher Weise wiederkehrenden Tuns, das zeitlich arbeitet, von einer rein räumlich ordnenden Tätigkeit.

Die Sparte wahrt also die beharrlichen Kräfte dadurch, daß sie sich im allgemeinen immer gleichbleibt; sie fördert aber viel stärker den Gedanken der fortschreitenden Bewegung, indem sie in jedem Heft von neuem wiederkehrt und so regelmäßig - aber doch in Abständen! - ein Zeichen von ihrem Bestehen gibt.

Die Reihe hat gegenüber der Sparte eine frische Ungezwungenheit, die sich in dem unauslöschbaren Willen zum Vorwärtsdrängen äußert. Die Reihe kennt nur diese eine Richtung des Weges, der von Heft zu Heft führt. Die Sparte dagegen ist wohl auch von dieser Richtung beherrscht; aber sie ist doch mitbestimmt von der

Bindung an das jeweilige Heft. Diese Bindung geht sie dadurch ein, daß sie, im Gegensatz zur Reihe, die unaufhaltsam vorwärts eilt, in jeder Nummer eine kurze Rast macht; in dieser Ruhezeit hat sie Gelegenheit, sich in die Breite auszudehnen, ähnlich einem Fluß, der unterwegs in einem See verhält. Sie sammelt unter ihrem Titel eine Schar von Begleitbeiträgen, um erst dann zur nächsten Nummer zu schreiten.

Daraus wird klar, daß die Sparte, immer im Gegensatz zu den bisherigen Erscheinungen, einen Titel von umfassender, fast allgemeiner Bedeutung trägt: Umschau, Guckkasten, Stimmen, Waage, Echo, Meinung, Mitteilungen, Ecke; dazu gesellt sich immer eine fachliche oder landschaftliche Einschränkung, die aber auch dann noch eine weite Stätte für die verschiedensten Beiträge bestehen läßt. Und daraus wieder erhellt, daß die Sparte in jedem Heft nicht nur einen einzigen Aufsatz umfaßt, sondern sich aus mehreren zusammensetzt. Selbstverständlich gibt es Grenzfälle, die den Unterschied zwischen Reihe und Sparte verwischen können; es ist so innerhalb der Sparte möglich, daß ausnahmsweise nur ein Artikel unter ihrem Zeichen steht.

Aus der Entstehungsgeschichte der Sparte ergibt sich noch eine weitere Absetzung gegen die bisher in diesem Abschnitt behandelten Erscheinungen. Wir haben gesehen, daß die Bildung des Beitragsverbandes und der Reihe sich bedeutungsvoll im Hauptteil der Zeitschrift vollzog. Die Sparte hat ihre ersten Ansätze aber in den allermeisten Fällen im Kleindruckteil oder in den Kurzbeiträgen, die den Abschluß der Nummer bilden. In Anerkennung dieser Tatsache ergibt sich auch hier eine neue Trennung vom betonten Einzelheft, das ebenfalls, wie eindringlich nachgewiesen wurde, sich im Hauptteil der Zeitschrift zu verdichten beginnt. In diesen verschiedenen Ansatzpunkten liegt nicht nur ein Zufall versteckt; darin drücken sich vielmehr die in beiden Fällen andersgearteten Absichten der Gestalter aus. Das Sonderheft soll eben die Einheit des Heftes darstellen, die sich notwendigerweise auf den Zusammenschluß der Hauptaufsätze gründen muß. Die Sparte jedoch hat Verbindungen von der einen Nummer zur anderen zu legen, deren erste Versuche sich auf die einfachsten Möglichkeiten erstrecken, und die liegen im Nebenteil.

Warum steht nun aber in der vorliegenden Darstellung trotz der weniger starken Ausprägung des Folgegedankens als in der Reihe die Sparte doch erst nach jener? Der Grund liegt darin: in der zuerst genannten Fortsetzung wurde die Verbindung der Hefte - wenn man das Bild des Wassers anwenden will - gewissermaßen durch ein stehendes Gewässer gebildet, das zwar in seiner Ausdehnung durch mehrere Einheiten reichte, aber in sich ruhte. Im Beitragsverband und in der Reihe erhielt das Wasser Gefälle und Bewegung, es wurde also zum Fluß. In der Reihe steigerte sich die Strömung bis zum Höhepunkt, gewann an reißender Schnelle aber nur durch die erhebliche Eindämmung des Bettes; daher umfaßt die Reihe auch nur je einen Beitrag. Die nun folgende Sparte weitet das Flußbett aus, indem sie jedesmal mehrere Aufsätze umfaßt; mit der zunehmenden Ausdehnung der Breite vermindert sich jedoch die Stärke der Strömung. Diese Feststellung begründet keine Wert- oder Rangunterschiede; sie zeigt jedoch die innere Verbindungslinie auf, die sich innerhalb unserer Darstellung in der Reihenfolge der Erscheinungen ausdrückt.

Der Beginn der Sparte liegt also bei den Kleinen Beiträgen, die sich gegen das Ende jeder Nummer hin anhäufen. Fast in allen Zeitschriften stehen davon die Buchbesprechungen an erster Stelle. Sie unterscheiden sich durch ihren besonderen Charakter der Würdigung und Beleuchtung und nicht minder durch ihren eigenen Stil von allen übrigen Beiträgen oder besser Aufsätzen des Heftes; Buchbesprechungen sind eben keine Aufsätze. Daraus hat sich die Gewohnheit der Schriftleitungen entwickelt, diese kurzen Besprechungen in räumliche Nachbarschaft zu stellen und daraus wieder entsprang der Gedanke, dieser Sammlung einen besonderen Titel zu geben, der sich in ihrer Bestimmung leicht fand: Buchbesprechungen. Die einzelnen Zeitschriften haben allmählich Unterscheidungen in ihren Auffassungen dieser Sparte

an den Tag gelegt, die sich schon in der Überschrift ausdrücken. Namen wie „Das Buch" in der „Westmark" oder „Bücher" in „Niedersachsen" drücken nur ganz allgemein den Inhalt aus; „Volkstum und Heimat" spricht dagegen bereits von einer „Buchwaage", und der „Deutsche Kulturwart" greift in die eine - nämlich positive - Schale dieser Waage, wenn er seine Sparte nennt: „Wir empfehlen folgende Bücher und Schriften".

Außer für die Buchbesprechungen hat sich die Notwendigkeit einer Spartenbildung vor allem bei den Zeitschriften ergeben, die als Organ eines bestimmten Verbandes erscheinen. Da die behandelten Zeitschriften alle im Dienst der NS.-Kulturgemeinde stehen, enthalten auch die meisten von ihnen eine entsprechende Sparte für die Mitteilungen dieser Organisationen. Sie führen entweder den Namen der NS.-Kulturgemeinde ausdrücklich in der Überschrift - die „Musik" veröffentlicht so die „Mitteilungen der NS.-Kulturgemeinde" - oder setzen ihn unausgesprochen voraus, wie es die „Westmark" in ihrer Sparte „Aus unserer Arbeit" tut.

Neben der NS.-Kulturgemeinde bedienen sich noch eine Reihe anderer, oft angeschlossener, Verbände der behandelten Organe. Das „Bollwerk" muß aus diesem Grunde noch drei andere Sparten führen, die für den Bund Deutscher Osten, den Heimatschutz in Pommern und den Reichspommernbund bestimmt sind. In den „Rheinischen Blättern" veröffentlicht die Mittelrheinische Gesellschaft zur Pflege alter und neuer Kunst e. V., Wiesbaden, eine Zeitlang ihre Tätigkeitsberichte. Der „Oberschlesier" hat für diese Art der Sparten eine besondere Form gefunden, indem er sie - in seinem Falle drei an der Zahl - als „Beiblätter" mit eigenem Kopf erscheinen läßt. Sie haben sogar einen eigenen Schriftleiter oder Herausgeber, sind jedoch jedesmal der Zeitschriftennummer fest eingeheftet, in deren Seitenzählung mit enthalten und werden auch noch vor der Schlußsparte „Mitteilungen / Bücherecke" eingeordnet.

Die „Musik" widmete, als sie Organ der Reichsjugendführung war, der HJ. eine Sparte „Hier spricht die Hitler-Jugend", in der maßgebliche Stimmen der jungen Mannschaft zu Worte kamen. Dieser Weg stellt bewußt gegen die bloßen Arbeitsberichte anderer Sparten die kulturpolitische Ausrichtung des Inhaltes; im Rahmen der Durchdringung mit den Gedanken der NS.-Kulturgemeinde setzt er sich jedoch auch in den anderen Zeitschriften durch. Das „Bollwerk" hat in dieser Beziehung schon gute Früchte in den oft erwähnten „Streitgesprächen der Gegenwart" getragen. In den „Rheinischen Blättern" erschien im Jahrgang 1933 eine Sparte „Kulturstätten des Rheinlandes", die über die allgemeine kulturelle Lage der Landschaft berichtete. Ab Januar 1934 wird diese Sparte jedoch in den Dienst des Kampfbundes für deutsche Kultur, der heutigen NS.-Kulturgemeinde gestellt. Dieses Beispiel führt uns zu einer weiteren Gattung der Sparte, der kulturellen Umschau.

Die Zeitschrift „Schwabenland" hat in diesem Sinne ihren gesamten zweiten Teil mit der Überschrift „Aus der schwäbischen Welt" zur Sparte ausgestaltet, die jedoch fast den Umfang und Charakter einer Beilage annimmt. Sie bringt kulturelle Mitteilungen, wissenschaftliche Fundberichte, Rundfragen, Buchbesprechungen und Hinweise auf Museen, Denkmalpflege, Brauchtum und Naturbeobachtungen; daneben enthält sie auch eine Berichterstattung über die Tätigkeit der heimatkundlichen Organisationen im Gau. Entsprechend bringt „Niedersachsen" die „Niedersächsische Umschau", die „Monatshefte für Mecklenburg" die „Kunst- und Kulturumschau", jetzt „Wir sehen über das Land", das „Bollwerk" das „Kulturleben in Pommern" und der „Oberschlesier" seine „Mitteilungen / Bücherecke". Auch die „Rheinischen Blätter" weisen eine solche Sparte auf, haben sie aber mehrmals umbenannt. Dazu haben sie den „Rheinischen Guckkasten" gebildet, dessen Wurzeln ebenfalls im Wesen der geschilderten Sparte liegen, der jedoch einen beachtlichen Schritt in die Nähe des Hauptteils unternimmt.

„Im ‚Rheinischen Guckkasten' versuchen wir, die Welt der kleinen Dinge zu schauen und sie ergänzend mit dem großen politischen Geschehen in rheinischer Landschaft zusammenzubringen."[255])

Er behandelt dann auch Themen wie „Rheinisches Bauen der Gegenwart" oder „Große Soldaten am Rhein".

Eine sehr naheliegende Möglichkeit der Spartenbildung findet sich auch im Verlangen der Zeitschrift, mit ihren Lesern in ein unmittelbares Verhältnis zu treten. Das „Bollwerk" wollte eine Sparte „Der Leser an das Bollwerk" schaffen, in der gewünschte Themen ausführlicher behandelt werden konnten. Die Zeitschrift „Niedersachsen" hat diesen Weg, den das „Bollwerk" nur andeutete, bis zu Ende beschritten und die „Niedersachsen-Brücke" geschaffen. Eine Sonderheit liegt darin, daß sich dieses Unternehmen an die deutschen Leser in der weiten Welt richtet, denen eine enge Verbindung zu ihrem Heimatorgan besonders erwünscht ist. Die Sparte weist einen reichhaltigen Inhalt auf, der sich in Berichte, Stellungnahmen, Ergebnisse von Forschungen und Umfragen, Aufsätze, Geschichten und Mitteilungen gliedern läßt. Breiten Raum nehmen auch die Stimmen der Auslandsdeutschen selbst ein, die in vielen Briefen zu uns sprechen; auch eine Familiensuchecke ist angegliedert. „Volkstum und Heimat" stellt ebenfalls Raum für eine Sparte zur Verfügung, die die Leser zusammenführen soll. Sie heißt „Die Fundgrube" und will den Beziehern Gelegenheit bieten, „sich gegenseitig anzuregen und zu unterstützen".[256])

Weiterhin bietet die Sparte ein Mittel, Zusammenstellungen über Äußerungen fremder Organe aufzunehmen, die einschlägige Gegenstände behandeln. Die „Musik" hat sich dafür das „Musikalische Presseecho" geschaffen, in dem Positives und Negatives nebeneinander behandelt wird, richtunggebende Worte bekannter Persönlichkeiten und Organe aber im Vordergrund stehen. „Volkstum und Heimat" beschränkt sich dagegen ganz auf positive Äußerungen, die, ebenso wie in der „Musik", ohne Kommentar in Auszugsform erscheinen. Die „Musik" beschäftigt sich noch in weiteren Sparten mit den laufenden Ereignissen des Musiklebens; die „Zeitgeschichte" und die „Musikchronik des deutschen Rundfunks" sollen hier als Vertreter genannt werden.

Die Glosse sammelt sich zuweilen auch in dem Bereich einer Sparte. Auch hier gehen die „Musik" mit „Unsere Meinung" und „Volkstum und Heimat" mit „Aufbau durch Aussprache" voran. Die „Westmark", deren feststehendes Spartengerüst noch geschildert werden muß, reiht ihre Glossen in die bereits bestehende „Wacht im Westen" ein. Der Name dieser Sparte kann auch Sinn und Ziel der Glossenform ausdrücken, denn auch die Glosse wacht, und zwar über die kulturpolitische Ausrichtung unseres Lebens.

Während die „Westmark" und „Volkstum und Heimat" in den beiden zuletzt genannten Sparten sich noch hart an der Grenze des Nebenteils hielten, greift die „Musik" in den Hauptteil über. Ihre Sparte „Wir stellen vor", die zeitgenössische Musiker behandelt, kann bereits als Bestandteil des Haupttextes angesprochen werden.

Ein ähnlicher Übergang vom Neben- zum Hauptteil vollzieht sich auch innerhalb der Gattung von Sparten, die der Unterhaltung dienen. Die „Musik" bringt mit wechselnder Benennung „Musiker-Anekdoten" oder „Musiker-Humor", die sich jeweils im bunten Teil befinden. Das gilt auch von einer Sparte der Zeitschrift „Kunst und Volk", der einzigen, die sie aufzuweisen hat. Als sie noch unter dem Namen „Völkische Kunst" erschien, trat auf einer der letzten Seiten oft eine typographisch betonte Spalte auf, die Anekdoten oder Äußerungen bekannter Künstler enthielt, manchmal im Zusammenhang mit einem Aufsatz des Hauptteils. Eine zusammenfassende Spartenüberschrift ist nur in wenigen Fällen durch den Titel „Von Kunst und Künstler" gegeben; meist erscheint dafür jedoch in der typographischen Auszeichnung des Spartentitels eine genauere Inhaltsnennung der folgenden Abschnitte. Auch nach der Umwandlung in „Kunst und Volk" bleibt diese Erscheinung noch durch drei Hefte hindurch erhalten. In den „Monatsheften für Mecklenburg" ist die Unter-

haltungssparte „Feierabend" bereits in den Hauptteil eingetreten; sie erscheint jedoch nicht regelmäßig, sondern nur „von Zeit zu Zeit", das heißt, bisher im Dezember 1936 und im März 1937. „Volkstum und Heimat" beschließen dagegen in jedem Heft ihren Hauptteil durch eine Erzählung, die zur eigenen Sparte geworden ist; darüber wird noch näher gesprochen werden.

An dieser Stelle muß noch einmal auf die Erscheinung des Monatskalenders hingewiesen werden, die schon anläßlich des Gegenwartswertes auf Seite 30 behandelt worden ist. Folgende drei Kalenderbeiträge erscheinen laufend als Sparte:

1. „Monatskalender für Tierschutz" in „Volk und Scholle",
2. „Was geschah im Monat?" in „Volkstum und Heimat",
3. „Märkischer Kalender" im „Deutschen Kulturwart".

Der monatliche „Vereinskalender des Reichspommernbundes", der Versammlungsdaten veröffentlicht, ist in der Sparte „Reichspommernbund" des „Bollwerkes" enthalten, in der er eine Art Unterabteilung ausmacht.

Im folgenden soll nun ein Beispiel von der geschichtlichen Entstehung einer Sparte anhand der „Bausteine zum deutschen Nationaltheater" gegeben werden: es handelt sich dabei um diejenigen Sparten, die sich mit der Besprechung von Theaterwerken befassen. Im ersten erschienenen Heft der „Bausteine" vom Oktober 1933 erscheint ein Artikel von Hans Knudsen „Der Berliner Spielplan". Er gibt einen zusammenfassenden Überblick „über die Aufführungen der Berliner Bühnen in den ersten vier Wochen der beginnenden Spielzeit". Der „Deutsche Spielplan" stellt im gleichen Heft alle Bühnenwerke zusammen, die in die Arbeit des Dritten Reiches aufgenommen werden können. Ihm zur Seite steht der „Spielplan der Andern", der im Gegensatz dazu alle die Werke aufführt, die den kulturpolitischen Anforderungen der nationalsozialistischen Bewegung nicht standhalten. In der räumlichen Verteilung entfallen auf den „Deutschen Spielplan" 18 Stücke auf 9 Seiten, auf den „Spielplan der Andern" 2 Stücke auf 1½ Seiten.

In den folgenden Heften des Jahrganges 1933 wird der „Berliner Spielplan" zunächst vernachlässigt; im Novemberheft wird er durch einen Artikel „Aus der Praxis des Theaters: Spielplan-Aufbau" ersetzt, der ebenfalls auf die Arbeit einzelner Städte eingeht, sich mit Münster und Breslau aber von der Reichshauptstadt entfernt. Der „Deutsche Spielplan" und der „Spielplan der Andern" werden weitergeführt, vom Dezember 1933 bis März 1934 setzt die Aufstellung der negativen Stücke jedoch aus. Während im April/Mai-Heft wieder beide Spielplan-Sparten enthalten sind, fallen sie im Mai/Juni-Heft aus, da sich die Nummer mit einer Sonderdarstellung über das Versesprechen befaßt. Im folgenden Heft findet nur eine Aufzählung der bereits besprochenen Werke statt, im übernächsten, das sich mit der Reichstagung der NS.-Kulturgemeinde beschäftigt, setzen die Spielpläne wiederum aus. Das dann erscheinende Heft 8 ist als Spielplan-Sonderheft 1934/35 gestaltet, gibt also in seinem gesamten Inhalt Besprechungen wertvoller Bühnenwerke; es verzichtet dementsprechend auf die gesonderte Führung der Spielplan-Sparten. Heft 9 und 12 führen dann den „Deutschen Spielplan" weiter, in den Zwischennummern 10 und 11 setzt er jedoch wieder aus.

Als Sonderheit tritt im Märzheft des Jahrganges 1934 ein Artikel „Anregungen zum Opernspielplan" auf; er gibt seine Überschrift in fettem Druck, fügt ihr aber den Untertitel „Neue musikalische Bühnenwerke" hinzu, der den Aufsatz in die Nähe der behandelten Sparten führt. Das Stoffgebiet dehnt sich dadurch auch auf die Oper aus.

Der gleiche Jahrgang 1934 enthält auch die einmalige Fortsetzung der Sparte „Berliner Spielplan", die im Oktoberheft unter dem neuen Titel „Theater in Berlin" veröffentlicht wird, den sie auch weiterhin beibehält. 1935 läuft sie durch die Hefte der Monate Januar, Februar, März, April, Mai, September, Oktober, November und Dezember. 1936 erscheint sie im Januar, März, April, Juni, August,

September, Oktober, November, Dezember und 1937 in allen drei bisher erschienenen Nummern vom Januar bis zum März.

Nachdem der „Spielplan der Andern" schon im Jahrgang 1934 in den „Deutschen Spielplan" übernommen wurde, hat er 1935 ganz aufgehört zu bestehen. Der „Deutsche Spielplan" enthält demnach nunmehr neben positiven Werken auch solche, die abgelehnt werden müssen; er trennt sie jedoch nicht nach diesen beiden Gruppen, sondern macht auf ihren Wert oder Unwert in der jeweiligen Besprechung aufmerksam.

Der „Deutsche Spielplan" wird in der Folge häufig durch Sonderdarstellungen unterbrochen. Im Februar und März 1935 weicht er den „Ergänzungen zum Deutschen Theater-Spielplan", die schon 1934 mitunter auftraten. Das Februarheft bringt außerdem noch einen Beitrag „Anregungen zum Opernspielplan" und setzt damit den erwähnten Artikel vom März 1934 fort, der bereits auch im Spielplan-Heft 1934/35 eine Nachfolge fand. Im April erscheint dann eine Zusammenstellung des „Deutschen Opernspielplanes", die in sechs Abteilungen Opern, Operetten und Singspiele angibt. Sie kann dem „Deutschen Spielplan" zur Seite gestellt, sogar als eine Sonderausgabe des Unternehmens ausgegeben werden. Das Maiheft widmet sich in seinem ganzen Umfang ebenfalls einem Sondergebiet des deutschen Spielplanes, das in der gleichnamigen Sparte vorher nicht berücksichtigt wurde. Es enthält neben einem reichen abhandelnden Text Besprechungen „Genehmigter Thingspiele". Auch das folgende Heft 6 ist als Sonderheft aufgebaut, umfaßt aber den ganzen Bereich des „Deutschen Spielplanes"; als „Theater-Spielplan-Sonderheft 1935/36" entspricht es der gleichen Erscheinung des Vorjahres. In Heft 7 fällt die Spielplan-Sparte aus. Und dann tritt eine Wandlung ein, die im Oktoberheft zum ersten Male voll zur Geltung kommt.

Nach der starken Zusammenfassung und Ballung der Sparte zu verschiedenen Sonderheften in der Mitte des Jahres 1935 verschwindet der „Deutsche Spielplan" ganz aus den „Bausteinen". Das heißt aber nicht, daß die Zeitschrift nun die so wichtige theaterpolitische Arbeit, die in der Spielplangestaltung liegt, vernachlässigt oder gar aufgibt; sie wird lediglich in anderer Form fortgesetzt. Es wird nämlich eine Erweiterung und Unterteilung offenbar.

Nachdem die Trennung in positive und negative Stücke von den „Bausteinen" abgelehnt worden war und diese Tatsache zur Zusammenlegung der beiden Sparten „Deutscher Spielplan" und „Spielplan der Andern" geführt hatte, findet jetzt eine Unterscheidung nach praktischen Gesichtspunkten statt. Im Oktober 1935 bietet sich uns folgendes Bild. Innerhalb der besprechenden Sparten können wir eine Dreiteilung in

1. Uraufführungen im Reich,
2. Theater in Berlin,
3. Neue Bühnenwerke

feststellen. Im Monat November erweitert sich diese Gliederung auf vier Sparten, indem noch das „Theater im Reich" hinzutritt. Die Aufführungen im Reich sind demnach also in Uraufführungen und laufende Ereignisse getrennt; im Dezember ist diese Scheidung aber wieder beseitigt und die Sparten treten uns in derselben Verteilung wie bereits im Oktoberheft entgegen. Daran ändert sich auch im Laufe des Jahrganges 1936 nichts mehr.

Während das „Theater in Berlin" seine bereits erörterten Vorläufer in den vergangenen Jahrgängen besitzt, sind die „Uraufführungen im Reich" eine vollkommene Neuerung; denn bisher wurde nicht grundsätzlich nach bereits aufgeführten und erst im Manuskript vorliegenden Werken getrennt. Die „Neuen Bühnenwerke" stellen dagegen die Fortführung des „Deutschen Spielplanes" dar, in dem auch der „Spielplan der Andern" gedanklich eingeschlossen ist. Die anfänglichen Sparten haben sich also durch den Verlauf der Hefte treu gehalten, sie haben lediglich der Gefahr des unförmigen Anwachsens vorgebeugt und gesonderte Sparten von sich

abgespalten. Die Herkunft aus einem Grunde drückt sich auch in einer Angabe des Titelverzeichnisses auf dem Januarheft 1936 aus, das die „Uraufführungen im Reich" und das „Theater in Berlin" einfach in „Theater im Reich und in Berlin" zusammenfaßt.

Im Jahrgang 1936 erscheinen die Sparten fast regelmäßig. Vorhandene Lücken werden durch das „Shakespeare-Rothe-Sonderheft" und das „Theater-Spielplan-Sonderheft" bedingt. Bisweilen lösen sich die Sparten auch wechselseitig ab.

Auf einem anderen Wege kommt „Volkstum und Heimat" zu seiner Aufgliederung in Sparten, die im Jahrgang 1937 eine feste Form findet. Diese Zeitschrift bildet schon insofern eine Ausnahme, als sie ihre Sparten im laufenden Text durch keinerlei typographische Hilfsmittel voneinander absetzt; eine Unterscheidung und Einteilung ist nur nach der Gliederung des Inhaltsverzeichnisses möglich. Allein der Teil, der jeweils nach der „Erzählung" folgt, kennt auch auf den Textseiten besondere Spartentitel.

Im September 1936 beginnt die Zeitschrift unter dem „Stichwort": „Aufgaben der Heimatpflege" eine „lose Folge von Beiträgen, die der tätigen Heimatpflege gewidmet sind". Mit dem Beginn des Jahrganges 1937 erfährt dieses Unternehmen jedoch eine Unterbrechung und wird erst später fortgesetzt. Seit Januar 1937 beginnt „Volkstum und Heimat" nämlich mit dem Aufbau ständiger Sparten, fängt aber bezeichnenderweise nicht bei dem gegebenen Ansatzpunkt dieser „losen Folge von Beiträgen" an, sondern im Schlußteil der jeweiligen Hefte. Diese Tatsache deckt sich ganz mit den Feststellungen, die über die Entstehung der Sparte gemacht werden konnten. Ein Überblick über die Gestaltung der in Frage kommenden Hefte läßt die fortschreitende Herausbildung der Sparte erkennen.

Januar 1937:	Beitragszahl
1. Zum neuen Jahrgang	1
2. Über das Spiel	2
3. Technik und Brauchtum	3
4. Die Erzählung	1
5. Aus der praktischen Arbeit	
6. Aufbau durch Aussprache	
7. Worüber die Andern schreiben	
8. Was geschah im Monat?	
9. Buchwaage	

Februar 1937:	
1. Von der Volkskunde als Wissenschaft	2
2. Zum Brauchtum des Monats	3
3. Kulturarbeit im Dorf	2
4. Die Erzählung	1
5. Aus der praktischen Arbeit	
6. Worüber die Andern schreiben	
7. Die Fundgrube	
8. Was geschah im Monat?	
9. Buchwaage	

März 1937:	
1. Stadt-Verschönerung	3
2. Vom Brauchtum des Monats (Ostern)	2
3. Die Erzählung	1
4. Aus der praktischen Arbeit	
5. Aufbau durch Aussprache	
6. Die Fundgrube	
7. Was geschah im Monat?	
8. Buchwaage	

April 1937:

1.	Der Hexenwahn in Deutschland	2
2.	Aktuelle Fragen bäuerlicher Wohngestaltung	4
3.	Die Erzählung	1
4.	Aus der praktischen Arbeit	
5.	Worüber die Andern schreiben	
6.	Die Fundgrube	
7.	Was geschah im Monat?	
8.	Buchwaage	

Mai 1937:

1.	Brauchtum des Monats: (Nationalfeiertag und Pfingsten)	4
2.	Das aktuelle Thema: Gedanken zur bäuerlichen Trachtenpflege	3
3.	Die Erzählung	1
4.	Für die praktische Arbeit	
5.	Was geschah im Monat?	
6.	Buchwaage	

Juni 1937:

1.	Das aktuelle Thema: Die Kulurarbeit auf dem Lande	5
2.	Vom Brauchtum des Monats	2
3.	Die Erzählung	1
4.	Aufbau durch Aussprache	
5.	Die Fundgrube	
6.	Was geschah im Monat?	

In dieser Aufstellung wird deutlich, wie seit Beginn des Jahrganges der letzte Teil eines jeden Heftes in feste Sparten gegossen ist, wobei selbstverständlich wechselweise Ablösungen vorkommen. Der Hauptteil weist anfangs immer drei Aufsätze auf, geht dann jedoch bis zu zwei zurück und findet endlich für diese beiden die Form der Sparte. Kleine Unregelmäßigkeiten in der Stellung lassen sich auf das geringe Alter der Spartenbildung in „Volkstum und Heimat" zurückführen.

Während die bisherigen Beispiele ausschließlich den Übergang von einer bloßen Neigung zum Folgegedanken zur strengen Spartengliederung fanden, zeigen sich uns die „Rheinischen Blätter" als Ausnahmefall in dieser Beziehung. Sie gehen nämlich von der Betonung des Einzelstückes aus und kommen von dort durch eine allmähliche Angleichung der Beitragsgruppen verschiedener Sonderhefte zur Festlegung bestimmter Sparten. Das ist ihnen möglich, da sie die Benennung der Beitragsgruppen nach sehr weiten, umfassenden Gesichtspunkten vornehmen, die oft auf kulturelle Fachgebiete hinweisen.

Das Sonderheft über den Rhein als „deutschen Schicksalsstrom", das im April 1934 erscheint, trägt in seinen Gruppentiteln ganz den Charakter eines Sonderheftes:

1. Entwaffnetes Land,
2. Strom der Mitte,
3. Gläubiges Land,
4. Rheinische Anekdotendichtung,
5. Literatur zum Inhalt des Heftes.

Zunächst macht auch die folgende Sondernummer über neues Kulturdenken keinen anderen Eindruck; es ist höchstens auffällig, daß die Titel öfters mit „Gruppe" vorbezeichnet sind.

1. Gruppe Schrifttum,

2. Gruppe Jugendbildung,
3. Gruppe Bildende Kunst,
4. Gruppe Musik,
5. Gruppe Mütterliche Kultur,
6. Gestaltende Kräfte in Theater und Film,
7. Gestaltende Kräfte in der Dichtung,
8. Kulturstätten des Rheinlandes.

Diese Ansicht ändert sich jedoch, wenn man den Inhalt des unmittelbar folgenden Heftes vom Januar 1934 gegenüberstellt. Darin finden sich folgende Gruppen:

1. Gruppe Musik,
2. Gruppe Bildende Kunst,
3. Gruppe Schauspiel,
4. Deutsche Dichtung,
5. Kulturstätten des Rheinlandes,
6. Gestaltende Kräfte im Schrifttum.

Da dieses Heft nicht als Sondernummer gestaltet ist, wird sichtbar, daß es sich in der Wiederholung gleicher und ähnlicher „Gruppen" nicht mehr allein um die Formung einzelner Sonderhefte handelt, sondern um den Willen zur Sparte. Die Wurzeln entspringen aber, das muß betont werden, aus der Beschäftigung mit dem Sonderheft. Innerhalb des Jahrganges 1935 haben folgende Sparten festen Raum gefunden:

1. Allgemeiner Teil,
2. Dichtung,
3. Rheinischer Guckkasten,
4. Kleindruckteil,
5. Zellen kultureller Wiedergeburt am Rhein (lückenhaft).

Dieses Bild bestätigt sich auch im Jahrgang 1936; jedoch wird dort ein stärkeres Streben, das zu der Gestalt des Sonderheftes zurückführt, bemerkbar.

Während in den bisher behandelten Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde sich die Sparte erst im Laufe des Erscheinens herausgebildet hat und ihr Gesamtbild daher manchmal noch an Klarheit litt, überrascht uns die „Westmark" als einziges Organ mit einer festen Spartenordnung gleich in ihrem ersten Heft. Die Zeitschrift hat bis zum Ende ihres jetzt erschienenen 4. Jahrganges auch noch keinen Grund gefunden, die einmal angewandte Gliederung ihres Inhaltes zu ändern.

Zu Beginn eines jeden Heftes steht ein allgemeiner Teil, der keinen eigenen Namen erhalten hat. Er umfaßt kulturpolitische Aufsätze aus jedem Stoffgebiet und macht den abhandelnden Hauptteil der Zeitschrift aus. Er legt den Grund, auf dem die übrigen Sparten aufbauen können. Um dazu die nötige innere Festigkeit zu erlangen, braucht er eine gewisse äußere Freiheit, die sich in dem Verzicht auf die besondere Benennung ausdrückt. Wenn auch so von ihm jede Einengung und Starre genommen ist, beugt er sich doch freiwillig unter das Thema der hier und dort auftretenden Sonderhefte. Außerdem bietet er auch mehrfach ausgezeichnete Beispiele für Beitragsgruppen innerhalb des Einzelheftes, die an ihrer Stelle angeführt wurden; auch darin ist eine natürliche Unterordnung unter zusammenfassende Gesichtspunkte zu erblicken.

Die zweite Sparte trägt den Titel „Stimmen der Heimat". Sie gibt dem Schaffen der westmärkischen Dichter Raum, indem sie ihre „Stimmen" in unmittelbaren Beiträgen aus ihren Arbeiten erklingen läßt. Im Gegensatz zur deutenden und abhandelnden Aufgabe des ersten Teiles gehen die „Stimmen der Westmark" auf die Quellen selbst zurück.

Die dritte Sparte erfaßt unter der Überschrift „Der Trifels" die inner- und außenpolitischen Kräfte der Gegenwart; auf ihren Seiten erscheinen auch die bedeutenden Reden deutscher Staatsmänner. In einem Falle hat der „Trifels", der

sich meist mit nur einem Aufsatz unter seinem Titel begnügt, auch versucht, eine Reihe zu gestalten. Der Versuch beschränkt sich jedoch auf die folgenden vier Artikel von Johann von Leers, die trotz des Wechsels in der Benennung in einer Linie stehen:

1. Blick über die Grenze (April 1935),
2. Blick über die Grenze (August 1935),
3. Blick in die Welt (Dezember 1935),
4. Blick in die Welt (März 1936).

Der vorliegende Fall ist der einzige, in dem die Sparte zur Reihe zu werden trachtet.

Die vierte Sparte der „Westmark" führt die Überschrift „Die Wacht im Westen". Sie umfaßt jenen Teil der Beiträge, der sich in anderen Organen unter der Umschau oder den Mitteilungen sammelt, die bunte Sparte also. Sie stützt sich in ihren Beiträgen vornehmlich auf Ereignisse der Gegenwart, die sie in ihrem Sinne auswertet.

Die fünfte Sparte endlich gibt uns unter dem Titel „Das Buch" die gewöhnlichen Besprechungen.[257—258] Die Tatsache, daß die „Westmark" häufig zusammenfassende Buchwürdigungen gibt, ist bereits an anderer Stelle erörtert worden.

Der Jahrgang 1936/37 weist vom Januar bis Juli noch die Sparte „Aus unserer Arbeit" auf, die Tätigkeitsberichte aus den Reihen der NS.-Kulturgemeinde umfaßt.

Damit ist das Bild einer durchgehenden Spartenaufgliederung entworfen. Es ist bemerkenswert, daß, bis auf die letzte Sparte der Berichte, kein Heft eine Abweichung zuläßt; nur ein einziges Mal, im Juli 1936, fehlt der „Trifels".

Es ist kein Zufall, daß gerade die „Westmark", die sich durch diese straffe Spartenordnung auszeichnet, auch eine äußerst bewußte Ausrichtung in kulturpolitischer Hinsicht zu verzeichnen hat. Der klare innere Wille führt auch zur eindeutigen äußeren Gestalt. Es ist dabei noch zu berücksichtigen, daß die „Westmark" als landschaftlich gebundene Zeitschrift auch stark die Wesensmerkmale dieser Landschaft widerspiegelt. Und der Westen des Reiches zeigt auf kulturellem Gebiet sehr oft eine beachtlich gepflegte und geprägte Form. Die Neigung zu so ausgiebig betonten Sparten hängt also auch mit dem Charakter der Landschaft und ihrer Menschen zusammen. Die Tatsache, daß sich auch die „Rheinischen Blätter" und „Unsere Heimat" als die beiden anderen behandelten Zeitschriften des Westens vornehmlich zur Spartenbildung bekennen, während die Erscheinung in den übrigen deutschen Landschaften zurücktritt, stützt diese Anschauung noch.

Die bisherigen Verwirklichungen des Folgegedankens erstreckten sich stets auf einzelne Aufsätze verschiedener Hefte. Da jedoch gerade die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde daneben auch stark zur Bildung von Sondernummern neigen, ergibt sich die Möglichkeit, g a n z e H e f t e als Einheit zu betrachten und diese Einheiten selbst in eine F o l g e z u s t e l l e n. Anstatt einzelner Beiträge, die durch mehrere Nummern laufen, stehen wir damit vor ganzen Nummern, die durch den Jahrgang oder weiter eine Nachfolge erhalten.

Praktisch ergibt sich dann für die Zeitschrift die Tatsache, daß sie im Laufe der Jahre mehrere Sonderhefte über das gleiche oder ähnliche Themen aufweist. Diese Erscheinung wurde bereits im Zusammenhang mit dem Nachtrag auf Seite 142 berührt, muß hier jedoch von dem neuen Gesichtspunkt der Folge weitergeführt werden. Während die Eichendorff- und Naturkundehefte des „Oberschlesiers" oder die Niederrhein-Hefte der „Rheinischen Blätter" sich im Grunde auf dasselbe Thema beschränken, das in ihrer ersten derartigen Nummer bereits angeschlagen war, während sie also eine stehende Einheit bilden, die nur jeweils ergänzt wird, gehen andere Organe einen Schritt weiter. Die „Westmark" hat sich ihren Namen nach dem großen Zusammenhang der westdeutschen Landschaften gegeben, und sie unternimmt es auch, das Wesen dieser Landschaften im Zusammenhang des weiten Grenzverbandes in einer Reihe von Sonderheften aufzuweisen. Sie beginnt im März 1934 mit der Erörterung des Themas „Baden und die Westmark" und läßt ihr im

Juni desselben Jahres ein Hessenheft folgen. In den „Mitteilungen der Schriftleitung" betont sie dazu:

„Nach dem Heft ‚Baden und die Westmark' im März dieses Jahrganges war es bereits der Wunsch der Schriftleitung, auch einmal die hessische Landschaft im Kulturzusammenhang unserer Grenzmark darzustellen und die stammesmäßigen Kräfte des rheinfränkischen Raumes gegen den Westen und seine Kultur abzuzeichnen."

Damit ist für diese beiden Hefte das Verhältnis der Folge erwiesen. Aber auch zur Aprilnummer 1936 führen bewußte Fäden:

„Der Landschaft, der Kultur und der Kunst des Niederrheins ist das vorliegende Heft gewidmet. Wie die ‚Westmark' seit Anfang ihres Bestehens nie ihre Aufgabe in der Pflege eng begrenzter Sondergebiete sah, so will sie immer stärker die politische, wirtschaftliche und geopolitische Gesamtheit und Geschlossenheit des deutschen Westens betonen, ohne jedoch die stammesmäßigen Eigenheiten der westdeutschen Landschaft außer acht zu lassen."[259])

Im Grunde sagen auch diese Sätze nichts anderes als die Ausführungen in den vorhergehenden Landschaftsnummern; sie weisen sogar durch die Betonung der seit Gründung bestehenden Zielsetzung mittelbar auf jene hin. Eine Folge von Sonderheften ist so geschlossen; nur der Name verbindet sie noch nicht. Dahin führt uns aber das „Schwabenland". Im Laufe seiner bisherigen Jahrgänge hat es seit 1934 Ansätze zu zwei verschiedenen, ausgesprochenen Folgen von Sonderheften gemacht. Merkwürdigerweise beschränken sich beide, bis auf einen Zusatz, der aber erst in dieser Darstellung als zugehörig gekennzeichnet wird, auf den 1. Jahrgang.

Sein 3. Heft vom März 1934 trägt den Titel „Wie die schwäbische Landschaft entstand"; dazu kommt noch ein Untertitel, der entscheidend ist: „I. Das Nördlinger Ries, ein Vulkangebiet der Vorzeit." Drei Monate später erhält das Unternehmen auch schon seine Fortsetzung in der Nummer „Wie die schwäbische Landschaft entstand. / II. Der Werdegang der Allgäuer Berge." In dieser Bezeichnung durch Haupt- und Untertitel und durch die fortlaufende Zahlenangabe innerhalb des Untertitels wird der Gedanke der Folge eindeutig ausgesprochen. Zum Überfluß verleiht die Zeitschrift dieser Anschauung auch noch wörtlichen Ausdruck:

„. . . . dazu soll die Zeitschrift ‚Schwabenland' in ihrer ersten naturkundlichen Reihe ‚Wie die schwäbische Landschaft entstand' die Grundlage schaffen."[260])

In der Betonung als „erste" Reihe liegt auch der Hinweis auf weitere Erscheinungen der gleichen Art. Sie folgen in einem anderen Unternehmen, das folgendermaßen eingeleitet wird:

„Das nächste ‚Schwabenland'-Heft ist das erste aus der Reihe ‚Die schöne schwäbische Stadt' und trägt den Titel ‚Nördlingen'."[261])

Das Nördlingen-Heft erscheint im Mai 1934, also zwischen den beiden Nummern der ersten Heft-Reihe, und findet seine Fortsetzung im September des gleichen Jahres mit einer Behandlung von Dillingen. Eine Zahlenangabe vor dem Untertitel fehlt in diesem Unternehmen. Darum kann man mit Recht eine Fortführung nach den beiden ersten Heften noch im Januar, Februar-Heft des nächsten Jahres sehen, das die wiederholt genannte Augsburg-Darstellung enthält. Allerdings finden sich keinerlei Anhaltspunkte, die unmittelbar auf diesen Zusammenhang hinweisen. Man kann sagen, daß der Form nach eine Auflösung der Folge eingetreten ist, daß der gedankliche Inhalt sich aber auf dem eingeschlagenen Wege der Folge weiterbewegt.

Hier muß noch ein Gedanke erörtert werden. Es liegt die Annahme nahe, daß die Bildung einer Folge aus ganzen Nummern im „Schwabenland" besonders erleichtert worden sei, da ja diese Zeitschrift oft ganze Sonderhefte nur mit einem einzigen Aufsatz anfüllt. Es hätte demnach die Folge vollständiger Nummern nur verkappt bestanden, während in Wirklichkeit sich ja immer nur der eine enthaltene

Beitrag an den des früheren Heftes angeschlossen hätte. Diese Auslegung muß jedoch entschieden zurückgewiesen werden. Außer dem zuletzt genannten Augsburg-Heft, das auch bereits außerhalb des Unternehmens im engeren Sinne steht, führen die Hefte der beiden Folgen stets mehrere Aufsätze in der gleichen Nummer an, und zwar die zwei Vorgeschichtshefte 6 und 2 (unter Anrechnung der „Schwäbischen Welt": 3) und die zwei Städtehefte 4 und 5.

So rundet sich das Bild der Folge nach der Verkettung einzelner Beiträge auch in der Reihung ganzer Hefte.

Sonderheft und Heftfolge können in ihrer weiteren Entwicklung zu einer gemeinsamen Erscheinung führen und damit ihre Gleichwertigkeit offenbaren.

Beim Sonderheft wurde in längeren Ausführungen auf Seite 143 ff. der Weg zur Verselbständigung der Einzelnummer beschrieben. Auf den ersten Blick mag es nun verwunderlich erscheinen, daß in der grundsätzlich andersgearteten Erscheinung der Folge am Ende der Entwicklung eine Zusammenfassung steht, die ebenfalls zur Buchausgabe führt. Der Unterschied zwischen den beiden Endergebnissen besteht allein in ihrer Herkunft. Während die Broschüre einmal aus dem Inhalt eines einzigen Sonderheftes entstanden ist, das lediglich aus der Verbindung mit der Zeitschrift gelöst wurde, werden bei der Folge aus den verschiedenen Heften, in denen sie enthalten ist, jeweils dieser eine Beitrag entnommen und die herausgestellten Beiträge dann aus der zeitlichen Folge in das räumliche Nebeneinander verfügt und so zum einmaligen Buchwerk geformt.

Ein gutes Beispiel für den Nachweis dieser Erscheinung gibt uns ein Beitragsverband des „Oberschlesiers"; es sei hier nur beiläufig erwähnt, daß uns die gleiche Zeitschrift auch anläßlich der Verselbständigung der Sondernummer zur Seite stand. Im März und April 1933 veröffentlicht sie getrennte Aufsätze über die Ergebnisse aus Erhebungen über den Storchenbestand Oberschlesiens; der Zusammenhang der Beiträge wird durch Anmerkungen ausdrücklich klargestellt. Im Maiheft knüpfen sich daran noch „Schlußfolgerungen aus den Ergebnissen der Storchenzählung". Gleichzeitig mit diesem letzten Artikel heißt es in der Zeitschrift:

> „Die Aufsätze über die oberschlesische Storchenzählung kamen inzwischen als Nr. 7 unserer Schriftenreihe der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde heraus. (M. Brinkmann, Fünf Jahre Storchbeobachtung in Oberschlesien. Preis 0,60 RM., Verlag ‚Der Oberschlesier'.)"

Der Plan für ein ähnliches Unternehmen beschäftigt auch die Schriftleitung der „Bausteine zum deutschen Nationaltheater"[262]) Sie trägt sich mit dem Gedanken, die einzelnen Beiträge, die ihre Reihe „Deutsche Dramatiker der Gegenwart" ausmachen, in einer gesonderten Buchveröffentlichung zusammenzustellen. Auch hierbei müßte der gleiche Weg gegangen werden, auf dem zuerst die Einzelaufsätze aus den verschiedenen Heften, in denen sie auftreten, herausgelöst werden, um dann unter Überwindung des zeitlichen Abstandes während ihrer Erscheinungsdauer auf dem engen Raume einer geschlossenen Ausgabe den Charakter des Buches anzunehmen.

Einzelheft und Heftfolge haben noch ein anderes gemeinsames Kennzeichen, das tiefe Bedeutung besitzt. Sowohl für die Entstehung bestimmter Sondernummern als auch für stark ausgerichtete Erscheinungen der Heftfolge, wie sie „Kunst und Volk" in seinen fünf Reihen aufweist, steht der Auftrag für das Manuskript im Vordergrund. Werner Rittich nannte die Zahl von „99 vom Hundert" und wollte damit sagen, daß im Auftrag die treibende Kraft liegt.[191])

Mit diesen Ausführungen hat sich eine untergründige Verbindung von Sondernummer und Heftfolge ergeben, die den Gedanken ausspricht, daß in der Formung der publizistischen Gestalt innerhalb der deutschen Kulturzeitschrift die organischen Bindungen bestimmend einwirken. Nur dadurch wird verhindert, daß in Zeitschriften, die beide Erscheinungen aufweisen, kein innerer Zwiespalt auftritt, sondern daß im Gegenteil beide Möglichkeiten zu einer ganzheitlichen Gestaltung führen.

Das Ergebnis der Arbeit

Die vorliegende Darstellung hat in drei Teilen den Stoff der erfaßten Zeitschriften, die Bearbeitung dieses Stoffes und das Kleid, in dem er seinen Lesern als Zeitschrift gegenübertritt, behandelt.

Das besondere Ergebnis dieser Untersuchungen, das die gewählten Organe von den übrigen Erscheinungen des heutigen Zeitschriftenwesens absetzt, liegt in folgendem:

1. Die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde bilden nach Stoff und Gestalt einen in sich gegliederten, aber doch geschlossenen Block des politischen und publizistischen Einsatzes.

2. a) Als fester Block erfassen die behandelten Zeitschriften stofflich die gesamte Weite des deutschen kulturellen und sonstigen Schaffens. Sie setzen damit die Anschauung von der Ganzheit des deutschen Lebensraumes innerhalb der Kultur und darüber hinaus aller Gebiete in die Tat um.

b) In der Erörterung des Stoffes gehen die erfaßten Zeitschriften von den Erfordernissen der gegenwärtigen Zeitlage aus; sie legen aber erhöhten Wert auf die Anerkennung des Jahreslaufes als einer die stoffliche Behandlung auslösenden Kraft.

c) Die Beurteilung des behandelten Stoffes geschieht nach festen kulturpolitischen Maßstäben, die von der Synthese aus Inhalt und Form und von der Gesamtpersönlichkeit des Schöpfers abhängig sind.

d) Die besondere Ausprägung der zeitschrifteneigenen Gestalt wird durch die häufige Anwendung des Sonderheftes und der Heftfolge bestimmt. Auf diese Weise überwinden die behandelten Zeitschriften die zeitliche Begrenzung der Wirkungsdauer, die dem Einzelheft durch die periodische Erscheinungsweise gesteckt ist.

3. Die Gliederung des geschlossenen Zeitschriftenblockes geschieht nach fachlicher und landschaftlicher Richtung und wird maßgeblich dem stammlichen Gefüge des deutschen Volkes angeglichen und im einzelnen nach der Gaueinteilung der NSDAP. durchgeführt.

Dieses Ergebnis enthält nur die Sonderheiten aus dem behandelten Stoff, die vornehmlich bemerkenswert sind. Aus ihrer Zusammenstellung wird deutlich, daß die Zeitschriften der NS.-Kulturgemeinde im Dienste des deutschen Kulturaufbaues eine eigene Gattung ausgebildet haben, die durch die angeführten Merkmale ausgezeichnet wird. Diese Zeitschriftenform ist auf dem Wege, das Bild der neuen deutschen Kulturzeitschrift zu bestimmen.

Quellenverzeichnis

d'Ester, Karl: Zeitungswesen. Breslau 1928.

Engelking, K. H.: Berlin und die „Provinz" / Die landschaftlichen Aufgaben der deutschen Presse. Deutsche Presse, Nr. 46, Jahrg. 1934.

Goebbels, Joseph: Kampf um Berlin. München 1932.

Goebbels spricht. / Reden aus Kampf und Sieg. Oldenburg i. O. 1933.

Grothe, Heinz: Die Aufgaben der Kritik in den kulturpolitischen Zeitschriften der Gegenwart. Der Zeitschriften=Verleger, Nr. 7, Jahrg. 1935.

Guthmann, Heinrich: Zweierlei Kunst in Deutschland? / Der Bund der Verschwo=renen. Berlin 1935.

Hansen, Heinrich: Die deutsche Volkszeitschrift im Kampf um die Erziehung. Der Zeitschriften=Verleger vom 27. Januar 1937.

Hartmann, Hans: Deutsche Stämme und Landschaften - ihr Gesicht in der deutschen Presse. Deutsche Presse vom 30. Januar 1937.

Havenstein, Hanns: Über das Wesen der Kulturpropaganda. Deutscher Kulturwart vom Januar/Februar 1935.

Hitler, Adolf: Die Reden Hitlers am Reichsparteitag 1933. / Rede auf der Kultur=tagung der NSDAP. München 1934.

Hitler, Adolf: Reichstagung in Nürnberg 1934. / Kulturrede auf dem Reichs=parteitag 1934. Berlin 1934.

Hitler, Adolf: Die Reden Hitlers am Parteitag der Freiheit 1935. / Bei der Kultur=tagung des Reichsparteitages. München 1935.

Kölsch, Kurt: Kultur und Organisation. Nationalsozialistische Kulturarbeit in der Westmark. / Sonderdruck der „Westmark", Juli 1934.

Lampe, Jorg: Soll Kunst Tendenz sein? Die Westmark vom März 1936.

Lehmann, Ernst Herbert: Einführung in die Zeitschriftenkunde. Leipzig 1936.

Menz, Gerhard: Wort und Bild in der Zeitschrift - eine notwendige Erinnerung. Der Zeitschriften=Verleger vom 23. Oktober 1935.

Meunier, Ernst: Kulturpolitik von morgen aus der Geschichte gelesen. Deutsche Presse, Nr. 48, Jahrg. 1935.

Nadler, Josef: Das stammhafte Gefüge des Deutschen Volkes. München 1934.

Ramlow, Rudolf: Etwas, worüber man sonst nichts erfährt (über die Presse=abteilung und die Zeitschriften der NS.=Kulturgemeinde). Die NS.=Kultur=gemeinde vom September 1934.

Rosenberg, Alfred: Die Aufgaben der NS.=Kulturgemeinde. Völkischer Beobachter, Berlin, vom 10. Mai 1936.

Rosenberg, Alfred: Blut und Ehre. / Ein Kampf für deutsche Wiedergeburt. / Reden und Aufsätze von 1919-1923. München 1936.

Rosenberg, Alfred: Gestaltung der Idee. / Blut und Ehre II. Band. / Reden und Aufsätze von 1933-1935. München 1936.

Rosenberg, Alfred: Eröffnungsrede zur Kulturtagung des Reichsparteitages 1936. Völkischer Beobachter, München, vom 10. September 1936.

Rupp, Rupert: Die Zeitschrift und das junge Schrifttum. Die Westmark vom Februar 1935.

Scholz, Robert: Lebensfragen der bildenden Kunst. München 1937.

Schottenloher, Karl: Flugblatt und Zeitung. / Ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. Berlin 1922.

Stampe, Max: Die Zeitschrift im Dienste der Volksaufklärung und politischen Propaganda. Der Zeitschriften-Verleger vom 26. Mai 1937.

Stang, Walter: Das dramaturgische Büro des Kampfbundes für deutsche Kultur. Sein Sinn und seine Aufgaben. Deutsche Bühnenkorrespondenz vom Januar 1932.

Stang, Walter: Grundlagen nationalsozialistischer Kulturpflege. Berlin 1935.

Stang, Walter: Weltanschauung und Kunst (Grundlagen nationalsozialistischer Kulturpflege, Heft 2). Berlin 1937.

Stiewe, Willy: Die Sorge um das Titelblatt. Der Zeitschriften-Verleger Nr. 29, Jahrg. 1936.

Westecker, Wilhelm: Kultur im Dienst der Nation. Hamburg 1936.

Westecker, Wilhelm: Mittlertum als volkspolitische Aufgabe. / Von der neuen Aufgabe der Kunstkritik. Die Westmark vom April 1937.

Einzelnachweise der im Text angeführten Stellen

1) Die Westmark vom Oktober 1936: Die Kritik und ihr Objekt.
2) Auf der Kulturtagung des Reichsparteitages 1935.
3) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom April/Mai 1934: Ferdinand Junghans: Schauspielkunst und Volk.
4) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom Oktober 1933: Walter Stang: Vom Sinn und Wesen des Theaters.
5) Unsere Heimat vom Oktober 1936: Karl Herzog: Wege der Volkstumsarbeit.
6) Die Völkische Kunst vom Juni 1935: Hans Hell: Von Kunst und Kunsterziehung.
7) Kunst und Volk vom Juni 1936: Werner Wien: Dichter in ihrem Volk.
8) Die Heimat vom Januar 1935: Gustav Fr. Meyer: Aufgaben volkskundlicher Heimatforschung.
9) Deutscher Kulturwart vom Januar 1936: Werner Rittich: Der Kunstring in der NS.-Kulturgemeinde.
10) Alfred Rosenberg: Blut und Ehre, München 1936, S. 233.
11) Die Westmark: vom Oktober 1936: Kurt Kölsch: Unser Weg.
12) Walter Stang: Weltanschauung und Kunst, Berlin 1937.
13) Deutsche Presse Nr. 10, 1935: Rudolf Ramlow: Eine praktische Aufgabe der Kulturerziehung durch kulturpolitische Pressearbeit.
14) Der Zeitschriften-Verleger vom 27. Januar 1937: Heinrich Hansen: Die deutsche Volkszeitschrift im Kampf um die Erziehung.
15) Wilhelm Pinder: Reden aus der Zeit, Leipzig 1934.
16) Robert Scholz: Lebensfragen der bildenden Kunst, München 1937.
17) Der Zeitschriften-Verleger Nr. 50, 1936: Willy Beier: Das Papier, der Resonanzboden der Zeitschrift.
18) Paul Schultze-Naumburg: Kunst aus Blut und Boden, Leipzig 1934.
19) Das Schwarze Korps vom 8. April 1937: Kann man Kultur machen?
20) Heinrich Guthmann: Zweierlei Kunst in Deutschland? Berlin 1935.
21) Rheinische Blätter vom Juli 1935: Irma Brandes: Mädchenantlitz im Holzschnitt.
22) Sonderdruck der Westmark vom September 1934: Hermann Emrich: Die weltanschaulichen Grundlagen nationalsozialistischer Kulturarbeit.
23) Die Westmark vom April 1937: Wilhelm Westecker: Mittlertum als volkspolitische Aufgabe.
24) Der kulturpolitische Dienst über die Februarnummer 1936 von „Kunst und Volk".
25) Deutscher Kulturwart vom Juli/August 1935 ff.
26) Unsere Heimat vom März 1936.
27) Der Gesellige, Schneidemühl, vom 14. Mai 1936.
28) Die Westmark, Beilage Völkische Wissenschaft, 1. Folge 1934: Hermann Emrich: Völkische Wissenschaft.
29) Niedersachsen vom April 1936: Die Niedersachsen-Brücke: „Niedersachsen", die Brücke zwischen Heimat und Auslandsdeutschtum,
30) Die Westmark vom Februar 1935: Die Zeitschrift und das junge Schrifttum.
31) Volkstum und Heimat vom Januar/Februar 1935.
32) Unsere Heimat vom Juli 1936: Was sagen unsere Landsleute im Südosten zur Zeitschrift „Unsere Heimat"?
33) Die Völkische Kunst vom März 1935: Ein bäuerlicher Liebesbrief.
34) Volkstum und Heimat vom Mai 1937: Heinrich Guthmann: Trachtenpflege keine Konjunktur!
35) Im April 1935.
36) Rheinische Blätter vom November 1933: Sonderheft der westlichen Industrie.
37) Der Oberschlesier vom Januar 1937: „Die Straßen Adolf Hitlers in der Kunst".
38) Volk und Scholle vom September 1935: Heinrich Grund: Hessische Rechtsdenkmäler.
39) Die Westmark, Beilage Völkische Wissenschaft, 1. Folge 1934: Eugen Herrigel: Die Aufgaben der Philosophie im neuen Reich.

40) Volkstum und Heimat vom Januar/Februar 1935: Wilma Mönckeberg: Vom Erzählen, einer Volkskunst, die geübt sein will!
41) Rheinische Blätter vom Oktober 1935: Eugen Gottmann: Rheinischer Humor im Reich der Deutschen.
42) Volk und Scholle vom September 1935: H. K. E. Steinicke: Leibesübung als Volkstumsarbeit.
43) Niedersachsen vom Mai 1934: Hans Joachim Fischer: Die Forderung der Nation an Naturwissenschaft und Technik.
44) Der Oberschlesier: Mitteilung auf der 3. Umschlagseite.
45) Die Musik: Sparte: Musikalisches Presseecho.
46) Niedersachsen: Sparte: Der Hochschulkreis Niedersachsen.
47) Monatshefte für Mecklenburg: Dem „fünfzigsten" Heft der Mecklenburgischen Monatshefte zum Gruß. Februar 1929.
48) Die Völkische Kunst vom Dezember 1935: Werner Rittich: Ein Mystiker unserer Zeit: der Maler Leipold.
49) Volk und Scholle vom Februar 1935: Erwin Steinicke: Nationalsozialistische Volkstumsarbeit.
50) Die Westmark vom Dezember 1933: Hermann Graf: Neue Wege zur Volkskunst.
51) Monatshefte für Mecklenburg vom Oktober 1936: Ernst Orgel: Jugend.
52) Monatshefte für Mecklenburg vom Oktober 1936: Schroeder: Vom Arbeitsdienst.
53) Ich lese vom April 1936: L. Heck: Mensch und Tier.
54) Niedersachsen vom August 1934: Hans Specter: Landschaft und Neusiedlung.
55) Volkstum und Heimat vom Februar 1937: Erich Kulke: Dorfgenossenschaft und Dorfordnung.
56) Rheinische Blätter vom Februar 1937: Herbert Griebitzsch: Maler des Bergischen, Maler aus dem Bergischen.
57) Die Westmark vom Oktober 1933: Kurt Kölsch: Die kulturelle Sendung der Westmark.
58) Die Westmark vom November 1936: Kurt Kölsch: Kulturarbeit im Gau Saarpfalz.
59) Die Westmark vom Mai 1936: Leopold Reitz: Die deutsche Weinstraße; Paul Berglar-Schroer: Die schöne Bergstraße.
60) Die Heimat vom Januar 1935: Eine Kolbenente auf dem Lübecker Stadtparkteich.
61) Sonderheft vom August 1934.
62) Der Oberschlesier vom Mai 1934: Ewald Reinhard: Romantisches Saarland. (Anmerkung.)
63) Josef Nadler: Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes, München 1934, S. 22.
64) Der Oberschlesier vom März 1937: Friedhelm Kaiser: Für den Dichter Walter Vollmer.
65) Rheinische Blätter vom November 1934: Brandes: Rheinländer im deutschen Osten.
66) Die Westmark vom Oktober 1936: Jorg Lampe: Von der Bedeutung des Österreich-Deutschtums für die deutsche Ganzheit.
67) Niedersachsen vom Februar 1935: An die Niedersachsen im Ausland / Brücke zur Heimat.
68) Niedersachsen vom November 1936: Otfrid Rademacher: Weltweite und Heimatbindung / Bahnen niederdeutschen Geisteslebens.
69) Novemberheft 1936: Abenteuerliche Welt.
70) Monatshefte für Mecklenburg vom Juni 1937: Landsleute und Freunde unseres Gaues!
71) Volk und Scholle vom Januar 1934: O. Schmidtgen: Über Heimatforschung.
72) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom Juni 1936: Wolf Braumüller: Die Dietrich-Eckart-Bühne / Grundlage einer neuen dramatischen Architektur.
73) Rheinische Blätter vom Mai 1933: Eugen Lüthgen: Volk, Wissenschaft und Kunst.
74) Die Westmark vom Oktober 1936: Alfred Rosenberg: Weltanschauung und Kunst.
75) Die Heimat vom Januar 1935: Carl Petersen: Heimatwissenschaft und Volkstumspflege,
76) Monatshefte für Mecklenburg vom Oktober 1936: Th. v. Wolff, Gaufrauenschaftsleiterin.
77) Ich lese vom Juli 1936: Hans-Jürgen Nierentz: Heinrich Lersch.
78) Die Westmark vom Januar 1934: Mitteilungen der Schriftleitung.
79) Die Musik vom Februar 1937: Karnevalistische Musikbetrachtung.
80) Im September 1936: Volkskunst und hohe Kunst.
81) Juniheft 1936.
82) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom November 1935: Heinz-Ernst Pfeiffer: Hans Wurst — der Neuberin Feind.
83) Kulturpolitik vom 24. Oktober 1936.
84) Niedersachsen vom August 1936: Hermann Kube: Herrenhausen ersteht in neuer Blüte.
85) Die Musik vom September 1934: Richtlinien für die Musikarbeit der NS.-Kulturgemeinde.
86) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom Juli 1935: Werner Kurz: Junge deutsche Dramatiker.
87) Die Musik vom Januar 1936: Kurt Herbst: Leitfaden zu einer musikalischen Gesamtreform.
88) Die Völkische Kunst vom August 1935: Otto Bramm: Germanische Symbolik und deutsche Volkskunst.
89) Die Westmark vom Juni 1936.

90) Die Westmark vom Juli/August 1934: Martha Saalfeld: Neue Gedichte.
91) Volkstum und Heimat vom Juni 1936: Franz Josef Schnurer: Oberbayerns Brauchtum in Jahres- und Lebenslauf.
92) Karl Benno von Mechow: Das ländliche Jahr, München 1930.
93) Schwabenland vom März 1937: Josef Hans Biehler: Die Bedeutung der Zeichen in der Oberallgäuer Bauernwirtschaft.
94) Niedersachsen vom Dezember 1934: Weihnachtsmann und Christkind / Eine volkskundliche Übersichtskarte.
95) Niedersachsen vom Dezember 1934: Siegfried Lehmann: Das Nachleben der germanischen Julfeier in unseren Weihnachtssitten.
96) Volk und Scholle vom Juni 1936: Heinrich Winter: Winterliche Schreckgestalten / Ein Versuch zur Deutung aus dem Brauchtum des Odenwaldes.
97) Das Land vom Dezember 1933: Lembke: Vorweihnacht.
98) Der Oberschlesier vom Dezember 1936: Alfons Perlik: Oberschlesischer Volksglaube und Volksbrauch am Andreastage.
99) Volk und Scholle vom Dezember 1935: Heinrich Winter: Das Herz als Sinnbild der Mittwinternacht.
100) Die Musik vom Dezember 1936: Alfred von Ehrmann: Brahms'sche Weihnachten.
101) Volkstum und Heimat vom März 1937: Hans Niggemann: Die Ur-Osterfeier.
102) Der Oberschlesier vom Dezember 1936: Oberschlesische Volkskunde.
103) Volk und Scholle vom Juli 1934: Heimatfreundkalender für 1935.
104) Niedersachsen vom März 1936.
105) Rheinische Blätter vom Januar 1937: Erwin Metzner: Volksbrauchtum im Jahres- und Lebenslauf.
Siehe auch: Die Westmark vom Dezember 1936.
106) Volkstum und Heimat vom Oktober 1934: H. N.: Herbstzeit — Totenzeit.
107) Monatshefte für Mecklenburg vom Juni 1937: Gerhard Friedrich: Liebeslied.
108) Volk und Scholle vom August 1934: Ludwig Nies: Heim, in das Land der Ahnen . . .
109) Monatshefte für Mecklenburg vom Januar 1937: Gerhard Friedrich: Höher hinauf!
110) Ich lese vom Februar 1937: Ernst Behrends: Lebensspruch.
111) Niedersachsen vom Dezember 1936: Ruth Schaumann: Das Müffchen.
112) Ich lese vom Mai 1935: Erwin Wickert: Frauenjahr.
113) Monatshefte für Mecklenburg vom Dezember 1936: Richard Wossidlo: Brautkronen.
114) Volk und Scholle vom April 1935: Werner Haverbeck.
115) Ich lese vom Juni 1935: Walter Groß.
116) Alfred Rosenberg: Gestaltung der Idee, München 1936.
117) Rheinische Blätter vom Juni 1935: Helmut May: Populäre oder volksverbundene Kunst?
118) Schwabenland vom April 1936: C. Haupt: Zwei unnatürliche Grenzen.
119) Volk und Scholle vom Februar 1935: Adolf Müller: Zersplitterung, Wehrlosigkeit, Knechtschaft.
120) Im Februar 1936: Carla Meyer-Rasch: Die Entwicklung des Seidenbaues in der alten Herzogstadt.
121) Aus der Kulturrede auf dem Reichsparteitag 1934.
122) Ich lese vom Juni 1935: Alfred Rosenberg: Symbole des Lebens.
123) Rheinische Blätter vom April 1935: Hans Schwarz: Theoderich.
124) Kunst und Volk vom November 1936: Eberhard Preime: Meisterwerke deutscher Plastik: Steinerne Hände des 13. Jahrhunderts.
125) Rheinische Blätter vom Dezember 1936, vom April 1934 und vom November 1934.
126) Rheinische Blätter vom Juni 1935: Theodor Seidenfaden: Flucht und Heimkehr.
127) Die Musik vom Juni 1937: Arnold Schering: Die Sendung Glucks.
128) Der Oberschlesier vom Juni/Juli 1936: Schlußwort.
129) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom November 1936: Wolf Braumüller: Kleist und unsere Zeit.
130) Rheinische Blätter vom September 1935: Johannes Klein: Hölderlin oder das Heldentum der Stille.
131) Die Völkische Kunst vom August 1935: Hugo Kubsch: Ludwig Richter, der Maler der deutschen Familie.
132) Die Völkische Kunst vom März 1935: Adolph Menzel.
133) Niedersachsen vom Juli 1934: Programm der Gedenktage für Widukind und Heinrich den Löwen.
134) Die Westmark vom Oktober 1936: Hermann Emrich: Zur Gegenwartslage des deutschen Geistes.
135) Völkischer Beobachter, Münch. Ausg., vom 18. Juni 1936: Alfred Müller-Henning: Lebensgesetz im deutschen Tanz.
136) Die Musik vom Oktober 1935: Musik auf dem Rückzug.

137) Die Musik vom Januar 1935: Paul von Klenau: über die Musik meiner Oper „Michael Kohlhaas".
138) Die Westmark vom März 1936: Jorg Lampe: Soll Kunst Tendenz sein?
139) Rheinische Blätter vom Juni 1933: Oskar Karpa: Künstler oder — Kunst!
140) Die Westmark vom September 1934: Kurt Kölsch: Kultur aus Volkstum und Heimat.
141) Die Musik vom September 1934.
142) Volkstum und Heimat vom Mai 1936: R. Feichtenbeiner: Das ländliche Handwerk und seine Aufgaben.
143) Die Musik vom Januar 1935: Friedrich W. Herzog: Der Fall Hindemith—Furtwängler.
144) Die Musik vom November 1934: Kritik / Musikalien.
145) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom Juni 1936: Uraufführungen im Reich.
146) Monatshefte für Mecklenburg vom Oktober 1936: Paul Gossel: Aus meinem Sammelkasten.
147) Bausteine zum deutschen Nationaltheater: Sonderheft: Theaterspielplan 1934/35.
148) Kunst und Volk vom Februar 1936.
149) Kunst und Volk vom Mai 1936.
150) Kunst und Volk vom März 1936: Köpfe aus dem Volk.
151) Kunst und Volk vom Dezember 1936: Hans Wühr: Meisterblätter deutscher Graphik: Lucas Cranach d. Ä.: Die Ruhe auf der Flucht.
152) Kunst und Volk vom November 1936: Zuschrift und Antwort.
153) Im April 1935: Kunstwerke der Heimat.
154) Unsere Heimat vom August 1935: Kurt Kölsch: Zum Geleit.
155) Monatshefte für Mecklenburg vom April 1933: Zum hundertsten Heft!
156) Goebbels spricht / Reden aus Kampf und Sieg, Oldenburg i. O., S. 72.
157) Im Februar 1937: Paul Eckhardt: Streitgespräche der Gegenwart.
158) Neue Mannheimer Zeitung, Mittagsausgabe, vom 6. Mai 1936.
159) Altheimatland vom 3. März 1936.
160) Rheinische Blätter vom Mai 1933: Robert Huber: Wille und Weg.
161) Der Zeitschriften-Verleger vom 12. Juni 1935: Alfred Hoffmann: Zeitschrift und Volk.
162) Monatshefte für Mecklenburg vom April 1933: Dem „hundertsten" der Mecklenburgischen Monatshefte zum Gruß!
163) Im Januar 1933: Karl Sczodrok: Der Eckpfeiler Schlesien.
164) Die Westmark: Sonderdruck des Jahrganges 1935/36: Kurt Kölsch: Kulturpolitik der Westmark.
165) Volk und Scholle vom Juli 1934: Josef Schopp: Sagen aus dem vorderen Odenwalde.
166) Das Bollwerk vom Mai 1937: Kleine Geschichten um George / Bertha Drews erzählt.
167) Der Oberschlesier, z. B. im Dezember 1933: Deutsche Weihnachten 1933.
168) Im Februar 1935: An die Niedersachsen im Ausland.
169) Rheinische Blätter vom September 1933: Gestaltung der neuen deutschen Frau / Ein Gespräch.
170) Deutsche Presse Nr. 14, 1935: Wilhelm Westecker: Vom Feuilleton zur Volkskultur.
171) Der Zeitschriften-Verleger vom 23. Oktober 1935: G. Menz: Wort und Bild in der Zeitschrift.
172) Der Angriff vom 30. Oktober 1936: Hans Schwarz van Berk: Goebbels und die Berliner.
173) Im Mai 1936: Unsere Meinung.
174) Im April 1936.
175) Ich lese vom Juni 1935: Heinrich Eckmann: Lebensbericht.
176) Das Bollwerk vom Februar 1936: Otto Graunke: Min' Muddersprak.
177) Schwabenland vom März 1935: A. Lämmle.
178) Monatshefte für Mecklenburg vom Dezember 1936: Fierawend.
179) Monatshefte für Mecklenburg vom Dezember 1936: Walter Köster: In't Düsterwarden.
180) Schwabenland vom Juli 1936: Michael Eberhardt: A Gruaß vom Kesseltal.
181) Niedersachsen vom Oktober 1933: Hermann Claudius: De Ole.
182) Rheinische Blätter vom Januar 1934: Hugo Boesen: Der Rang des Seelischen im Feierabendwerk.
183) Josef Goebbels: Der Angriff / Aufsätze aus der Kampfzeit, München 1935, Vorwort von Hans Schwarz van Berk.
184) Rheinische Blätter vom Juni 1934: Theodor Seidenfaden: Die Dichtung in der völkischen Schule.
185) Im März 1937: Kurt Stock: Der Laubenmarkt zu Marienburg.
186) Schwabenland vom Juli 1936: R. Schnetzer.
187) Schwabenland vom März 1934.
188) Deutscher Kulturwart vom Januar/Februar 1935: Fr. P. Puls: „Neu Land — Neu Land".
189) Mitteilung von Hauptschriftleiter Herbert Gerigk an den Verfasser im März 1937.
190) Die völkische Kunst vom Dezember 1935: Anmerkung Seite 350.
191) Persönliche Mitteilung von Hauptschriftleiter Werner Rittich an den Verfasser vom März 1937.
192) In der Ausgabe vom 23. Juni 1936.

193) In der Ausgabe vom 12. Juli 1936.
194) Die Völkische Kunst vom Februar 1936: Mitteilung des Verlages.
195) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom Dezember 1934: Aus der Arbeit der NS.-Kulturgemeinde.
196) Im Februar 1936.
197) Allgemeine Zeitung, Chemnitz, vom 27. November 1936.
198) Die Musik, Jahrgang 1, Heft 1, 1. Oktober 1901.
199) Die Musik vom April 1934: An unsere Leser.
200) Die Musik vom September 1934: Dr. W. Stang: Anordnung.
201) Die Musik vom Oktober 1936: An die Leser und Mitarbeiter.
202) Volkstum und Heimat vom April 1934: Zum Geleit!
203) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom Januar 1934: Werner Kurz: Programm und Name der Bausteine.
204) Interner Bericht der Abteilung Theater in der NS.-Kulturgemeinde für Reichsleiter Rosenberg über die „Bausteine zum deutschen Nationaltheater". (Mai 1936.)
205) Deutscher Kulturwart vom Juli 1934: Lieber Vereinsführer!
206) Deutscher Kulturwart vom Januar/Februar 1935: Josef Buchhorn: Zu neuen Ufern lockt ein neuer Weg.
207) Im Oktober 1935: Bekanntmachungsteil.
208) Deutscher Kulturwart vom September 1935: Josef Buchhorn: An die Leser und Mitarbeiter des „Deutschen Kulturwarts".
209) Rheinische Blätter vom Januar 1933: Robert Huber: Zum 10. Jahrgang.
210) Der Oberschlesier vom Mai 1934: Karl Kaisig: Der oberschlesische Kulturverband.
211) Briefliche Mitteilung des stellv. Hauptschriftleiters Camillo Sangiorgio an den Verfasser vom 24. März 1937.
212) Die Westmark vom Oktober 1933: Reichsjustizkommissar Dr. Frank.
213) Die Westmark vom Oktober 1933: Gotthard Urban, Reichsgeschäftsführer des Kampfbundes für deutsche Kultur.
214) Die Westmark vom März 1935: Kulturelle Rückgliederung.
215) Die Westmark vom Oktober 1935: Mitteilungen der Schriftleitung.
216) Die Heimat, Jahrgang 1, Nr. 1, Januar 1891: An unsere Leser!
217) Die Heimat vom Januar 1915: Vereinsnachrichten.
218) Die Heimat vom Januar 1935: Peter Paulsen: Heimatforschung in der Kulturabteilung des Gaues Schleswig-Holstein.
219) Die Heimat vom Januar 1937: An unsere Leser!
220) Volk und Scholle vom Februar 1934: Ansprache des Landschaftsführers Ringshausen.
221) Der junge Osten vom Oktober 1935: Horst Kerutt: Der junge Osten.
222) Das Bollwerk vom Februar 1934.
223) Das Bollwerk vom Februar 1935: Günter Deltze von Lobenthal: Ein Jahr „Bollwerk".
224) Das Bollwerk vom Januar 1937: Das Jahr 1937.
225) Kulturdienst der NS.-Kulturgemeinde, Nr. 74, 1936: Eine neue Heimatzeitschrift der NS.-Kulturgemeinde.
226) Monatshefte für Mecklenburg vom Oktober 1936: Zum Geleit.
227) Monatshefte für Mecklenburg vom Oktober 1936: Vorwort des Herausgebers.
228) Briefliche Mitteilungen des Amtes Feierabend an den Verfasser vom 20. August 1937 und vom 9. September 1937.
229) Niedersachsen vom März 1933: Kurt Voß: Kultur im Umbruch der Zeit.
230) Näheres siehe: Schwäbische Naturkunde, 1. Jahrgang, Nr. 1, 1933/34, Zum Geleit!
231) Die Musik vom Oktober 1932: An unsere Leser.
232) Rheinische Blätter vom Mai 1934: Wie dieses Heft entstand.
233) Die Westmark vom Juli/August 1934: Mitteilungen der Schriftleitung.
234) Persönliche Mitteilung von Schriftleiter Josef Buchhorn an den Verfasser vom März 1937.
235) Im Februar 1936: Josef Buchhorn: Die Rechenschaft.
236) Im April 1934: Mitteilungen der Schriftleitung.
237) In der Nummer vom 12. Dezember 1936.
238) Norddeutsche Zeitung vom 25. August 1936.
239) Ahlfelder Zeitung vom 20. August 1936.
240) Bausteine zum deutschen Nationaltheater vom November 1934.
241) Josef Goebbels: Kampf um Berlin, München 1932.
242) Persönliche Mitteilung an den Verfasser vom März 1937.
243) Rheinische Blätter vom November 1935: Otto H. Förster: Die Stadt in der Landschaft.
244) Im September 1934: Zu den Bildern des Heftes.
245) Im Juni/Juli-Heft 1936: Gelbe Beilage: Mitteilung an unsere Bezieher!

246) Der Oberschlesier vom Juni 1933: Vorwort.
247) Die Nummern vom Oktober und November 1933.
248) In den Nummern vom Oktober, November und Dezember 1933.
249) Etwa im Niederrhein-Sonderheft vom August 1933.
250) Im Oktober/November 1934: Liebe Leser!
251) Der Zeitschriften-Verleger, Nr. 29, 1936: Willy Stiewe: Die Sorge um das Titelblatt.
252) Münchener Neueste Nachrichten vom 22. Dezember 1936.
253) Völkischer Beobachter vom 16. Oktober 1936.
254) Allgemeine Zeitung, Chemnitz, vom 27. November 1936.
255) Rheinische Blätter vom Januar 1935: Rheinischer Guckkasten.
256) Volkstum und Heimat vom Januar/Februar 1935.
257) Die Westmark vom Oktober 1933 und April 1936: Mitteilungen der Schriftleitung.
258) Die Westmark vom Oktober 1933: E. Fr. Rasche: Westmark und Reich.
259) Die Westmark vom April 1936: Mitteilungen der Schriftleitung.
260) Im Märzheft 1934: Ludwig Wegele: Erdgeschichte als Grundfrage der Heimatkunde.
261) Fußnote im Aprilheft 1934.
262) Persönliche Mitteilung von Karl Künkler an den Verfasser im März 1937.
263) Westhavelländische Tageszeitung, Rathenow, vom 15. April 1936.

Lebenslauf

des Gerhard Ludwig Wilhelm Soehle

Ich bin am 16. November 1914 in Neuhaus am Rennweg in Thüringen geboren. Mein Vater war Lehrer und fiel am 22. November 1914 in den Kämpfen bei Lodz. Mein Stiefvater ist der Kaufmann Fritz Knüpfer aus Rudolstadt in Thüringen.

Die erste Schulausbildung erhielt ich von Ostern 1921 bis Ostern 1925 in der Volksschule meines Heimatortes; dann trat ich in die Sexta der Oberrealschule in Coburg ein. Seit November 1925 besuchte ich jedoch die Oberrealschule in Hirschberg im Riesengebirge und von Ostern 1930 bis Ostern 1934 das Reform-Realgymnasium derselben Stadt.

Nach dem Abitur erhielt ich die Hochschulreife und begann mit dem Winterhalbjahr 1934/35 in München das Studium der Zeitungswissenschaft, Deutschen Literatur und Kunstgeschichte. Während sechs Semestern habe ich bei folgenden Hochschullehrern gehört: Alt, Borcherdt, Brecht, Carell, d'Ester, Dresler, Evers, Guido Fischer, Helmut Fischer, Grunsky, Haushofer, Jantzen, Kutscher, Karl Alexander v. Müller, Pinder, Walther Rehm, Tietze. In den Winterhalbjahren 1935/36 und 1936/37 habe ich am Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten teilgenommen.

Die Dissertation ist unter Leitung von Herrn Prof. Dr. d'Ester entstanden.

Ich beurkunde ausdrücklich, daß ich zur Vorbereitung meiner schriftlichen Arbeit und der mündlichen Prüfung die Dienste keines jüdischen Repetitors in Anspruch genommen habe.